RECAP

902
701
.120

ANNEX LIB.

EX

rary of

Princeto ity.

Germanic
Seminary.

Presented by

Digitized by Google

Seek Virtue, and of that
possest To providence resign
the rest: ytn Scherr
und Thess.

Digitized by Google

in Berlin.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

20

Herausgegeben

von

Biester.

Zwanzigster Band.

Julius bis Dezember 1792.

Gedruckt zu Jena, 1792.

Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung

in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des zwanzigsten Bandes.

Julius.

1. An Klio. Horaz, Buch I, Ode 12. Von Herrn Professor Ramler Seite 1

2. Ueber die inländischen Kolonieen der Europäer. Von Herrn Grafen zu Ranzau auf Aschberg 12

3. Am Sarge Friedrichs. An den Kronprinzen von Preussen. Von Frau von Korzfleisch 42

4. Die vier Kontrakte, eine wahrheitvolle Geschichte. Von Herrn A*** 43

5. Fragen über die Empirische Seelenlehre. Von Herrn Professor Bardili 62

6. Predigten über Esel. Ein Beitrag zur Literargeschichte des Homiletischen Faches 79

7. Berlinische Geburts- und Sterbelisten vom 2ten Quartal des J. 1792 104

Mit dem Bildniß des Königl. Preuss. Staats- Finanz- und Kriegsministers Herrn von Struensee. Von Sinzenich gestochen.

0902/
nol 496491

Au-

Digitized by Google

August.

1. Der Seefahrer und Archytas's Schatten. Horaz, Buch I, Ode 28. Von Herrn Professor Ramler Seite 105

2. Der arme Freie; eine Erzählung. Von Herrn Geh. Justizrath Möser 113

3. Briefe eines reisenden Berliners. (Ueber die neuesten Berlinischen Kalender.) 142

4. Ueber den Luxus 153

5. Ueber Leben und Tod. Von Benjam. Franklin 162

6. Briefe über Polen und Preussen (fortgesetzt; man s. Jul.). Thorn 166

7. Vermächtniß des Geh. Rath Freiherrn von Dankelmann zum Besten der Anatomie. 182

8. Unbekannte Gesetze; ein Gegenstück zu den unbekannten Obern 184

9. Ein witziger Einfall von Chapelle, unrichtig von Herrn Rath Schulz übersetzt 189

10. Ein Jesuit und Magus aus Rom nimmt, für Deutschland, die Protestantische Religion an 191

Digitized by Google

September.

1. Drei Reskripte des Herzogs von Meklenburg-Schwerin, die Hemmung des Wildschadens betreffend. (Nebst einer Nachricht von des Herrn Geh. Rath Oelrichs neuer Schrift: Das Leuthenerrecht.) Seite 193

2. Ueber den Gang des menschlichen Geistes in der Ausbildung seiner Religionsbegriffe. Von Herrn Rektor Vogel 203

3. Ein paar Meinungen, vielleicht Vorurtheile, in Rücksicht auf itzige Zeiten. Aus dem Hannöverschen 229

4. Bericht der Untersuchungsdeputazion über den Finanz-Zustand Polens vom J. 1786 bis 1788. (Ein Auszug aus der Polnischen Staatsschrift darüber, 1791, 4.) Von Herrn Professor Steiner 237

5. Nachricht von dem Schwärmer Detry, und von dem Königl. Preussischen Mandate gegen sein Buch 278

Oktober.

1. Fabel von Herrn Pfeffel (s. Junius, Nr. 1), und Verse von Herrn Prof. Ramler darüber, ins Holländische übersetzt Seite 285

2. Ueber den Gang des menschlichen Geistes in der Ausbildung seiner Religionsbegriffe. (Beschluß; man s. Septemb. N. 2.). Von Herrn Rektor Vogel 292

3. Ueber Luxus, Trägheit und Fleiß. Von Benjamin Franklin, 1784 314

4. Gedichte über drei Gemälde in der Gallerie zu Dresden. Von Herrn Magister Conz 324

5. Einige Anmerkungen zu einigen Stellen in Robertsons Werk über Indien 330

6. Antipathetisches Mittel gegen die Raupen 341

7. Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde. Bruchstück aus einem größern Werke 346

8. Nachricht von des Herrn Prediger Müller Sextanten und astronomischen Tafeln zur richtigen Stellung der Uhren 355

9. Ueber Arbeitsschulen. Von Herrn Prediger Riemann 362

10. Berlinische Geburts- und Sterbelisten vom 3ten Quartal des Kirchenjahrs 1792 391

November.

1. Ueber den Reichthum. Horaz, Buch III, Ode 24. Von Herrn Professor Kamler Seite 393

2. Welche von den Europäischen Nazionen hat das Merkantilsystem zuerst vollständig in Ausübung gebracht? Von Herrn Professor Hegewisch 401

3. An Sophia, 1785. Von Herrn Prediger Becker 413

4. Hackert, aus Prenzlau, itzt in Neapel. Von Herrn Hofrath Moritz. 417

5. Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats 419

6. Ueber den verdeutschten Einfall von Chapelle (man s. August Nr. 9). Von Herrn Rath Schulz 444

7. Greenwich-Hospital und Deptford. Von Herrn Doktor und Professor Stäudlin 452

8. Gedanken eines Engländers (Dr. Will. Thomson) über die gegenwärtigen Streitigkeiten in Betref des Wesens und Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft und der Staatsverfassung 479

9. Nachricht über die Akademische Deputazion zur Ausbildung der Vaterländischen Sprache. Von Herrn Hofrath Moritz 491

10. Nachtrag zu einer Anmerkung (s. Nr. 1, S. 400). Von Herrn Prof. Kamler 494

Dezember.

1. Gelübde für Augustus's sieghafte Rückkehr von dem Feldzuge wider die Sikambrer. Horaz, Buch IV, Ode 2. Von Herrn Prof. Kamler Seite 495

2. Ueber den wahren Grundsatz der Handelsgesetzgebung, und über die Vorbereitungsmittel, das Handelsverkehr unter allen Völkern zum möglich höchsten Grade zu erweitern und zu befördern 502

3. Nachrichten von der Ermordung des Königs von Schweden Gustav III; nebst Darstellung des gegen die Staatsverbrecher geführten Kriminalprozesses. Nach Anleitung der durch den Druck bekannt gemachten Protokolle des Hofgerichts zu Stockholm 535

4. Einige Nachrichten von Trankenbar auf Koromandel. Von dem Missionarius Herrn John daselbst 585

5. Ueber öffentliche Erziehung 597

Berlinische Monatsschrift

1792. Julius.

I.

An die Klio.

Horazens zwölfte Ode des ersten Buches.

— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑

Welchen Helden, Halbgott und Gott, o Klio,
Preis't die Leier oder die helle Flöte?
Wessen Namen singt dir der freudenvolle
Nachhall entgegen,

In den Helikonischen Grotten, oder
Auf dem Pindus, oder dem kalten Hämus?
Wo die Steine vor zu dem liederreichen
Orpheus sich drängten,

Der den Strom im Fall und die schnellen Winde
Aufhielt; und so göttlich nach seiner Mutter
Kunst die Saiten rührte, daß Eichenwälder
Horchten und folgten.

Wen besing' ich eher, als Ihn, der Götter
Und der Menschen König? (der Väter Loblied!)
Erd' und Meer regieret er und des Himmels
Wechselnde Horen.

Nichts erzeugt er größeres, als er selbst ist;
Nichts lebt, was ihm gleicht und den zweiten Rang
heischt:
Doch darf seinem höheren Thron am nächsten
Pallas sich setzen.

Kühner Streiter, Bakchus, auch dich verschweig' ich
Nicht; noch dich, o Jungfrau, den wilden Thieren
Furchtbar; dich nicht, Delius, mit unfehlbar
Treffendem Bogen.

Auch Aleiden sing' ich; und Ledens Söhne,
Auf dem Streitroß diesen, im Faustkampf jenen
Unbezwinglich. Wann ihr Gestirn dem zagen
Steuermann funkelt:

Schäumt die Fluth nicht länger am Felsenufer,
Sinkt des Sturmwinds Flügel, entfliehn die Wolken,
Und — ihr Wink gebeut es — die hohe Welle
Bettet ins Meer sich.

Soll ich Romuln dann, und den Friedenszepter
Numa's, und Tarquinius königlichen
Pomp erheben, oder des edeln Kato
Rühmlichen Hintritt?

Nicht mit schwachen Tönen beginnt die Muse
Reguls und der Skauren und Pauls, der seinen
Heldengeist dem Punischen Sieger hingab,
Und des Fabriz Lob.

Ihn,

Ja, so rufen Manche, mit Gewalt
Will man uns Alles nehmen, was uns alt
Und heilig ist, was unsre Väter
Uns gaben, was wir selbst
Mit Blut und Leben, mit Gut und Blut erwarben,
Drum Brüder Deutsche, auf zum heil'gen Kampf!
Wenn, wo im Osten Feinde wüthen,
Wenn, wo im Westen Feinde lauern,
Dann wollen wir Euch, Ihr Feinde Gott!
Vom ersten Feind bis zum letzten Feind
Ist sonst nur Eigenes zu seyn Feind
Und Deutsches Feind zu nennen
Ist gar kein Feind!
Ihr Deutsche — Ihr seyd Alle Brüder
Und Alle Deutsche Brüder sind Ihr Euch!
Ihr Deutsche — Ihr seyd Alle Brüder
Und Alle Brüder sind Ihr Euch!
Ihr Deutsche — Ihr seyd Alle Brüder
Und Alle Brüder sind Ihr Euch!

Wenn wir so singen, wenn wir so sagen,
Ist auch in uns gekommen
Deutsches Blut.

Wesen und Form, die Mission Englands, gewann, wie Sie wissen, in Deutschland eine Bedeutung, wie sie ihr in keinem anderen Lande zu Theil geworden ist. Ich will nicht sagen, daß Deutschland sich in Shakespeare verliebt hat, aber es hat ihn geheirathet, und wenn es auch nicht mit ihm lebt, so ist es doch mit ihm verheirathet. Shakespeare ist der Gemahl, Deutschland die Gemahlin, und Sie wissen, daß Gemahl und Gemahlin nicht immer zusammen leben. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, und wenn er es nicht besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht.

Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht.

Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht. Shakespeare ist der Gemahl, der Deutschland nicht immer besucht, aber wenn er es besucht, so ist es ein Ereigniß, daß er es nicht besucht.

rat; die Sonne regiert das Jahr oder die Jahreszeiten. Beim Virgil wird der Herrscher über die Jahreszeiten tempestatum potens genannt.

— — — Willst du die Städte beschützen,
Cäsar, die Zonen der Erde beseligen, soll dich der Weltkreis
Als den Geber der Früchte, den Herrscher der Horen empfangen.
Landbau I, 27.

V. 17. Nichts erzeugt er Größeres, als er selbst ist.) Jupiter war grösser, als Saturnus, der ihm weichen mußte; ihm selbst aber kam keiner unter seinen zahlreichen Söhnen gleich. Doch war er einst in Gefahr durch einen Sohn die Oberherrschaft zu verlieren. Nach dem Schlusse des Schicksals, wie wir aus dem Hesiodus sehen, sollte seine erste Gemahlin Metis eine Tochter, dem Vater an Stärke und Weisheit gleich, und hernach einen Sohn gebären, der König der Götter und Menschen werden würde: Jupiter verschlang also die Metis, die bereits schwanger war, und gebar nun aus seinem eigenen Haupte die Minerva, die weiseste und tapferste unter den übrigen Göttern und Göttinnen, die Horaz also mit Recht die nächste nach dem Jupiter nennen konnte.

V. 21. Kühner Streiter, Bakchus.) Dieses war er, sowohl im Gigantenkriege, als auf seinen Feldzügen durch Indien. Auch hat es Horaz nicht bei dem bloßen Versprechen ihn zu besingen bewenden lassen, sondern hat ihn in einer besondern Ode (II, 19) wirklich besungen.

V. 22—24. Jungfrau, den wilden Thieren furchtbar — Delius mit unfehlbar treffendem Bogen.) Beide waren große Gottheiten, denen man oft Gelegenheit hatte Opfer zu bringen, weil sie viele Aemter verwalteten. Außer den Apollinarischen Spielen, die dem Apollo alle Jahre angestellt wurden, ließ Augustus alle fünf Jahre ihm zu Ehren die Aktischen Spiele halten, und alle hundert Jahre ward er und Diana vorzüglich durch die Säkularischen verehrt. Auch hat Horaz beide Gottheiten in eignen Oden und besonders in dem Säkularischen Gesange besungen.

V. 25. Auch Alciden sing' ich.) Dem Herkules giebt der Dichter in einer andern Ode in wenigen Worten ein Lob, das ihn über die Götter erhebt. Seine

Hand, sagt er, hat die Erdensöhne bezwungen, vor welchen des alten Saturns strahlende Burg erzitterte. Anderer Stellen nicht zu gedenken.

V. 25—32. Ledens Söhne, auf dem Streitroß diesen, im Faustkampf jenen unbezwinglich u. s. w.) Den Kastor und Pollux besingt der Dichter durch diese acht Verse wirklich: den Kastor, als einen tapfern Streiter zu Pferde und den Pollux, als einen tapfern Faustkämpfer, vornehmlich aber beide als Schutzgötter der Seefahrer. Ihren Schutz beschreibt er ausführlicher: wenn ihr Gestirn aufgeht, schäumt die Brandung nicht mehr an den Klippen, die Stürme legen sich, die Regengüsse hören auf, und das Meer wirft keine hohen Wellen mehr; vier Gedanken, statt des einen: Sie bringen den Seefahrern gutes Wetter. — Dem zagen Steuermann, anstatt dem verzagten: das Wort zag war bei unsern Alten als ein Adjektivum und Adverbium im Gebrauch.

V. 33—35. Soll ich Romuln dann und den Friedenszepter Numa's und Tarquinius königlichen Pomp erheben?) Durch Anführung dieser drei Könige schildert er die Eigenschaften eines Regenten. Augustus (läßt sich dabei denken) besaß sie alle drei. Seine glücklich geführten Kriege machen ihn dem Romulus gleich, dessen Namen man ihm auch Anfangs beilegen wollte; seine Einrichtung im Gottesdienst, Erbauung und Verbesserung vieler Tempel, Verschließung des Janustempels, machen ihn dem Numa gleich; und die königliche Verschönerung der Stadt, von der er, nach Suetons Bericht, sagen konnte: er habe sie steinern gefunden, und hinterlasse sie marmorn; erheben ihn über die Pracht des Tarquinius Priscus, der, nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber, Rom mit einer bessern Mauer umgeben, das Forum mit bedeckten Gängen verschönert, unterirdische Kanäle angelegt, die zu Plinius Zeiten, das heißt nach achthundert Jahren, noch standen, das Amphitheater ausgebaut, und den Grund zum Kapitol gelegt hatte.

V. 35, 36. Oder des edeln Kato rühmlichen Hintritt?) Vielleicht würde hier Mancher lieber lesen: Oder des großmuthsvollen Curtius Hintritt. Denn Bentley, und die ihm gefolgt sind, halten die Worte an Catonis für untergeschoben, und setzen in den Text: anne Curtî. Dieser Marcus Curtius stürzte sich ganz

ge-

gemacht, so können sie doch nicht anders als Schuldner
angesehen werden, und sind also auch nicht befugt, sich
der Gerichtsbarkeit ihrer Gläubiger zu entziehen. Wenn
sie sich aber dennoch ihrer Gerichtsbarkeit entziehen, so
können sie auch nicht verlangen, daß ihre Gläubiger
ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen soll

V. 38. Reguls und der Skauren und Pauls — — Lob.) Wenn anstatt der Skauren zwischen dem Regulus und Paulus die Graechen ständen, so hätte Horaz unmittelbar nach Kato noch vier andre große Männer genannt, die alle eines blutigen Todes gestorben waren. Dieser Gedanke hätte wohl irgend einem Bentley einfallen können. Denn der alte Skaurus war zwar ein vielvermögender beredter Mann, der nach dem Tode des Metellus den Vorzug desselben, als princeps senatus seine Stimme zuerst zu geben, erhalten hatte: daß ihn aber Horaz deswegen vorzüglich gelobt haben sollte, ist darum nicht wahrscheinlich, weil die Geschichte ihn zugleich als einen Mann beschreibt, der bei allen in den Verdacht gerathen war, daß er sich unrechtmäßiger Mittel bedient habe, Reichthümer zu sammeln, und besonders, daß er sich durch die Schätze des Königsmörders Jugurtha habe bestechen lassen. Und was den andern Skaurus betrifft, so war er durch die Schätze dieses seines Vaters und noch mehr seiner Mutter und seines Stiefvaters Sylla, die alle Güter der Verbanneten an sich zogen, so reich geworden, daß er das allergrößeste und prächtigste Theater aufbauete und dem Volk einige Tage lang ausschweifend kostbare Schauspiele gab. Allein dieser ganz unsinnige Aufwand, welchen Plinius (XXXVI, 15) weitläuftig beschreibt, und mißbilligt, machte ihn noch weniger würdig, unter den angeführten Heroen zu stehen. Wer einwendet, Horaz würde ja die aufrührerischen Graechen nicht dem Augustus ins Gesicht gelobt haben, dem setze man den weit mehr schmeichelnden Virgil entgegen, der unter seine größesten Helden, am vorhin angeführten Orte, nicht die Skauren, wohl aber die Graechen gesetzt hat, deren die Römer, eben so wie des Kato, allemal mit großer Achtung erwähnt haben. Indessen wollte es der Uebersetzer doch nicht wagen, wider alle Handschriften diese Graechen dem Horaz unterzuschieben; er würde aber gefolgt sein, wenn er Vorgänger gehabt hätte.

Wer einen Roman zu Horazens Oden verfertigen wollte, der würde sagen: „Der Dichter hatte anfangs „wirklich die Graechen geschrieben; aber Mäcenas sagte: „streiche sie weg; Cäsar fürchtet sich vor solchen Grae„chen; er hat es sich neulich ausdrücklich merken las„sen. Sie dachten beide eine Weile nach, und ent„schlos-

„schlossen sich in der Geschwindigkeit zu den Skauren,
„und hierauf brachte Mäcenas die neue Ode seines
„Freundes dem Augustus.“ Ein anderer nicht unwahrscheinlicher Roman würde dieser sein: Einer von der Familie der Skauren, ein großer Liebhaber der Poesie, ließ einige Exemplare des Horaz abschreiben, und setzte ganz dreist den Namen der Skauren statt der Gracchen hinein; und nach diesen Abschriften sind endlich mehrere gemacht worden. — Ein Geisterbeschwörer mag den Schatten des Horaz herbeirufen, diese kleinen Romane zu berichtigen.

V. 38, 39. **Pauls, der seinen Heldengeist dem Punischen Sieger hingab.)** Paulus Aemilius ward als Konsul in der berühmten Schlacht bey Kanna wider seinen Willen von seinem Kollegen Varro, einem verwegenen plebeiischen Konsul, zum Treffen genöthigt. Als das Treffen verloren war, fand ihn ein Kriegestribun verwundet, und bot ihm sein Pferd an; er schlug es aber ab, und bat ihn, eilend nach Rom zu fliehen und dem Senat zu sagen, man möchte die Stadt in bessern Vertheidigungsstand setzen, er selbst wolle auf den Leichen seiner getödteten Soldaten sterben. Auch ward er bald von den Numidiern, die den Flüchtigen nachjagten, getödtet.

V. 40. **Und des Fabriz Lob.)** Fabricius ward als Gesandter an den König Pyrrhus geschickt, der ihn, als einen verdienstvollen Mann aus seiner Armuth reißen wollte, wenn er den Senat zur Genehmhaltung der vorgeschlagenen Friedensartikel bewegen wollte. Fabricius aber sagte, er wäre mit seiner Armuth sehr zufrieden, weil sie ihn nicht hinderte, die größten Ehrenstellen im Staat zu erlangen. Als ihn Pyrrhus den andern Tag durch einen versteckten ungeheuren Elephanten, der mit großem Geschrei den Rüssel über seinen Kopf strecken mußte, zu schrecken glaubte, lächelte Fabricius und sagte: Dein Gold hat mich gestern so wenig bewegt, als heute dein Elephant. Als endlich Fabricius zum Konsul erwählt und wider den Pyrrhus ins Feld geschickt ward, erhielt er von dem Arzt desselben einen Brief, worin er diesen gefährlichen Feind der Römer zu vergiften versprach, wenn man ihm eine gute Belohnung geben wollte. Fabricius schrieb sogleich an Pyrrhus, und warnte ihn. Dieser brach in die Worte aus: Könnte man doch eher die Sonne von ihrer Laufbahn abzie-

Capitän, als einem Fremden, um den Preis zu bieten, und Jeder, der ihn gewann, mußte ihn mit Gut und Blut vertheidigen.

Am 17. Juni. Der Tod hatte in der Nacht wieder Einen von uns hinweggerafft, und Viele lagen krank darnieder. Ich selbst war so schwach, daß ich kaum mehr aufstehen konnte, und mir Alles vor den Augen verschwamm. Ich sah nicht, daß Jemand um mich sich bekümmerte, und ich selbst hatte keine Lust, mich um Andere zu bekümmern. Ich lag auf meinem Lager, und dachte an Nichts, als an meine Krankheit, und an den Tod, der mir so nahe war. Ich hatte mich ganz aufgegeben, und wünschte nur, daß es bald vorüber wäre. Ich hatte Alles verloren, was mir lieb war, und Niemand war da, der mich bedauerte, oder mir Trost zusprach. Ich war ganz allein, und Niemand kümmerte sich um mich. Ich lag da, und dachte an meine Mutter, an meine Geschwister, an meine Freunde, an meine Heimath, und an Alles, was ich verloren hatte. Ich dachte an meine Jugend, an meine Hoffnungen, an meine Pläne, und an Alles, was ich nicht mehr erreichen konnte. Ich dachte an meine Sünden, und an meine Strafe, und an Alles, was ich nicht mehr gut machen konnte. Ich dachte an meine Zukunft, und an Alles, was ich nicht mehr erwarten konnte. Ich dachte an meine Vergangenheit, und an Alles, was ich nicht mehr vergessen konnte. Ich dachte an meine Gegenwart, und an Alles, was ich nicht mehr ertragen konnte. Ich dachte an meine Hoffnungslosigkeit, und an Alles, was ich nicht mehr ertragen konnte. Ich dachte an meine Verzweiflung, und an Alles, was ich nicht mehr ertragen konnte. Ich dachte an meine Verzweiflung, und an Alles, was ich nicht mehr ertragen konnte.

fünften Mal zum Diktator. Er überwand die Feinde glücklich, stillte hierauf den fürchterlichsten Tumult in Rom, gelobte der Konkordia einen Tempel, und starb zwei Jahre darauf im hohen Alter an der Pest.

V. 45, 46. Gleich dem Baum, unmerkbar in seinem Wuchse, steigt Marcells Ruhm.) Es ist höchst wahrscheinlich, daß Horaz hier eigentlich den Markus Klaudius Marcellus meint, der fünfmahl Konsul ward, und den man das Schwert der Römer nannte. Er hatte gegen Hannibal einmal mit gleichem Verlust, einmal unglücklich, und einmal sehr glücklich gefochten. Zuletzt war er von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt worden, wobei er das Leben verlor. Sein Ruhm wächst dadurch besonders, daß jetzt ein anderer junger Marcellus, der siebzehnjährige Sohn der Oktavia, seinen Namen wieder empor bringt. Um dieses desto leichter hinzuzudenken, setzt der Dichter den grossen Marcellus ganz zuletzt, neben Julius Cäsar und Augustus: welches sehr fein ausgedacht ist. Eine grobe Schmeichelei läßt sich von unserm Dichter nicht denken.

V. 46 — 48. Sieh, wie vor allen — — — Julius Stern glänzt!) Kurz nach Julius Cäsars Tode erschien ein Komet; und die Römer ließen sich bereden, Cäsars Seele sei unter dieser Gestalt an den Himmel versetzt worden. Auch wird er auf verschiedenen Schaumünzen mit einem Kometen auf dem Haupte abgebildet. Durch diesen Juliusstern wird der Uebergang zum Cäsar Augustus gemacht, der zur Julischen Familie gehörte.

V. 51, 52. Dir verlieh es den ersten Zepter, gönn' ihm den Zweiten.) Wenn man damals das Römische Reich für das mächtigste auf dem Erdboden hielt, und wenn Augustus in diesem mächtigsten aller Reiche der oberste war, so folgte ganz natürlich, daß über ihm keiner sein konnte, als der große Jupiter. Hier fanden also die Römer keine schmeichlerische Uebertreibung, und so voll auch Horaz den Mund zu nehmen scheint, so konnte doch dieser Ausdruck mit der Wahrheitsliebe des Dichters bestehen.

V. 53,

Ueber die orthodoxen Schriften der Russen.

Man hat schon oft darüber geklagt, daß unsere Nachbarinnen gegen uns verschlossen, und wir mit ihrer Literatur fast unbekannt wären. Ich will daher einige Nachrichten von der Literatur der Russen, und besonders von ihren orthodoxen Schriften, mittheilen, die ich theils aus Büchern, theils aus mündlichen Erkundigungen gesammelt habe.

Die Russen haben, wie bekannt, ihre Religion, Literatur und Cultur von Griechenland, und

---

1) Man s. die Abhandlung des Herrn Professor Schlözer über die Russische Literatur, in seinem Nestor, 1 Th. S. 1 u. f.

de sich Griechenland keinesweges mit den volkreichen Ländern unsers Zeitalters, in Hinsicht der Bevölkerung, messen können. Allein, man bedenke nur: daß, nach der Verfassung jener Zeiten, große Bevölkerung kein nothwendiges Erforderniß zur Erhaltung der Staaten; und daß Griechenlands Bewohner größtentheils freie, an der Regierungsverwaltung theilnehmende, Bürger waren. Denn, der Bürger (in diesem engern Sinne des Wortes) kann ein Staat leicht zu viel bekommen; der Unterthanen, nie. In neuern Zeiten scheinen die meisten Regenten Ausbreitung ihrer *Macht in ihren* Verhältnissen gegen Auswärtige *als den* Hauptzweck der Staatsverbindung angesehen zu haben; und zur Erreichung dieser Absicht ist möglichstes Zusammendrängen einer großen Volksmenge innerhalb der Gränzen des Staats ein nothwendiges Erforderniß.

Auch die Kolonieen der Europäer in andern Welttheilen sind, in Rücksicht des Zweckes, wie des Verfahrens, sehr weit von den Niederlassungen der Griechen verschieden. Die Griechen gingen *aus*, um unabhängige Staaten zu bilden; Europa *sendet* Kolonien aus, um durch Vermehrung der Nahrungsquellen die Volksmenge seiner Länder zu vermehren. Nach Moheau's Berechnung ernährt

nährt Ein Mensch in den Kolonieen Fünf Menschen im Mutterstaate. — Die Kolonieen Roms waren Hülfsmittel der Staatskunst, durch welche es seine Herrschaft befestigte, und, indem es den Veteranen seiner siegenden Legionen Wohnsitze in den eroberten Provinzen anwies, seine Sprache und Sitten über die halbe Welt ausbreitete. Die Anpflanzungen, welche die Klöster veranlaßten, verdienen in sofern Erwähnung, als man sie für den Hauptvortheil ansieht, welchen die sonst so nachtheiligen Mönchsorden dem menschlichen Geschlechte verschaften.

Ich verlasse diese allgemeinen Betrachtungen, um dem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung näher zu kommen.

Die dem gemeinen Wesen vortheilhafteste Entstehung der Kolonieen ist gewiß diejenige, welche ohne Zuthun der Regierung geschieht; wie z. B. die Ausdehnung der Nordamerikanischen Pflanzungen in diesem Jahrhunderte. — Der erste Anbau dieser Lande scheint mir mit den Pflanzungen der Griechen viel ähnliches zu haben. Die Nordamerikanischen Provinzialregierungen — weit entfernt, unmittelbar Kolonieen anzulegen — fordern sogar einen (freilich geringen), in bestimmten Fristen zu entrichtenden, Kaufschilling; und

ver-

verlangen also, wo nicht Geld- so doch Kreditbesitzende Pflanzer.

Solche ohne unmittelbare Einwirkung der Regierung entstandene Kolonieen sind die sogenannten Schleswig-Hollsteinischen Röge. Dies sind Marschdistrikte, welche seit dem J. 1631 durch Dämme der Herrschaft der Fluthen entzogen, und auf Kosten ein- und ausländischer Aktionäre eingedeicht worden. Die Insel Nordstrand gehört noch größtentheils Niederländischen Aktionären, worunter die Patres Oratorii zu Löwen und Mecheln sind. Das gemeinsame und wesentliche Vorrecht aller dieser Röge besteht in der völligsten Gewerbefreiheit, welche durch keinen Zoll oder dergl. beschwert werden darf; und in den geringen Abgaben, nehmlich 24 ßl. Lübisch von jedem Demate fruchtbaren Landes *).

Wegräumung politischer Hindernisse ist das wirksamste Mittel, wodurch die Regierung Privatunternehmungen der Art befördern kann. — Unter die Zahl dieser Hindernisse gehört gewiß Getreidesperre, als eins der wesentlichsten. Welch einen vortheilhaften Einfluß Kornhandelsfreiheit auf Urbarmachung wüster Strecken hat, beweiset

am

*) Hansen Staatsbeschreib. von Schleswig, Th. 1. S. 530. f.

am auffallendsten Frankreichs Beispiel, da seit dem Jahre 1764, wo diesem Lande durch das Geschrei der Oekonomisten dieser Theil der natürlichen Freiheit wieder geschenkt ward, an 6,000,000 Arpens (also $\frac{1}{17}$ der Aecker Frankreichs, welche nach Arnoulds *) Angabe aus 102 Millionen Arpens bestehen) Neubrüche aufgebrochen worden.

Ein anderes, und zwar schwerer zu hebendes, Hinderniß in manchen Gegenden ist die Höhe des Zinsenfußes. Dieser wird durch den Vorrath an baarem Gelde bestimmt, dessen Eigenthümer es nicht selbst gebrauchen wollen; daher entsteht ein niedriger Zinsenfuß entweder aus wahrem Geldüberfluß, wie in Holland, oder aus Mangel an Betriebsamkeit. — In Schottland waren die Zinsen um die Mitte des 14ten Jahrhunderts 5 vom Hundert; und stiegen gegen das Ende des 15ten, als der Kunstfleiß aufzublühen begann, auf 10 v. H. **).

Wo Niedrigkeit der Zinsen vom wahren Geldüberflusse herrührt, werden Privatpersonen aus eigenem Antriebe auf alle nur thunliche Landesverbesserungen bedacht sein: da eben dieser niedrige Zinsenfuß den Geldeswerth (das pretium eminens)

*) *Arnould* sur la balance du Commerce, etc.

**) *Hume* discours politiques, p. 75.

nens) der Grundstücke erhöht. Als man 10 v. H. in England gab, war der Preis der Ländereien ihr 10- bis 12jähriger Ertrag; als die Zinsen auf 6, 5 und 4 v. H. fielen, stieg der Preis derselben auf ihren 20- 25- bis 30jährigen Ertrag *). Alle Maaßregeln also, welche den Zinsenfuß herabsetzen, helfen den Anbau wüster Strecken, die Ansiedelung neuer Familien befördern. Als eine der wirksamsten hat die Erfahrung die vortreflichen Schuld- und Pfandbriefe in den Preußischen Staaten dargethan.

In Schlesien fielen bekanntlich die Zinsen in einem Zeitraum von 8 Jahren (von 1770 bis 1778) um $\frac{1}{6}$; und der Preis der Aecker stieg um $\frac{1}{3}$. — Allein, das Vorurtheil: daß es dem Gutsbesitzer, wie dem Kaufmann, gefährlich sei seine Vermögensumstände der Regierung bekannt zu wissen; hält manche Länder noch von der Nachahmung dieser Preußischen Einrichtungen ab.

In den meisten Ländern Europens sind nur solche Gegenden, wo die Natur dem Anbau Schwierigkeiten in den Weg legte, bisher der Kultur entgangen. Manche dieser Hindernisse sind so bedeutend,

*) Smith vom Nazionalreichthum. Nach der deutschen Uebers. Th. I, S. 540.

tend, daß ihre Besiegung die Kräfte von Privatpersonen übersteigt. Oft findet sich zu weniges Geld in einzelnen Händen, oder zu wenig Unternehmungsgeist bei den Einwohnern. Dann muß der Staat zutreten, und durch Grabung von Kanälen oder Aufwerfung von Dämmen, Moräste und Marschen zu Menschenwohnplätzen umschaffen.

Friedrichs II Werke an den Ufern der Netze und der Warte sind musterhafte Beispiele solcher Unternehmungen *). Ein jeder sich meldender Anbauer erhielt hier gewöhnlich 5 Tonnen Saatland, Zimmerholz zum Hause, und etwas Geld zur Anschaffung der nöthigsten Werkzeuge; wogegen er, nach Ablauf einiger Freijahre, zu einer jährlichen Entrichtung von 5 Rthlr. verpflichtet war. Im J. 1785 hatte der Große König 152 Dörfer und Vorwerke in der Neumark angelegt, welche 3643 Familien enthielten **).

Mit diesen Preußischen Kolonisirungen wetteifern die Hannöverischen Unternehmungen in dem großen Moore, welches unter verschiedenen Benennungen zu den Bremischen Aemtern Ottersberg, Lilienthal, Osterholz und Bremervörde

ge-

*) v. Buchwald Reise, S. 112—122.

**) Normann Handbuch: Bd. I, Abtheilung 3, Stück 78.

...ſtellen. Die Kinder wurden Knaben und Mädchen, und wuchſen heran, und ſie ſahen ſich an, und ſie redeten mit einander, und ſie wurden Jünglinge und Jungfrauen, und ſie wurden Männer und Weiber, und ſie wurden alt, und ſie ſtarben, und ſie wurden begraben, und ſie verweſeten, und ſie wurden zu Staub, und ſie wurden nicht mehr geſehen, und ſie waren nicht mehr, und ſie waren nicht geweſen, und ſie hatten nie da geſtanden, und ſie waren nie Menſchen geweſen, und ſie hatten nie gelebt, und ſie hatten nie geathmet, und ſie hatten nie Luft eingeſogen, und ſie hatten nie Waſſer getrunken, und ſie hatten nie Speiſe gegeſſen, und ſie hatten nie Licht geſehen, und ſie hatten nie Finſterniß geſehen, und ſie hatten nie Tag und Nacht geſehen, und ſie hatten nie Sonne, Mond und Sterne geſehen, und ſie hatten nie Erde und Himmel geſehen, und ſie hatten nie Thiere und Pflanzen geſehen, und ſie hatten nie Berge und Thäler geſehen, und ſie hatten nie Waſſer und Land geſehen, und ſie hatten nie Feuer und Luft geſehen, und ſie hatten nie Elemente geſehen, und ſie hatten nie Materie geſehen, und ſie hatten nie Kräfte geſehen, und ſie hatten nie Bewegung geſehen, und ſie hatten nie Ruhe geſehen, und ſie hatten nie Zeit geſehen, und ſie hatten nie Raum geſehen, und ſie hatten nie Ewigkeit geſehen, und ſie hatten nie Unendlichkeit geſehen, und ſie hatten nie Gott geſehen, und ſie hatten nie Nichts geſehen, und ſie hatten nie Alles geſehen, und ſie hatten nie Etwas

Zwar wirkt eine Ansiedelung von Ausländern schneller, fällt mehr in den Bevölkerungslisten in die Augen; allein Bekanntschaft mit der Landeskultur, und Vorliebe für den Boden, auf dem sie erzeugt worden, macht die Eingebornen zu weit fähigern und geschicktern Anbauern.

Es ist höchst wesentlich, daß bei der Vertheilung solcher Neubrüche man nicht so sehr auf den augenblicklichen Vortheil, sondern auf das Ansiedeln einer höchst möglichen Anzahl von Familien sehe. — Die Französische Regierung versäumte dies in Kanada. Daher der dort herrschende Lehnsnexus; die, obgleich itzt minder drückende, Eintheilung in Seigneurs und Habitans. Aus dieser fehlerhaften Grundverfassung sind die, im Vergleich mit ihren östlichen Nachbarn, langsamen Fortschritte dieser Kolonie zu erklären *). — Seit einigen Jahren hatte die Dänische Regierung eine Strecke in Dithmarsen eindeichen lassen, und davon Ein Viertheil allmählig in kleinen Theilen an Einzelne, für einen Kaufschilling von 20 bis 30 Rthlr. den Morgen, nebst 10 Rthlr. Erbpacht auf den Morgen, überlassen. Im J. 1789 erstanden 4 Kapitalisten die übrigen drei Viertheile dieser Marsch, weil

*) *Raynal* histoire philosoph. et polit. tome VI, pag. 179 — 186.

weil sie 50 Rthlr für den Morgen bezahlten. Die Fläche, welche sie erhielten, hätte, nach muthmaßlicher Schätzung eines Augenzeugen, etwa 250 Familien zum Anbau dienen können.

Die gewöhnlichsten und glänzendsten Kolonieanlagen geschehen durch Aufnahme von Fremden. Allein, nur bei dem Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände gelingen solche Unternehmungen. Die Anhänglichkeit der Menschen, besonders der arbeitenden, ja noch mehr der landbauenden Klasse, an ihre Heimath ist so groß, daß nur der äußerste Politische oder Religionsdruck, oder Schrecken der Natur, fleißige Einwohner zum Auswandern zu bewegen vermögen.

Als im Anfang des 12ten Jahrhunderts die Fluthen ansehnliche Strecken der Niederlande verschlangen, flüchteten die ihrer Wohnsitze beraubten Einwohner nach Niederdeutschland. Die Sächsischen Fürsten, welche mit Feuer und Schwert die Wendischen Länder eroberten, räumten den Niederländern manche Gegenden ein, deren Bewohner sie vertilget hatten. Adolf II Graf zu Holstein wies den Holländern den Eutinschen Distrikt an, und den Friesen Susel. Nachmals baueten sich auch Brabanter in Wagrien an; welche noch 20 Dörfer daselbst bewohnen, und in Kleidung

und Ehren anderer Gegner dem Grimme des Volkes preisgegeben, und Niemand wagte es, ihn zu vertheidigen, weil Jeder fürchtete, sich dadurch selbst in Gefahr zu bringen.

Dem Antrag des Tribunen Publius folgte der Beschluß des Senates, daß Cato auf 10 Tage, die Zeit, welche zu einer Reise nach Cypern nöthig war, die Verwaltung dieser Insel übertragen werden solle.

Cato's Ankunft in Cypern bestätigte, daß Ptolemäus den Tod sich selbst gegeben hatte. Mit Ehrfurcht in der Stimme und Ehrerbietung in seinem Benehmen, wie es Cato's Gegenwart Jedem einflößte, übergab Ptolemäus seine Schätze, Cato, ohne sich zu bereichern, ließ sie in Gold, Silber und Edelsteine schätzen, und fand, daß sie 7000 Talente betrugen. Er ließ sie nach Rhodus bringen, und übergab sie daselbst den Abgeordneten des Senates.

Cato's Rückkehr.

Cato's Rückkehr nach Rom.

Cato's Rückkehr nach Rom.

Außer vielen andern einzelnen Kolonieen, geschah der Anbau der Goldnen Aue in Thüringen auch durch Niederländer *).

Als Philipps eiserner Zepter der Niederländer Rechte in geistlichen und weltlichen Dingen darniederschlug; flohen viele Tausende derselben nach England, wo, seit dieser Epoche und durch diese Flüchtlinge, Handel und Fabriken zu blühen begannen. Insonderheit belebten sie die Englischen Wollenmanufakturen. Elisabeth benutzte den Zeitpunkt, verbot die Wollausfuhr, ließ die überflüssige Wolle aufkaufen und verbrennen, um die auswärtigen Fabriken gänzlich zu vernichten. Ein freilich gewagtes Mittel, welches aber gelang.

Preussens große Regenten bewiesen sich immer am geschäftigsten, solche begünstigende Augenblicke zu benutzen. In demselben Jahre, wo Ludwigs Buhlerinn jene berüchtigte Widerrufung des Edikts von Nantes erschlich, erschien Friedrich Wilhelms des Großen Einladung an die Hugenotten.

England, Holland, und die meisten Deutschen Fürsten, nahmen die Flüchtlinge auf. Nur Wirtemberg, Mainz, und Dännemark, fanden es

*) Hoche hiſtor. Unterſuchung über die Niederländiſchen Kolonieen in Niederdeutſchland.

bedenklich, eine zweite Religionspartei im Schooße ihrer Staaten anzusiedeln. Christian V ertheilte ihnen zwar Privilegien, aber zu spät; welche auch schon im J. 1690 wieder eingeschränkt wurden *).

Preußens zweiter König benutzte auf gleiche Weise die Glaubensbedrückungen der geistlichen Fürsten Baierns; woher er in den J. 1733 und 1734 über 20000 Menschen nach Ostpreußen zog **); eben wie sein Nachfolger die Dissidenten-Unruhen in Polen. Ein großer Theil der Pflanzer an der Warte und der Netze waren Polen. In Magdeburg siedelte der Große König 2000 Familien an; in Preußen 13000, in Niederschlesien 4000. In Oberschlesien bauete er 213 neue Dörfer, worin 23000 Menschen leben. Auch in Pommern wurden 50000, und in der Kurmark 12000 neue Anbauer angesetzt. 20000 Bauern erhielt der König in den Hungersjahren 1771 und 1772 aus Sachsen, und eben so viel aus Böhmen; denen er Brot und Wohnplätze gab ***).

Die

*) Schlözer Briefwechsel, Heft 29, S. 294—298.

**) Süßmilch Göttliche Ordnung. Th. I, Anhang, S. 87.

***) Frédéric Oeuvres posthumes, tome 5.

Die drückenderen, wenigstens verhaßter benannten, Auflagen im Preußischen Westfalen, und der höhere Arbeitslohn im Bergischen, bewegt Viele zur Auswanderung dahin. Berg dankt den größten Theil seiner Bevölkerung Märkischen Eingewanderten *).

Nordamerika zog unter allen Ländern den meisten Nutzen von Europens Katastrophen oder Staatsfehlern; und unter den 13 Provinzen, Pennsylvanien am meisten: da dieses die einzige ist, welche Einwanderungen thätig begünstigt; zu welchem Behuf eine besondere Auflage erhoben wird. Auch krönte der Erfolg so sehr diese Bemühungen, daß von 1762 bis 1772, im Durchschnitt, jährlich 4 bis 5000 Menschen einwanderten **). — Allein, Nordamerika ist auch wohl der einzige Staat welcher Diener des Wohllebens in fleißige Landleute umzuschaffen vermag. Hier, wo der einwandernde Fabrikant erst einige Jahre hindurch eine seiner vorigen Beschäftigung ähnliche Handthierung treiben, oder wenigstens als Arbeiter sich einen reichlichen Unterhalt erwerben kann (da der

*) Westfälisches Magazin, Heft 2.

**) Lettres d' un Cultivateur Americain: tom. 1, p. 230.

Taglohn ½ Thaler ist): hat er Zeit, das Vortheilhaftere der Lage des Landmannes einzusehen; Zeit, um die Feldarbeit, besonders wenn er den Stand eines Lohnarbeiters erwählte, zu erlernen; und dabei eine sichere Aussicht, bei dem niedrigen Preise der Grundstücke, und dem höhern Arbeitslohne, zum Besitze ersterer zu gelangen. — Selbst von der Französischen Staatsveränderung scheint Amerika Vortheile für seine Bevölkerung zu ziehen. Schon im Sommer 1790 gaben die Zeitungen die Zahl der eingewanderten Franzosen auf 10000 an.

Der Zeitpunkt der Dänischen Kolonieanlage war von dem großen Ernst Bernstorf sehr richtig in den Jahren 1758 und 1759 gewählt. Ein großer Theil Deutschlands hatte die Verheerungen des Krieges bereits empfunden, oder blutete noch unter seinen Streichen. Allein, das Fehlerhafte der Ausführung machte bekanntlich diese Vortheile unnütz. Der Platz, welchen man wählte, waren die Wüsteneien Jütlands. Die Pest, welche unter dem Namen des Schwarzen Todes im 14ten Jahrhundert das Nördliche Europa verheerte, entblößte die minder fruchtbare Ebene, welche sich vom Harz bis an das Kattegat hinzieht, gänzlich von seinen Bewohnern. Spuren ehemaligen Anbaus,

haus, und trinkbare Quellen finden sich allenthalben in diesen Heiden.

Die Hauptfehler, welche das Unternehmen mißlingen machten, bestanden in der Art, sich die Kolonisten zu verschaffen. Man ließ durch Kommissionäre in Frankfurt am Main werben; für jeden Geworbenen erhielt der Mann 1 Luisdor. Es galt demselben daher gleich viel, welche Subjekte und durch welche Mittel er sie Dännemark verschaffte. Die Erica vulgaris (Heidekraut, Genst), welche seit Jahrhunderten diesen Boden deckt, hat ihn, da ihr langsam moderndes Laub nur kärglich die Säfte, die sie an sich zieht, ersetzt, dermaßen ausgesogen, daß nur durch starke Düngung diese Wüsten wieder zur Erzielung von Früchten geschickt gemacht werden können. Statt künstliche Wiesen anzulegen, fingen indeß die des Landes unkundigen Kolonisten mit dem Anbau der gewöhnlichen Kornarten an; welcher natürlich, bis auf den Kartoffelbau, mißlang. — In den Aemtern Silleborg und Koldinghuus wurden 1759, 300 Hessische und Pfälzische Familien angesetzt. 150 davon gingen, wegen ihres schlechten Fortkommens, im J. 1763 nach wieder hergestelltem Frieden, in ihr Vaterland zurück; 90 andere Familien folgten, 1765, der Russischen Einladung nach

Astra-

Astrachan. Es blieben also nur 60 Familien; und Dännemark gewann durch einen ungeheuren Aufwand nur 572 Menschen, und die Ausbreitung des Kartoffelbaues, die es ihnen verdankte *).

Spanien, Rußland, und Oestreich wollten Kolonieen anlegen, ohne den günstigen Zeitpunkt zu erwarten. Olavides bediente sich falscher Vorspiegelungen, um Kolonisten anzuwerben. Der natürliche Erfolg davon ist Entweichung der sich getäuscht sehenden Ankömmlinge.

Rußland hat sich gleicher Mittel bedient, und kann es eher mit Sicherheit, da dira necessitas das Fortkommen und noch mehr das Dortbleiben der Pflanzer, die einmal die Gestade der Wolga erreicht haben, erzwingt. An den Wolgaufern wurden 6891 Deutsche Familien angesiedelt, welche etwa aus 20000 Seelen bestanden. Durch Pugatschews Rotte litt die Kolonie sehr **). — Auch die Methode der Alten: den Krieg, diesen Zerstörer des Menschengeschlechts, als Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung seiner Staaten zu gebrauchen, benutzte Peter der Große. Selbst die

*) Urkunden und Materialien zur Staatsverwaltung der Nordischen Reiche. S. 369, 377. Und Fabricius Polizeischriften, Th. 1.

**) Schlözer Briefwechsel: Heft 4, S. 247 — 250.

die Verbrecher mußten noch so dem Staate dienen. Bloß im östlichen Sibirien soll die Zahl der Schweden und Deutschen sich an 12000 belaufen; und in ganz Sibirien befinden sich unter den Verbannten und deren Nachkommen 160,000 Menschen, welche die Waffen tragen können *).

Im Jahr 1783 ließ Josef II durch Kommissionäre in Frankfurt — seinem die Auswanderungen aus dem heiligen Reiche und die Niederlassung der Menschenwerber in den Reichsstädten strenge verbietenden Edikte schnurstracks zuwider — Deutsche zum Emigriren nach Gallizien einladen. Einem jeden Kolonisten versprach der Kaiser: Haus, Stall, und Ackergeräthschaften, nebst 40 Morgen Saatland, 10 Morgen Wälder und Wiesen, und 10jährige Freiheit von allen Abgaben. Ferner sollte Jeder bis zur ersten Aernte vierteljährig 1 Wispel Weizen, 1 Malter Korn, und 2 fl. an Gelde erhalten **). Im J. 1786 rechnete man 32000 Deutsche Kolonisten in Gallizien ***).

Schon vorher, kurz nach geendigtem siebenjährigen Kriege, suchte Maria Theresia Temeschwar

*) Beniowsky Reisen.

**) Schlözers Staatsanzeigen: Heft 9, S. 128.

***) Politisches Journal: Jahrgang 1786, Stück 9, S. 888.

war durch Deutsche anzubauen. Bei den unweit Türkisch Kanischha mit erstaunlichen Kosten angelegten Kolonieen beging die Oestreichsche Regierung den so oft gerügten Fehler: zu große Dörfer anzulegen von 3 bis 400 Häusern, wo denn mancher Bauer 1 bis 2 Meilen zu seinem Acker hinzufahren hatte *). Diese im J. 1782 ziemlich blühenden Pflanzörter wurden sehr von den einfallenden Osmanen verheert. — Der Hof hatte in Temeschwar überhaupt 2319 Familien angesetzt. Die Ansetzung jedes Kolonisten kostete 202 ¼ Gulden **).

Wenn solche Kostenanschläge auch von den übrigen hier kurz berührten Kolonieen bekannt wären; so würde man im Stande sein, über den Werth einer jeden derselben bestimmt zu urtheilen. Denn, nur Anbauungen, welche sich selbst erhalten, den darauf verwandten Aufwand vergüten, sind dem Staate von Nutzen; alle übrigen, die entweder anfangs oder gar fortdauernd Zuschuß erfordern, vermehren die verzehrende Kiasse, und also die Lasten der schon vorhandenen Staatsbürger.

Wenn auch nur in fernern Jahren, so muß doch eine Aussicht vorhanden sein, daß die Anla-

ge

*) von Born Briefe über Mineralogische Gegenstände.

**) Schlözers Briefwechsel: Heft 4, S. 280.

ge sich bezahlt macht. Das fernste Ziel dieser, wie aller Tilgungsentwürfe, glaube ich mit Tetens, kann man auf das hundertste Jahr festsetzen; wobei zu bemerken ist, daß ein Kapital vermittelst des Zinsenlaufes viel schneller anschwillt, als die Volksmenge durch die Zeugung. Hundert Reichsthaler zu 4 v. H. machen in 100 Jahren 5050 bis 51 rth. Hundert Menschen aber, die Verdoppelung in 42 Jahren angenommen (welches Süßmilch *) für die möglich schnelleste in Europa hält), wachsen binnen dieser Frist nur zu $476\frac{1}{21}$ an.

Wenn man, der gemeinen Rechnung nach, den Kameralistischen Werth eines Menschen zu 100 rthl. anschlägt, so wird man bei der Anwendung dieser Regel auf Kolonisten offenbar irren. Denn, da die meisten solcher Kolonieen den Ackerbau wenigstens eine Reihe Jahre hindurch nur als Subsistenzmittel treiben, so können sie, selbst nach Ablauf der ersten 10 bis 12 Freijahre, nur geringe Abgaben tragen. In den meisten Fällen glaube ich, würde man der Wahrheit sich mehr nähern, wenn man den Kameralistischen Werth jedes neugewonnenen Menschen auf den Werth von 100 rthl., nach Ablauf von 15 Jahren, berechnete.

*) Göttliche Ordnung: Th. I. S. 281. f.

te. Das sind, bei 4 Prozent Zinsen (wohl die jetzigen Mittelzinsen in Europa) 55 rthl. 25 gl. 3 pf. — Indeß hat der Mensch, in Rücksicht des Staats, auch noch einen militärischen und einen ökonomischen Werth, welche beide bei Berechnungen hierüber nicht aus der Acht zu lassen sind.

Eine Ausnahme von dieser Hauptregel, daß nur die Anlagen rathsam sein können, welche den darauf verwandten Aufwand vergüten, findet Statt, wann man eine Anzahl Leute ins Land zieht oder eine Kolonie anlegt, nicht um die Volksmenge zu vermehren, sondern wegen der Eigenschaften dieser Menschen, ihrer besondern Taugslichkeit zum Kriegsdienst, oder zur Belebung der Industrie. — Ein Beispiel einer solchen Anpflanzung in militärischer Rücksicht, ist die den Saporoger Kosaken im Jahr 1785 von Josef II bewilligte Aufnahme. Ueberbleibsel dieser weiland mächtigen Nazion, deren Existenz Katharina II vernichtete, hatten sich nach Bessarabien unter Türkischen Schutz begeben, wo sie im Drucke lebten. Von hier aus boten sie sich dem Kaiser an, und zwar unter folgenden Bedingungen. Sie wollten 8 bis 10000 Mann stark, nach Ungarn kommen, und sich zu allen Kriegsdiensten, zu Wasser und zu Pferde brauchen lassen; wenn man ihnen Fel-

der

der ertheilte, und ihre eigne Gerichtsbarkeit, ihre eignen Popen, und die Fortdauer ihres ehelosen Zustandes vergönnte. Josef genehmigte diese Vorschläge, wieß ihnen die Gefilde bei Zenta an, und versprach ihnen Kleidung, Waffen, Pferde und 8 Kreuzer täglichen Sold zu geben; nur sollten sie einzeln kommen. Dies letzte hielt viele ab; im Sommer 1786 waren erst 160 Mann eingewandert *).

Um die niederländische Viehzucht und den Gartenbau in Dänemark einzuführen, rief Christian II eine holländische Kolonie nach der Insel Amack, welche daselbst den besten Fortgang hatte, und deren Nachkommen noch jetzt Kopenhagen mit Milch und Gemüße versehen **). Auf ähnliche Art brachte im Jahr 1784 der Baillif de Süfrein einige 20 Indianische Familien nach Malka, um die Baumwollenmanufakturen zu verbessern. — In diesen Fällen, zumal im letztern, ließe sich wohl schwerlich erwarten, daß die Abgaben der Angesiedelten die Kosten ihrer Herbeischaffung vergüten würden.

Es

*) Politisches Journal, Jahrgang 1786, Stück 8.

**) v. Hollberg Dänische Reichshistorie, Th. 2, S. 21.

Es ist erwiesen, daß die ungeheuren stehenden Heere die vorzüglichste Last sind, unter welcher Europens Völker seufzen; und doch ist die Nothwendigkeit ihrer Beibehaltung beinahe noch erwiesener: wenigstens bis zur Realisirung der schönen Träume des Abtes S. Pierre, welche im 19ten Jahrhundert sich schwerlich schon erwarten läßt. — Die Vorzüge, welche Disciplin und grössere Uebung dem stehenden Soldaten geben, lassen sich nicht durch den Muth durch den Patriotismus einer Nazionalmiliz ersetzen; wo diese gegen jenen focht, mußte sie weichen, bis die mit blutigem Verlust erkaufte Erfahrung mehrerer Feldzüge sie jenem gleich machte. Selbst die Nazionalversammlung Frankreichs, welche alle Institute des Despotismus umstieß, wagte dieses nicht anzutasten.

Die Art, wie wir unsre Heere vollzählig machen, scheint mir nicht minder ungerecht, als ihr Dasein für viele Nazionen drückend ist: auch ohne alle Rücksicht auf die ausländischen Werbungen, und die dabei im Schwange gehenden Frevel. — Die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, liegt auf allen Staatsbürgern in gleichem Maaße. So war es nach der Altdeutschen Verfassung, wie nach der Urverfassung der meisten Völker. Selbst das mit Recht so verschriene Lehnssystem, welches

diese

diese Pflicht auf eine Klasse, den Adel, hinwälzte, gab ihr dafür überschwängliche Vergeltung. Auch die Dienstmannen, welche mit diesen die Heersfolge leisteten, wurden reichlicher wie itzt belohnt. In unserm Jahrhundert bürdete man diese allgemeine Bürgerpflicht allein dem Bauernstande auf; der eben darum, weil er nicht focht, schon mit den überwiegendsten Lasten bedrückt war. — Wenn man die Verpflichtung zum Kriegsdienste mit dem Besitze von Grundstücken verknüpft, so läßt sich dieses aus den Befugnissen des Staats rechtfertigen. Wenn man aber jedem Individuum unbedingt und unnachläßig, ohne weitere Vergeltung als den armseligen Sold, die Dienstpflicht auflegt; so ist dies ein Verstoß gegen die natürlichen Rechte, die härteste glebae adscriptio welche erdacht werden kann. Und doch heischt dringende Nothwendigkeit die Fortdauer dieser Ungerechtigkeit, da der Bauernstand in den meisten Ländern der zahlreichste und der bei weitem tüchtigste zum Kriegsdienste ist.

Sicherlich würde diesem abgeholfen sein, wenn es möglich wäre, die stehenden Heere reproduktiv zu machen; und sollte dieses nicht ausführbar sein, wenn man den stehenden Soldaten, dieses Hin-

derniß der Bevölkerung, selbst zur Anlage inländischer Kolonieen gebrauchte?

Man ist allgemein davon überzeugt, daß der militärische Cölibat nachtheilig ist. Zwar wird durch die Beweibung des Soldaten in seinen Garnisonen, der schädliche Einfluß jener Ehelosigkeit auf die Sittlichkeit der Bürger gemindert. Zwar erhält die Bevölkerung einigen Zuwachs dadurch. Allein, bei dem armseligen Zustande, in welchem der verehlichte Theil der vertheidigenden Volksklasse schmachtet, ist zwar die Erzeugung, nicht aber die Auferziehung, einer zahlreichen Nachkommenschaft möglich. Und endlich erfordert die Ausführung dieses Plans die kostspielige Erbauung von Kasarmen; in welchen das nahe Beisammenwohnen so vieler Familien unmöglich Häuslichkeit und eheliche Treue befördern kann.

Der Soldat, welcher selbst in dem strengen Preußischen Dienste (wenig Monate des Jahres, vor und während der Musterung, abgerechnet), doch nur jeden 3ten Tag dient, hat für die andern beiden Tage keine bestimmte Arbeit. Wenn man 90 Tage für die Vorbereitung und Musterung und 92 Tage für die Wachen abrechnet; so bleiben dem Krieger 183 Ruhe- und Feiertage im Jahre. Zwar können Fabriken und Manufakturen ihn be-

schäftigen. Allein zu geschweigen, daß er wenige dieser Arbeiten gehörig auf die für ihn freien Tage vertheilen kann; so schickt sich die ländliche Arbeit weit besser zur Abhärtung eines Kriegers *).

Der Vorschlag eines Ungenannten **), jährlich 250 ausgediente Soldaten zur Aufbrechung von Moorbrüchen zu gebrauchen, wovon er die Kosten auf Eine Million Liver jährlich berechnet; kann eben so wenig als der Vorschlag des Freiherrn von Lamotte ***): ihnen Büdnerstellen (sporadische Wohnungen in ungebaueten Strecken) anzuweisen, — seinen Zweck, Vermehrung des urbaren Landes und der Volksmenge, erreichen. Denn nur selten besitzen Invaliden noch Zeugungskraft und Arbeitsfähigkeit; wenigstens letztere in dem Grade nicht, in welcher sie zum Anbau solches Landes erforderlich ist.

Besser, wie ich glaube, würde dieser Zweck erreicht werden, wenn man durch ein oder einige Regimenter eine öde Strecke urbar machen ließe; d. h. Kanäle graben, Waldungen ausroden, Abzugsgräben machen, Wohnungen aufrichten, u.

*) *Vegetius* de re militari.

**) Memoires sur la population.

***) In seinen praktischen Beiträgen zur Kameralwissenschaft.

s. w. Die Hofnung des baldigen Besitzes würde den Fleiß der Arbeiter spornen. Sodann müßte jeder Soldat sich mit einem Weibe versehen: eine Pflicht, deren Erfüllung wahrscheinlich Keinem schwer fallen würde; und jede Kompanie würde eine Dorfschaft bilden. Denn sporadische Wohnungen, so vortheilhaft und empfehlenswerth sie auch sonst sind, wären hier nicht zulässig.

Es versteht sich, daß die Regierung das nöthige Vieh und Ackergeräthe liefern müßte; wogegen man denn auch, wo nicht in den ersten Jahren, doch so bald die Kolonie zu Kräften gekommen, den Sold beträchtlich vermindern könnte. Das jeder Familie zugetheilte Ackerland müßte freilich kleiner sein, als sonst bei dergleichen Anlagen gewöhnlich: da der Mann nur die Hälfte der Tage des Jahres auf dessen Bebauung verwenden könnte. Denn, der Kriegsdienst und selbst die Wachen müßten auf denselben Fuß, wie in den Garnisonen fortgesetzt, und die Pflanzer immer ganz als stehende Soldaten betrachtet werden.

Der Nachfolger im Dienste wäre auch der Nachfolger auf der Bauerstelle: etwa wie in Schweden die Ober- und Unteroffizierstellen mit dem Besitze von Krongütern verbunden sind. Wenn es auch an Soldatensöhnen fehlen sollte, die Plätze

ihrer

ihrer Väter auszufüllen, so würden sicher jüngere Bauernsöhne mit Vergnügen Dienste nehmen, welche ihnen zum Besitz eines Hofes verhülfen.

Auch für die Ernährung der Invaliden wäre durch diese Verfassung gesorgt; denn eine einmal in Stand gesetzte Bauernstelle könnte ein Invalide leichtlich bearbeiten: zumal mit Hülfe des Sohns, der ihm im Dienste gefolgt wäre, und im Besitz des Hauses folgen sollte. — Auch die Versorgung der Wittwen und Waisen des Wehrstandes würde bei dieser Einrichtung leichter, wie vormals, auszumitteln sein; ja sie würden, da sie hier ansässige Verwandte und Freunde hätten, minder hülfsbedürftig und also leichter unterstützbar sein. — — Um die Ausführbarkeit dieses Projekts durch Zahlen zu beweisen, müßte man es auf irgend ein besonderes Land anwenden: welches mir mein gegenwärtiger Zweck nicht erlaubt.

Diese Isolirung eines großen Theils des Kriegsheers (denn natürlich müßten die Festungen, deren es ja itzt wenige giebt, ihre Besatzung behalten), und die dadurch demselben zuwachsende Selbstbeständigkeit könnte in Freistaaten gefährlich werden. Allein in Monarchieen würde es die königliche Macht noch mehr befestigen, indem es alle Verbindungen zwischen den Soldaten und müssigen

Meukerern in den Städten abschnitte, und den Soldaten wohlhabender, also auch unbestechbarer, machte. Zudem müßte man nicht dem ganzen Heer einen zusammenhängenden Strich Landes anweisen, sondern jedem Regimente einen besondern Distrikt.

Damit indeß dieses Heer dem Regenten und der Nazion nie furchtbar werden könnte, müßte man den Offizieren kein Land ertheilen, sondern sie lediglich auf ihre militärischen Pflichten einschränken. Ein aus dem Civilstande genommener, bloß von demselben abhängiger, Beamte müßte dagegen über das Interesse der Soldaten und ihre Pflichten, als Pflanzer, die Aufsicht führen. Solchergestalt würde das Interesse der Offiziere völlig getrennt von dem der Soldaten, um dem Regenten die Gewalt über das Heer zu sichern.

Wenn der Besitz von Grundstücken den Kriegern Vaterlandsliebe eingeflößt hat, so würden sie sich freilich schwerer entschließen, auf den Wink des Monarchen das Schwert gegen ihre Mitbürger zu zucken. Allein, die Fälle sind gewiß ja auch höchst selten, wo gute Fürsten sich des Armes ihrer Söldner gegen ihr Volk bedienen müßten.

Daß eine strenge Justiz ohne Garnison die öffentliche Sicherheit zu erhalten hinreichend ist:

leh-

lehren, so wie das Beispiel vieler ältern Staaten, des großen Alfreds weise Regierung.

Dieser Plan kömmt sehr mit der Kriegsverfassung in Schweden, und in dem alten Aegypten überein: Letzteres, der blühendste Staat, dessen die Geschichte erwähnt. In Schweden reluirte Karl XI die dem Adel verpfändeten Krondomänen: $\frac{3}{8}$ alles urbaren Landes im Reich. Den Pächtern, welchen er diese Krongüter einräumte, legte er, jedem, die Pflicht auf, einen Mann zu stellen, und ihn in Friedenszeiten durch Anweisung einer Wohnung nebst Land, zu unterhalten. Dieses Heer wird jährlich gemustert, bekömmt alle 10 Jahre Uniform, und wird nur in Kriegszeiten von der Krone besoldet. Die Ober- und Unteroffiziere bekommen unmittelbar von der Krone, statt des Soldes, Landgüter zur Benutzung.

In Aegypten war die Kaste der Kriegsleute im Zeitalter der Pharaonen 400,000 Mann stark, und bauete ihre Aecker. Jedes Mitglied dieser Kaste erhielt, außer etwa 6 Französischer Arpens urbaren Landes, noch 5 Pfund Brot, 2 Pf. Fleisch, und 1 Nössel (Pinte) Wein für sich und seine Familie *).

*) *Rollin* histoire ancienne, tome I. p. 48.

Der wohlthätige Einfluß des stehenden Soldaten auf die inländische Cirkulazion *) fiele freilich hierdurch weg. Allein dieser Nachtheil würde von der, durch die Umschaffung unproduktiver Menschen in produktive, bewirkten Vermehrung des Nazionaleinkommens reichlich ersetzt werden.

Göttingen,
d. 6 Mai, 1792. A. Graf zu Ranzau.

3.

Am Sarge Friedrichs.

An den Kronprinzen von Preussen.

Dort, wo das Herz von heilger Ehrfurcht glüht:
Wo Er ihn schläft, den langen Todesschlummer,
Der größte Mensch; dort, Prinz! sang ich, von tiefem Kummer
Gerührt, Dir dieses kleine Lied.

Du, dem Geburt das Recht zur Krone giebt,
O laß in Dir uns einst Ihn wiederfinden,
Den König, der die Kunst sich Herzen zu verbinden
So unnachahmlich ausgeübt.

Wirst Du Ihm gleich, wie herrlich ist Dein Lohn!
Dann sprichst Du einst, in treuer Völker Mitte,
Voll Muth — den Du ererbt, wie Deines Vaters Güte —
Dem mächtigsten der Feinde Hohn;

Kannst

*) Büsch vom Geldumlauf, Th. 2, S. 107.

Durch diese Art von Lage kann man
Sich leicht die Zeit vertreiben,
Und wenn man sich nicht rühren kann,
Kann man doch Karten reiben.

Ein Mann, der sich nicht rühren kann,
Ist ein Gelähmter, ein Paralytiker.
Ein Mann, der Karten reiben kann,
Ist ein Gelähmter, ein Kartenreiber.

Ein Kartenreiber ist ein Mann,
Der Karten reiben kann,
Und wenn er sie nicht reiben kann,
Kann er sie auch nicht reiben.

Die vier Kontrakte.

Ein Mann hat vier Kontrakte.
Der erste und der dritte Kontrakt
Sind, wie die Worte sagen Verträge mit
Zwei Frauen, die sich nicht kennen.
Der zweite und der vierte Kontrakt
Sind Verträge mit zwei Männern,
Die sich nicht kennen.

Der dritte Kontrakt ist ein Vertrag
Mit einer Frau, die sich nicht kennt
Mit einem Mann, der sich nicht kennt.
Der vierte Kontrakt ist ein Vertrag
Mit einem Mann, der sich nicht kennt
Mit einer Frau, die sich nicht kennt.

birgen umgiebt es, sondert es von den angränzenden Ländern ab, und sichert es vor neugierigen und feindlichen Besuchern. Seit Jahrhunderten war das Jägervolk im Besitz von Kaschemir.

Plötzlich erscholl das Gerücht unter ihnen: daß ein fremdes, mächtiges Volk sich einiger Hauptpässe bemächtigt habe, und im Begrif stehe einzudringen. Die Jäger von Kaschemir machten sich auf, das uralte Land ihrer Väter zu vertheidigen. Schon standen sie, zur Schlacht gerüstet, den Ankömmlingen gegen über. Aber es kam zu einer Unterhandlung. Folgendes Gespräch ward zwischen den Anführern gewechselt.

Einer von den Jägern von Kaschemir. Wer seid ihr?

Einer von den Fremden. Ein Hirtenvolk aus Syrien.

Der Jäger. Was verlangt ihr?

Der Fremde. Mit unsern Heerden unter euch aufgenommen zu werden.

Der Jäger. Warum verlangt ihr das?

Der Fremde. Der große Nebukadnezar hat uns aus dem Lande, wo unsre Väter wohnten, vertrieben.

Der Jäger. Und ihr habt noch kein Land wieder gefunden, daß ihr in Besitz hättet nehmen können? oder dessen Besitzer euch hätten aufnehmen wollen?

Der Fremde. Noch keines.

Der Jäger. Aber auch wir — wir können euch nicht aufnehmen.

Der Fremde. Wir wissen es besser: ihr könnt, und ihr müßt.

Der Jäger. Wir können? — Den Beweis!

Der Fremde. Vernimm ihn. Ihr bewohnt ein großes, herrliches, fruchtbares Land. Es kann — ich will wenig setzen — zehnmal so viel Menschen ernähren, als es itzt an euch Jägern ernährt. Es giebt treffliche Weiden in eurem Lande; ihr benutzt sie nicht. — Nehmt uns auf: ihr könnt dann auch noch leben, eben so gut, ja noch besser als itzt; und wir leben dann auch.

Der Jäger. Höre nun meinen Beweis, daß wir nicht können. Wir sind an das Jägerleben gewöhnt; es ist unsre andre Natur. Wir brauchen das ganze Land zu unsern Jagden: und jagen müssen wir, wenn wir leben wollen. Aber gesetzt, wir könnten uns dieser unsrer Lebensart entwöhnen; — daß wir es müßten, euertwegen müßten: Diesen Beweis bin ich sehr begierig zu hören.

Der Fremde. Ihr müßt nicht bloß unsertwegen, sondern auch euertwegen. Ihr werdet, wenn ihr uns aufnehmt, euren Zustand unendlich ver-

verbessern. Unsre Viehzucht wird euch viel nothwendige Bedürfnisse leichter und besser verschaffen, als sie euch die bloße Jagd verschaffen kann. — Seht unsre Kleider, die wir aus der Wolle unsrer Schaafe verfertigt haben: wie weich, wie bequem sie sind! Kostet von unsrer Milch: eine labende Speise in der Hitze des Sommers! — Und solltet ihr so unempfindlich sein, solltet ihr so wenig mit der Natur sympathisiren, daß euch der Anblick so vieler, auf den Hügeln und in den Thälern weidenden, frohen Heerden nicht mehr erfreuen sollte, als der beständige Anblick geängsteter, von blutdürstigen Hunden verfolgter Thiere?

Der Jäger. Ihr seid, wie es scheint, ein moralisches Volk. Aber, Freund, unsre Lebensart behagt uns; und nichts auf der Welt kann uns verpflichten, nichts auf der Welt kann uns nöthigen, sie zu verlassen.

Der Fremde. So müßt ihr unsertwegen. Wir sind ein Volk, von der Natur mit Kräften gerüstet, und zur Existenz auf dieser Erde berechtigt. Wir sind lange herumgewandert, ein Land zu finden, wo wir uns erhalten könnten. Aber alle Länder, die wir trafen, waren dicht bewohnt; konnten, neben den alten Einwohnern, nicht auch noch uns ernähren. Hier finden wir ein sehr dünn-

bewohntes Land; es kann euch und uns zugleich ernähren. Also — gehorcht dem Winke der Natur, nehmt uns auf!

Der Jäger. Wir verstehn uns nicht auf die Winke der Natur. Aber die berühmten Rechtslehrer der alten Magogiten sagten: „Wer zuerst „etwas in Besitz nimmt cum animo habendi „(das ist verdolmetscht: wer zuerst so gescheid oder „so glücklich ist, die paar Wörtchen auszusprechen: das ist mein), der erwirbt sich dadurch „rechtmäßiges Eigenthum an der Sache, und darf „jeden todtschlagen, der es ihm nehmen will." *Dieses ist ein klarer, deutlicher Ausspruch; und, Freund, wir sind entschlossen, ihn in Ausübung zu bringen.*

Die Anführer gingen unverrichteter Sache auseinander. Die Schlacht ward geliefert. Die Hirten wurden geschlagen; aber nicht so, daß sie nicht Muth behalten hätten, die Zweite zu wagen. Die Jäger aber wagten den zweiten Angriff nicht. Es kam zu einer abermaligen Unterhandlung. Die Hirten, welche das Schicksal schon lange verfolgt hatte, gaben nach; und so ward er geschlossen,

der Erste Kontrakt,

wodurch das Verhältniß der nun entstehenden zwei Klassen der Einwohner von Kaschemir bestimmt

wurde.

wurde. Die Jäger wiesen den Hirten die Gegenden an, wo es ihnen gestattet werden sollte, sich mit ihren Heerden niederzulassen. Jeder Hirt ward an einen Jäger gewiesen, den er als seinen Schutzherrn und als seine Obrigkeit verehren, dem er dienen, und eine gewisse Abgabe jährlich bezahlen sollte. Das nehmliche Verhältniß sollte zwischen den Erben des Jägers und den Nachkommen des Hirten zu ewigen Zeiten bleiben. — Die Jäger sollten, so oft es ihnen beliebte, auf den Gefilden der Hirten jagen können; welcher Hirt aber jemals ein Wild tödten oder fangen würde, wäre es auf seinem Gefilde oder nicht, sollte die rechte Hand und den linken Fuß verlieren. — Den Hirten sollte der Gebrauch der Waffen nicht gestattet sein.

Ein Greis, der im Namen der Hirten den Vertrag mit schließen half, sagte, nachdem Alles bestätigt war, zu einem der Jäger mit sanftem Ton und mit einem feinen, bedeutungsvollen Blick: „Ihr versteht euren Vortheil nicht.“ Die meisten Jäger deuteten dieses so, der Greis habe dadurch wollen zu verstehen geben, daß die Hirten in ihrer Verlegenheit sich zu jeder noch härtern Bedingung würden bequemt haben, wenn die Jäger nur fester darauf bestanden hätten. Einige Wenige aber wollten einen

nen tiefer verborgnen Sinn in den Worten des Alten vermuthen.

Die Jäger fanden bald, daß sie sich durch die Aufnahme und die Dienstbarkeit der Hirten manchen Genuß und manche Bequemlichkeit, wovon ihre Väter nichts wußten, verschaft hatten. Sie priesen sich glücklich, sie wurden stolz auf die erlangte Herrschaft über die Hirten; sie hielten sich für bessern Ursprungs, sie verachteten die Letzteren. Mit jeder Generazion stieg ihr Stolz, so daß sie endlich sich selbst für Abkömmlinge der Götter, und die Hirten für geborne Knechte hielten. Mit jeder Generazion wurden diesen auch neue Dienste und Lasten aufgelegt. Wenn Stolz und Habsucht, mit Macht versehn, selbst Ausleger und Handhaber eines Kontraktes sind, den sie mit verzagender Armuth geschlossen haben; wie könnte es anders sein, als daß der Zustand der Letztern sich immer fort verschlimmern muß?

Einige Jahrhunderte waren verflossen, als abermals ein fremdes Volk in Kaschemir eindrang. Seine Waffen, seine Forderungen, sein Ton waren trotziger, drohender, furchtbarer, als alles dieses bei den Hirten gewesen war. Diese neuen Fremdlinge waren bepanzerte Schaaren Persischer Krieger, die, um der Herrschaft des Macedonischen

Weltstürmers zu entgehn, lieber selbst irgend einen Winkel der Erde erobern wollten. „Unterwerft euch," war ihre Forderung. Jeder Antrag, den ihnen die Jäger von Kaschemir zu einer Unterhandlung thaten, war ihnen lächerlich. Aber den Jägern von Kaschemir war es ein schrecklicher Umstand, daß diese Perser Panzer trugen, wodurch sie fast unverwundbar wurden. Panzer waren in Kaschemir noch nie gesehn. Die Jäger wollten in der Geschwindigkeit ihre Hirten bewafnen, um wenigstens durch die Menge ihren Feinden gewachsen zu sein. Allein durch den langen Nichtgebrauch der Waffen waren die Hirten ein gar schlechtes Kriegsvolk geworden. Auch sagten sie unter sich: „Der „Streit geht uns nichts an; mag siegen, wer „da will oder kann: unser Zustand wird nicht schlimmer werden. Und sollte es über unsre Herren „Jäger verhängt sein, daß auch sie einmal dienen „müßten, was könnte es schaden?" So oft es zu einem Gefechte kam, siegten die Perser. Schrecken ging vor ihnen her. Die Jäger erklärten endlich, daß sie sich unterwerfen wollten. „Ohne „alle Bedingung? auf Gnade und Ungnade?" fragten die Perser. Die Jäger von Kaschemir bückten sich tief, welches die Perser als eine stillschweigende Einwilligung ansahn. So oft sie in

der

der Folge ihre Rechte an Kaschemir und in Kaschemir darthun wollten, so beriefen sie sich auf diesen Vorgang; wodurch, nach ihrer Behauptung,

der Zweite Kontrakt

zur Bestimmung des Staatsrechts von Kaschemir geschlossen worden. Die Perser theilten ganz Kaschemir, nebst allen seinen Einwohnern, Jäger und Hirten ohne Unterschied, in gewisse Porzionen, worüber sie loseten; so daß jeder Perser eine Porzion Land und Menschen zu seinem erblichen Antheil bekam. Die Offiziere bekamen, nach ihrem Range, mehr oder größere Porzionen. Den Zehnten Theil aller Porzionen eignete sich der Oberanführer zu, dem sie nun den Titel eines Schachs von Kaschemir gaben.

Die Jäger waren nun so gut leibeigen, als die Hirten. Aber beider Schicksal ward noch viel härter durch den Umstand, daß die Perser den Ackerbau einführten, der bis dahin noch nicht in Kaschemir getrieben war. Unendlich mehr Arbeiten und Beschwerlichkeiten, als mit dem Hirtenleben verknüpft sind, fielen nun auf die Leibeignen, oder, wie sie auch genannt wurden, auf die Unterthanen der Perser. Um diese Zeit soll unter dem gemeinen Volke — dieses ist auch eine von

den Benennungen, womit die Perser den unterdrückten Theil zu bezeichnen pflegten — die Sage gegangen sein: daß alle diese Schicksale in den alten Zeiten, als die Hirten aus Syrien in das Land gekommen, von einem Propheten unter denselben vorhergesagt wären.

Bei allem Druck, den sie erlitten, vermehrten sich die Leibeignen doch schneller, als ihre Persischen Gebieter. Diese nahmen vielmehr ab. Die Leibeignen mußten mäßig leben; die Perser schwelgten. Viele Familien der Letztern starben aus. Einige verarmten; ihre Güter kamen in die Hände der Uebrigen, die dadurch übermäßig reich wurden. Aber in dem Verhältniß, wie ihr Reichthum wuchs, verschlechterte sich ihr Charakter.

Die Perser reisten viel; sie nahmen dann ein großes Gefolge von Knechten mit, um dadurch fremden Völkern ihren Reichthum und ihre Vornehmigkeit zu beweisen. Unter den sie begleitenden Knechten gab es oft Leute von treflichen Fähigkeiten. Diese sahn die Künste, die Handwerker, den Handel andrer Völker; und sie fingen an, jeder nach seinem Genie, der Eine ein Handwerk, der Andre eine Kunst, der Dritte eine Art Handel zu treiben. Aber den Gewinn, den sie dadurch machten, hielten sie geheim, weil sie wußten, daß

sie sonst bloß zur Bereicherung ihrer Herren würden arbeiten müssen.

Einst, bei einem Kriege mit einem mächtigen Nachbarn, war der Schach von Kaschemir in großer Geldnoth. Er versammelte die Perser; aber sie erklärten: „Wir schwingen uns auf unsre Rosse, „wir schwenken die Säbel, wir fechten, sobald der „Staat es erfordert; aber wir geben kein Geld.“ Die Handwerker, die Künstler, die Kaufleute sandten an den Schach, und erboten sich: das Geld zu geben, und zugleich zu fechten, wenn ihnen gleiche Rechte mit den Persern versichert würden. Der Schach trug es den Persern vor. „Wie?“ sagten diese, „haben die Kerle Geld? Laß sie kommen; darüber müssen wir noch ein mehreres sprechen.“ Die Abgeordneten der Kaufleute, Künstler und Handwerker wurden in die Versammlung berufen; und es erfolgte ein Wortwechsel folgenden Inhalts.

Die Perser. Habt ihr vergessen, daß ihr unsre Leibeigne seid; und daß folglich Alles was ihr habt und erwerbt, unser Eigenthum ist?

Die Abgeordneten. Wir wissen, daß eure Väter Panzer hatten, die unsrigen nicht. Jetzt ist der Fall, daß wir wenigstens eben so stark und eben so gut bewafnet sind, wie ihr. Aber wir erbieten uns zu einem billigen Vergleich.

Perser. Laßt hören!

Abgeordnete. Ihr besitzt das Land, wir besitzen die Kunst oder Industrie.

Die Perser lachen spöttisch.

Die Abgeordneten. Durch uns ist die Anzahl der Einwohner um das Doppelte gewachsen; durch uns also hat Kaschemir doppelt so viel Vertheidiger, wie vorher. Durch diese Vermehrung der Verzehrer sind euch eure Ländereien doppelt so viel werth geworden. Euer ist der Boden, dem ihr durch Eure Knechte eine Menge Produkte abgewinnt. Wir aber haben das Verdienst, viele dieser Produkte erst durch unsre Erfindsamkeit nutzbar zu machen; vielen geben wir einen höhern Werth. — Wir müßten allzudemüthig sein, wenn wir nicht behaupten wollten, daß wir dem Staate eben so viel werth sind, als ihr.

Perser. Und ihr verlangt?

Abgeordnete. Gleiche Rechte; — nicht stärker belastet zu werden, wie ihr; — der Würden und Aemter eben so fähig zu sein, wie ihr.

Perser. Unmöglich! Ihr wolltet gleich uns die Waffen führen? Das leiden wir nicht. Wir sind die gebornen Vertheidiger des Landes; und deswegen kommen uns ausschließliche Vorrechte zu. Wir dienen dem Staat mit unserm Arm;

gebt ihr Geld her! Dafür wollen wir einwilligen, daß ihr frei seid, und was ihr erwerbt, zum Eigenthum besitzen könnt.

Der Schach war nicht der Mann, der es sich sehr hätte angelegen sein lassen, die Parteien zu vergleichen. Sie trennten sich mit einer Erbitterung, die einen innerlichen Krieg befürchten ließ. Es kam auch zu einzelnen Thätlichkeiten, jedoch nicht zum völligen Ausbruch, weil beide Theile erkannten, daß sie einander nicht gut entbehren konnten. — Dazu kam bei den Persern der Gedanke, daß sie so fest im Besitz ihrer Vortheile säßen, daß es unmöglich sein würde, sie daraus zu verdrängen; die Künstler, Kaufleute und Handwerker hingegen rechneten darauf, daß ihr beständig wachsender Einfluß in den Wohlstand von Kaschemir ihre Gegner endlich von der Nothwendigkeit überzeugen würde, ihren in der Natur der Sache gegründeten Forderungen nicht länger Gerechtigkeit zu versagen. — Endlich ward der Krieg auch dadurch verhütet, daß der Schach, weil er oft Geld brauchte, oft Versammlungen hielt, wozu auch die Künstler, Kaufleute und Handwerker — wir wollen sie künftig der Kürze wegen die industriöse Klasse nennen — berufen wurden; welches die Perser selbst nicht ungern sahn, weil dadurch

durch den ihnen so verhaßten Geldforderungen des Schachs immer am geschwindesten, und ohne daß sie dazu beitrugen, abgeholfen ward. Die industriöse Klasse gab immer her, ließ sich aber dafür bald dieses, bald jenes Recht, das ihnen eben wichtig war, bestätigen; welches die Perser, die um solche Rechte nicht viel gaben, geschehen ließen.

In dieser Lage blieben die Parteien während einiger Generazionen. In der Folge behaupteten die Perser, in diesen Zeiten sei

der Dritte Kontrakt

zwischen ihnen, der industriösen Klasse, und dem Schach, geschlossen worden. Sie wollten daraus folgern, daß jene industriöse Klasse keine andern Rechte hätte, als die ihr ausdrücklich wären bestätigt worden. Der Gegentheil behauptete, daß eine ausdrückliche Anerkennung einzelner Rechte unmöglich die Vernichtung andrer in der Natur der Dinge gegründeter Rechte mit sich führe.

Große Verlegenheiten, worin sich der Staat von Kaschemir befand, nöthigten nun endlich den Schach eine Versammlung zu berufen, wo er verlangte, daß die Perser und die industriöse Klasse gemeinschaftlich eine neue Ordnung der Dinge vorschlagen sollten, weil die alte, die Frucht zufälli-

ger

ger Begebenheiten, mit tausend Mängeln und Gebrechen behaftet war. Selbst die Perser — ohne Zweifel werden die Leser längst bemerkt haben, daß dieser Namen in Kaschemir, um die Zeit dieser Geschichte, mit der in andern Ländern üblichen Benennung: Patrizier, gleiche Bedeutung hatte — selbst die Perser läugneten die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung nicht. Aber über die Grundsätze, wornach dieselbe einzurichten wäre, konnten sie mit der industriösen Klasse nicht einig werden. Diese wollte keine andern anerkennen, als welche die Natur der Sache an die Hand giebt; die Perser *hingegen* beriefen sich immer auf Herkommen und langen Besitz, selbst in Fällen, wo diese mit der Natur der Dinge in Widerspruch stehn.

Die Wortführer der industriösen Klasse sagten: „Vertilgt uns einen Augenblick in euren Gedanken; und Ihr werdet gestehn, daß mit uns — „wir wollen bescheiden reden — der halbe Wohlstand von Kaschemir verschwinden würde. Daß „wir das Verhältniß unsers Einflusses in Kaschemirs glücklichen Zustand höher anschlagen könnten, beweiset das uns so nahe liegende Thibet. „Eben so groß von Umfang, fast noch fruchtbarer „als Kaschemir, ernährt es kaum den dritten „Theil so viel Menschen, weil es nur Patrizier und

„Sklaven ernährt. Und welch ein armseliges „Gemälde macht der Wohlstand von Thibet gegen „den von Kaschemir? . . . Doch wollt ihr noch „Vorrechte verlangen vor uns, denen Kaschemir „seinen Vorzug vor Thibet zu danken hat? Könnten „wir nicht vielmehr mit größerem Scheine An„spruch an Vorrechte machen? Allein Gerechtig„keit und Vernunft sprechen laut gegen alles was „man Vorrechte *) zu nennen pflegt. Die soge„nannten Vorrechte sind der ursprüngliche giftige „Saamen, woraus sich allmählig alle moralischen „Krankheiten, alle Unordnungen, Mängel und „Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, ent„wickeln. — Wir verlangen, daß die Basis des „nun zu schließenden neuen Kontraktes Gleich„heit der Rechte sei."

Der Ausgang des großen Streits war dieser. Es kam friedlich und ruhig zu Stande,

der Vierte Kontrakt,

den man seitdem in Kaschemir den ersten wahren Kontrakt zu nennen pflegte. Die meisten Perser ließen

*) „Ein Vorrecht," saat der Persische Wörterbuchschreiber Lundega, „ist jedes Recht, das einer vor dem andern voraus hat." Nun aber ist entweder ein hinlänglicher Grund vorhanden, warum der eine dieses Recht hat, und der andre nicht; oder es ist kein solcher Grund vorhanden. Im ersten Fall, ist es simpliciter ein Recht, und kein Vorrecht. Im andern Fall, ist es ungerechte Anmaaßung.

Kinder sich heute von der Schule ins Kinderheim, wo sie ihre Hausaufgaben machen, dann ins Schwimmbad, wo sie Sport treiben, dann ins Kino, wo sie sich amüsieren, dann ins Bett, wo sie schlafen. Das ist ein Leben, das ihnen nicht gefällt. Sie wollen ihr Leben selbst gestalten, sie wollen selbst bestimmen, was sie tun und lassen, sie wollen ihre Freizeit selbst einteilen können. Sie wollen nicht mehr Objekte der Erziehung sein, sondern Subjekte. Sie wollen nicht mehr erzogen werden, sie wollen sich selbst erziehen. Sie wollen nicht mehr Kinder sein, sondern Menschen. Sie wollen nicht mehr Kinder sein, sondern Erwachsene. Sie wollen nicht mehr Kinder sein, sondern Revolutionäre.

Wir sind nicht dafür, daß man den Kindern ihre Freizeit nimmt, daß man sie zu Arbeitsmaschinen macht, daß man sie zu Revolutionären erzieht. Wir sind dafür, daß man ihnen ihre Freizeit läßt, daß sie Kinder sein können, daß sie spielen können, daß sie sich amüsieren können, daß sie Sport treiben können, daß sie schwimmen können, daß sie ins Kino gehen können, daß sie schlafen können.

und Verspottung wurden, je mehr es an den Tag kam, daß diejenigen, welche auf diese Vorzüge so übermüthig stolz thaten, meistens von allem persönlichen Werth entblößt waren.

Kaschemir aber erhob sich, seit diesem vierten Kontrakte zu einer solchen Höhe von Wohlstand, von Veredlung der Natur und der Menschen, daß der Namen Kaschemir in ganz Asien gebraucht ward, ein physisch und moralisch vollkommen glückliches Land zu bezeichnen.

Die Jäger Scythiens sind Verwüster der Erde, Zerstörer der wohlthätigsten, der schönsten Plane der Natur. Weder das Pflanzenreich noch das Thierreich können da zur Vollkommenheit gedeihen, werden vielmehr zerrüttet, vernichtet, wo wilde Jäger herrschen. Und was die Menschheit selbst anbetrift, so nimmt sie bei Jägervölkern alle Eigenschaften der Raubthiere an. — Die Hirten Syriens genießen der Gaben der Natur; aber sie kommen ihr wenig zu Hülfe. — Die großen Landeigenthümer in Sarmatien lassen ihre Aecker durch Sklaven bauen; und schon da beweist die Natur, wie willig sie ist, auch schon den bloßen Fleiß reichlich zu belohnen. Allein die Sarmatischen Patrizier schwelgen; und um beständig schwelgen zu können, überhäufen sie ihre Sklaven mit

Arbeit,

Arbeit, und geben ihnen kaum kümmerlichen Unterhalt. Was sieht man in Sarmatien? Nichts als üppige Wollüstlinge oder bis zum dümmsten Vieh erniedrigte Sklaven. — In Kaschemir aber wurden itzt alle Kräfte, alle Talente, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, entwickelt; und durch diese Kräfte, durch diese Talente wurden alle Güter, welche die Natur dem Menschen zugedacht, aber auch verborgen hat, damit er durch seine Erfindsamkeit und Betriebsamkeit sie aufsuche und finde, ans Licht gebracht und genossen. Alle Fremde erstaunten ob der Menschenmenge in Kaschemir: und die Menschen daselbst waren muthig wie Jäger, genügsam wie Hirten, arbeitsam wie Ackervölker; aber an Erfindsamkeit, an Geschmack, an Geist, an völliger Ausbildung ihrer Talente und ihres Charakters hatten sie in keinem Lande ihres Gleichen.

K.

Anmerkung des Herausgebers.

Die Berl. Monatsschrift hat schon einige Aufsätze von Hrn. K* geliefert, zu Gunsten einer völligen Gleichheit unter den verschiednen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. Hr. Möser ist bekanntlich für diese Verschiedenheit; obgleich er in Absicht der Erblichkeit sowohl der Verpflichtung der Leibeigenen, als der Vorzüge des Adels, große Einschränkungen wünscht. Diese verschiedne Meinung hat schon Wi-

der-

derſprüche unter dieſen Gelehrten veranlaſſt (man ſ. Nov. 1791, N. 2; 1792. Febr. Nr. 4; Junius Nr. 2): und was kann wohl belehrender ſein, als Behauptungen und Gegenbehauptungen über einen ſo wichtigen Gegenſtand von denkenden Männern neben einander geſtellt vor ſich zu haben? — — Dieſer mir früher zugeſchickte Aufſatz kann gleichſam für eine Antwort auf Hrn. Möſers Aufſatz im Junius Nr. 4 gelten. Aber, nicht ohne Grund, wird vielleicht mancher Leſer ſagen: daß alle zuletzt geſchilderte Glückſeligkeiten in Kaſchemir doch Statt haben konnten, wenn auch gewiſſe Vorrechte des Edelmanns, und ſeines älteſten Sohnes als Erben, dort ſo wie in England geblieben wären.

B.

5.

Fragen über die Empiriſche Seelenlehre; an einen Freund.

Ich erkenne es als einen ſchätzbaren Beweis Ihrer Freundſchaft, daß Sie mich zum Mitarbeiter an Ihrem Repertorium für die Empiriſche Seelenlehre auffordern, und werde auch von Zeit zu Zeit Beiträge liefern. Allein auffallend wird es Ihnen vielleicht ſein, wenn meine Rückantwort in

ei-

einigen Erinnerungen gegen die Empirische Psychologie besteht, wenigstens wie sie in Deutschland seit einiger Zeit bearbeitet zu werden pflegt. — Ich denke mir unter dieser Wissenschaft nichts anders, als eine Physik über die geistigen Operazionen des Menschen, eine Sammlung von Erfahrungen, die man entweder an sich selbst oder an Andern gemacht hat, und eine Zurückführung derselben auf Naturgesetze. Nun entsteht bei mir die Frage:

a) Von wem soll ich hier lernen: vom Physiologen, oder vom Philosophen? Letzterer kann sammlen, und Erfahrungen auf Erfahrungen häufen; kann mitunter auch sehr sonderbare und unterhaltende Geschichten auftreiben. Aber wenn er das Erklärbare daran wirklich aus Naturgesetzen erklären will; so muß er, dünkt mich, Physiologe sein, muß das Organische am Menschen, Nerven, Muskeln, Fibern, ihre Verrichtungen, ihre Beziehungen, ihren gesunden und kranken Zustand genau im Einzelnen kennen: sonst, befürchte ich hier um so mehr bloße Hypothesen von ihm zu erhalten, je spekulativer er meinetwegen als Philosoph sein mag. — Zwar weiß ich, daß man einen Mittelweg gefunden hat, auf dem zu jedermanns Zufriedenheit Auskunft geschaft werden soll. Von der

Ein-

Einbildungskraft z. B. und der Ideenassoziazion läßt sich ungemein viel sagen, ohne Physiologe zu sein; und wenn eines oder das andere auffallende Phänomen auf ein, aus mehrern Erfahrungen abgezogenes, Gesetz dieser Gemüthsfähigkeiten zurückgebracht ist, so nennt man dies erklärt. Allein, ich gestehe freimüthig, daß ich an einer solchen Erklärungsart eben nichts sehr Befriedigendes entdecken kann, indem ich physiologisch über die Sache eigentlich noch gar nichts weiß, wenn es die Einbildungskraft gethan haben soll; und auf den, als Philosophen, auch noch kein sonderliches Vertrauen setze, der mir auf 25 Bogen gezeigt hat, dieser Umstand in einer Mordgeschichte müsse nothwendig von der Ideenassoziazion, und jener von einer Leidenschaft hergeleitet werden. Es freut mich für einen armen Sünder, daß er durch die Psychologie dem Reiche des Teufels entrissen worden ist; aber ich bedaure ihn, daß er itzt unter so widerwärtige Naturgesetze zu stehen kommt, an denen er unschuldig ist, und die mir über seine Sündhaftigkeit nicht viel Licht geben.

Soll also bei der Empirischen Seelenlehre etwas herauskommen; so muß der, welcher sie mit Erfolg anbauen will, vorzüglich Physik, und dann wieder insbesondere die Physik des Menschen, verstehen;

sehen; zum Philosophen aber muß ihn vor allen Dingen die Natur, alsdann die Logik und Metaphysik, so weit sie es vermögen, nicht aber erst die Empirische Seelenlehre, machen. Da es an dem einen und dem andern so häufig fehlt, so wird deutlich, warum wir so viel elendes Geschreibe in diesem Fache haben, und warum vielleicht noch ein Jahrzehend hindurch auch der seichteste Kopf — hac se jactabit in aula *).

Die zweite Frage, welche mir beifiel, — denn, Freund, ich frage nur — ist diese:

b) Ob es der Moral zuträglich sei, daß man *selbst die Willensäußerungen* des Menschen so viel *möglich aus* Naturgesetzen zu erklären sucht?

Wenn mir einer z. B. durch alle Kapitel der Empirischen Psychologie gezeigt hat, wie ein Verbrecher zum Verbrecher ward; was nützt mich das? Wird es mich, in so ferne ich selbst ein sündfähiges Wesen bin, von der Sünde abschrecken; oder wird es mir Mittel an die Hand geben, wie ich weniger fehlerhaft werden könne? Kaum glaube ich dies; denn, war es ein übelgeleitetes Fibernspiel, welches von Jugend auf den Lasterhaften zu Verbrechen vorbe-

*) Daß dies keinen Mann von Verdienst treffen könne, versteht sich von selbst.

bereitete, so ist klar, daß die schwärzeste That, als Resultat dieses verdrehten Organismus, nicht zugerechnet werden kann: weil es nicht in der Macht des Menschen stand, die Umstände, welche so unglücklich auf seine Fibern wirkten, zu ändern. Lag es schon in den von Eltern und Ureltern her verderbten Keimen, aus welchen sich das Leben eines solchen Bedaurenswürdigen entwickelte, also in der Race, von welcher er abstammte; so ist wieder klar, daß er an seinen Ausschweifungen nicht selbst Schuld ist. — Sagt man: so verderbt auch die Race sein mag, so wird doch kein Mensch ohne alles moralische Gefühl geboren, und keinem fehlt es ganz an Gelegenheit, dies Gefühl durch Kultur noch mehr zu veredlen und wirksamer zu machen; so scheint mir hierbei Folgendes wieder sehr bedenklich zu sein. Entweder ist das Moralische Gefühl von der Vernunft abhängig; oder die Vernunft steht unter dem Moralischen Gefühle, und muß sich von diesem über das, was gut und böse ist, erst belehren lassen. Ist die Vernunft das oberste Alles anordnende und leitende Prinzip, und hängen sich an die Entscheidungen über Recht und Unrecht, welche sie als Vernunft nur aus sich selbst schöpft, von der Seite der Sinnlichkeit erst gewisse angenehme oder unangenehme Empfindungen

gen durch ein wohlthätiges Naturgesetz an; so ist die Moral eigentlich gar kein Objekt der Empirischen Seelenlehre: denn sie bezieht sich auf eine höhere Ordnung der Dinge, als diese irdische, dem Zwange der Naturgesetze unterworfene und sinnlich-beobachtbare Welt ist; ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und läßt keine Physik zu. Geht es aber der Vernunft beim Guten wie beim Sinnlichangenehmen; muß sie sich das, was sie für Gut erkennen soll, durch ein Moralisches Gefühl erst als Gut sinnlich bezeichnen lassen: so steht beim Lasterhaften ein Instinkt gegen den anderen, und seine Lasterthat ist eine blinde Folge des zufälligen Uebergewichtes der unmoralischen über die moralische Sinnlichkeit, folglich wieder nicht zurechnungsfähig. Er handelt nicht als freier Mensch, wenn seine Vernunft unter Naturgesetzen steht: diese mögen ihn nun zum Guten, wie das Moralische Gefühl, oder zum Bösen, wie die gröbere Sinnlichkeit, bestimmen. Laster ist kein Verbrechen, und Tugend kein Verdienst. Nichtsdestoweniger nehmen die Vertheidiger des Moralischen Gefühls, oder vielmehr die, welche es zum obersten Prinzip in der Moral machen, gewöhnlich den zweiten von den angezeigten beiden Fällen an, und handlen hierin als Mechanische Psychologen konsequent.

Alles bis Sonntags Abend und half den Herrn Pfarrer Sonntags Morgens ankleiden. Dann ging er in die Kirche, und wenn er wieder kam, war der Herr pract., Barometer stieg an in seinen Augen, und er sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 2 Uhr wecken. Um 2 Uhr ging er in die Kirche, um 3 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 4 Uhr wecken. Um 4 Uhr ging er in die Kirche, um 5 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 6 Uhr wecken. Um 6 Uhr ging er in die Kirche, um 7 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 8 Uhr wecken. Um 8 Uhr ging er in die Kirche, um 9 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 10 Uhr wecken. Um 10 Uhr ging er in die Kirche, um 11 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer sagte: Ich will jetzt ein wenig ausruhen, Sie können mich um 12 Uhr wecken. Um 12 Uhr ging er in die Kirche, um 1 Uhr kam er wieder, und der Herr Pfarrer

wohl alle diese Dinge weder den Grund der Verbindlichkeit enthalten, noch eigentlich moralische Triebfedern genannt werden können. Gesetzt auch, sie fielen weg, oder erhielten eine Richtung nach dem Gegentheil; so ist der Mensch, als Vernunftwesen, doch noch zur Beobachtung des Guten und zur Verabscheuung des Bösen gleich stark verbunden: und jede Uebertretung eines Vernunftgebotes kann ihm, als einem Vernunftwesen, immer noch zugerechnet werden.

Für eine zweckmäßige Lenkung der genannten Hülfsmittel zur Tugend kann nun zwar die Empirische Seelenlehre in so ferne sorgen, als sie der Erziehungskunst gewisse, aus ihren Beobachtungen abstrahirte, Vorschläge übergiebt. Allein, mich dünkt, physiologisch würde auch hier wieder mehr ausgerichtet werden. Ich muß mich näher erklären. Ueber den Einfluß der Nahrungsmittel auf die ganze sinnliche Natur des Menschen vermag die Erziehung nichts; über die Beschaffenheit und Mischung des Grundstoffes, aus welchem sie erzeugt ward, eben so wenig. Beide bestimmen sehr viel in den Neigungen, den Leidenschaften, der Einbildungskraft, der Ideenverbindung, kurz in den gesammten niederen Kräften des Menschen. Wenn nun der Naturforscher durch Beobachtungen und

Versuche herausbringen könnte, welche Speisen überhaupt, und welche in einem bestimmten Klima, bei einer gewissen Lebensart, in einem gewissen Alter, für dieses oder jenes Temperament die zuträglichsten wären, um Ordnung und Unterwürfigkeit unter das oberste Gebot der Vernunft bei den niedern Kräften des Menschen zu erhalten, und ihnen doch dabei nichts von ihrer Lebhaftigkeit zu benehmen; so müßte das die sittliche Bildung des Menschen ungemein erleichtern *)

Eine, den Eltern bei dem Zeugungsgeschäfte vorgeschriebene und von ihnen genau befolgte, Lebensweise wäre in dem nehmlichen Betracht von noch größerer Bedeutung, je gewisser es ist, daß die

*) Zum Beispiel: zu Gesetzgebungen, dergleichen man heut zu Tage in Europa machen will, gehört wahrlich kein Franzosen- sondern Römer- und Spartaner-Blut; sonst ist es ein leeres, zwar mit goldnen Buchstaben gedrucktes, aber nie befolgtes Gewäsche. Ein solches Blut müßten wir Europäer uns sammt und sonders erst ziehen; und zu haltbaren Revoluzionen dürfte daher der schickliche Zeitpunkt noch lange nicht erscheinen. Sich an irgend eine Lücke des Wasgaus ein Thermopylä hinträumen, und zu Paris an Laternenstricke Menschen aufknüpfen: das vermag auch ein Sybarite im Schwindel, ja ein Fischweib. Aber, fechten wie die, welche bei Thermopylä fielen: das vermögen nur Spartaner. Ein vorübergehender Nervenkrampf — und was heißt es mehr, wenn Weichlinge aufbrausen? — ist doch wohl nicht einerlei mit alter Größe, altem Heroismus, altem Freiheitssinn!

ſo ſagen, daß er nur Willen zur Empfindung habe, ohne Empfindung ſelbſt. Aber ſo wie wir ihn kennen, iſt er nicht bloß Wille, ſondern auch Erkenntniß, Vorſtellung, deren Objekt er iſt; und nach dem Verſchwinden des Willens bleibt noch die Vorſtellung übrig, welche alſo nicht ganz mit ihm verſchwinden kann. Wenn wir daher ſagen wollen, was nach dem Verſchwinden des Willens übrig bleibt, ſo müſſen wir ſagen, daß es die Vorſtellung überhaupt iſt, deren Objekt und Subſtrat der Wille geweſen iſt, d. h. die Welt ſelbſt.

Anmerk. 2. Es muß uns überhaupt, nach dem Verſchwinden des Willens, alles, was wir ſind, was wir kennen, was wir ſein wollen, als ein Traum, ein leichter Hauch vorkommen, und wir können uns nicht wundern, daß die Inder, die Quelle aller Weisheit, ihn als das Weſen anſahen, welches nach dem Tode des Menſchen allein übrig bleibt, und daß ſie es ſogar als die Urſache der Welt anſahen, die nur durch ihn exiſtire.

Anmerk. 3. Wenn wir nun, nach dem Verſchwinden des individuellen Bewußtſeins, noch die Vorſtellung übrig laſſen, ſo bleibt uns ein Objekt ohne Subjekt, eine Form ohne Materie, eine Erſcheinung ohne Ding, ein Traum ohne Träumer. Dieſes iſt aber nicht mehr unſere Welt, ſondern ein Nichts, das wir nicht begreifen können, weil es nicht mehr unſere Welt iſt.

à la redoute, comme vous aimez tant la danse? und zur Antwort gab: J'aime la danse; *mais j'aime encore mieux ce que je porte.*

Ohne empirischer Psychologe zu sein, spricht schon einer der ältesten Griechischen Weisen die merkwürdigen Worte: „Es ist doch unbillig, daß Liebhaber von Pferden, Vögeln oder Hunden, allen möglichen Bedacht nehmen auf deren Zucht: wie nehmlich, und von welchen Paaren, wann und unter welchen Umständen, man Junge ziehen müsse, um es nicht dem Zufalle zu überlassen, was dabei herauskomme; und daß hingegen die Menschen, unbekümmert um ihr eigenes Geschlecht, auf gut Glück Kinder zeugen, und sie dann in Kost und Erziehung vernachlässigen. Saumseligkeit in diesem Stücke ist Schuld an allem Verderben der Menschheit, und verursacht, daß sie zuletzt ausartet, und zum Stande der Thiere herabsinkt." — Nie, mein theurer Freund, konnte ich bei Lesung dieser Stelle kalt bleiben. Verzeihen Sie also, wenn ich mich noch ein wenig darüber ergieße: es sind Gefühle, die ich nicht unterdrücken kann: ihr Eindruck auf Andere sei auch welcher er wolle. Möchten insbesondere alle Obrigkeiten diese Stimme eines Gesetzgebers hören; möchte nicht der Heide unsere Volkslehrer gegen dieselbe taub machen!

Viel-

Vielleicht hielte man alsdann vom Auswurfe der Menschheit und von der Pest der Jugend sowohl Häuser als öffentliche Straßen reiner; vielleicht käme Einem der Gedanke bei, unter dem niederen Stande (auf welchem doch noch das größte Maaß unverderbter Gesundheit ruht) die wohlgebildetsten Menschen beiderlei Geschlechts auszuwählen, nicht um, wie bisher, auch vollends das schöne Blut der Unschuld anzustecken, und für kommende Geschlechter Gift darein zu mischen, sondern um sie ehrlich zu verbinden, und durch die himmlische Verschwisterung der Sittenreinigkeit mit Reizen der Natur, den großen Zweck besserer Nachkommen besser zu verfolgen; vielleicht begriffe man, daß es der guten Werke edelstes wäre, wenn man die Armuth solcher Leute von Seiten des Staates unterstützte, eines oder das andere ihrer wohlgerathensten Kinder auf öffentliche Kosten erzöge, den höheren Ständen einverleibte, und so den stockenden Kreislauf der Kräfte auf der einen, und die Achtung für Rechte der Menschheit auf der andern Seite, wieder in Gang zu bringen suchte. —

Ihr, die ihr an geheiligten Altären stehet, und, bei täglichem Predigen vom Glauben, hundertmal die Hand einer blühenden Unglücklichen in die Hand einer halben Leiche leget: Lehrer des Volks! wollt

ihr die Blößen eures Zeitalters über Lehrsätze der Vorwelt ewig vergessen? Ihr waret es, die oft für die Wahrheit, noch öfter für bloße Meinungen, keinen Tod und kein Gefängniß scheueten. Die Würde eures Amtes beginnt zu sinken: immer werden derer, die euch hören wollen, weniger; und von denen, die sie noch besuchen, verläßt der größere Theil eure Tempel kalt. Wie, wenn ihr itzt für die Sittlichkeit thätet, was ihr ehmals für eine Glaubensformel, für einen Spruch, für eine Sylbe thatet; wenn ihr mit Vermeidung spekulativer Umwege, auf denen ein zweiflender Verstand um die Geduld, und ein träges Herz um Thaten kömmt, geradezu auf jene losarbeitetet, und mit entschlossenem Muthe dem Verderben, es verwüste Paläste oder Hütten, noch zu steuren trachtetet? Findet ihr unter der Last buchstäblicher Wissenschaft noch einen Funken von Geistesstärke, so benutzet ihn hierzu, und wälzet dadurch den Vorwurf von euch ab, welchen so Manche eurem ehrwürdigen Stande machen *).

Eben

*) Vorzüglich Hume. Ich glaube, daß auf diese Weise dergleichen Schmähungen sich am leichtesten selbst widerlegen würden. Sind Geistliche Lehrer der Tugend; so, scheint es, seien sie durch ihr Amt berechtigt, mit Nachdruck auf die Abschaffung dessen in einem Staate zu dringen, was den Zweck ihres Amtes

Eben derselbe Weltweise erinnert im Vorhergehenden an die schädlichen Folgen, welche eine unordentliche Lebensart, Völlerei, Trunkenheit, heftige Leidenschaften der Eltern für den Fötus haben; zeigt, wie sehr man bei ehlichen Verbindungen auf die Race sehen müsse, wenn man sich nicht durch übelgestaltete und übelgeartete Kinder an Göttern und Nachwelt versündigen wolle; und stellt den Griechischen Freistaaten im Untern Italien vor, daß es nicht darauf ankomme, wie viele, sondern was für Menschen in einem Staate gezogen werden.

Meine dritte Frage ist:

c) Ob man die Empirische Psychologie nicht hauptsächlich auf Untersuchungen über die Entstehung, weitere Ausbildung und verschiedne Ausartungen der Religionsbegriffe anwenden sollte; und ob das nicht vielleicht der einzige Weg wäre, über manche vorgebliche Offenbarungen und Mythologische Vorstellungen der alten Welt in's reine zu kommen?

In einer räsonnirten Geschichte der Religionen, dünkt mich, müßte die Psychologie gute Dienste

Amtes vereitelt, und mit vereinigten Kräften daran zu arbeiten, daß der Staat ihre Vorschläge sowohl als ihre Beschwerden in Angelegenheiten von größten Gewichte, höre.

ſte leiſten; allein, zu dieſem Endzwecke iſt ſie, meines Wiſſens, noch am wenigſten gebraucht worden. Bei den meiſten Völkern des Alterthums gehörte die Religion zu ihrer Aeſthetik; und von der Aeſthetik bin ich überzeugt, daß ſie durch die Pſychologiſchen Unterſuchungen eines Engel mehr gewinnt, als durch die mühſamſte Aufſuchung eines oberſten Prinzips für ihre Regeln. Selbſt den entſchiedenſten Zweifler reißt das äſthetiſche Gefühl des Erhabenen beim Anblicke des geſtirnten Himmels zur Anbetung hin; das Herz hält den Begriff von einer Gottheit feſt, wenn der grüblende Verſtand in Theorieen irrt. Je médiois cette nuit; j' étois abſorbé dans la contemplation de la nature; je me diſois, il faut être aveugle, pour n'être pas ébloui de ce ſpectacle, il faut être fou, pour n'en pas reconnoitre l'auteur, ſagt Voltaire. Die Schwärmerei in der Religion hängt mit einem der mächtigſten Triebe in unſerer ſinnlichen Natur zuſammen; iſt dieſer noch unreif oder wird er gehemmt, ſo nährt er ſie. Die Intoleranz und der Verfolgungsgeiſt hängt zum Theil von ſeiner Hemmung ab. Die Empiriſche Pſychologie, verbunden mit der Geſchichte, auf die Entſtehung Philoſophiſcher Begriffe anzuwenden: war immer meine Lieblingsbeſchäf-

beschäftigung. Einen neuen Versuch machte ich hiervon an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in einem der letzten Stücke der Berlinischen Monatsschrift *).

Endlich, Freund,

d) Giebt es nicht eine Empirische Psychologie, die sich nicht wissenschaftlich abhandeln, nicht aus Kompendien und Philosophischen Aufsätzen, sondern bloß aus den großen Büchern der Geschichte und der kleineren und größeren Welt lernen läßt?

Diese, schon den Alten bekannte, Seelenlehre ist sie nicht vielleicht gerade die wichtigste für den Staatsmann, den klugen Bürger und Hausvater, den Geschichtschreiber, den Menschen überhaupt als Schauspieler auf dem großen Theater der Welt? — Der Weg zu ihr ist das, wofür wir im Deutschen kein eigentliches Wort haben, und was die Franzosen esprit juste nennen; ein, von der Natur gegebener, richtiger Blick. Er ist Beurtheilungskraft in Absicht auf den Gebrauch unserer Seelenfähigkeiten; oder ein natürliches Vermögen, durch einen gegebenen Gegenstand gerade diejenigen Seelenkräfte in Thätigkeit setzen, oder diejenige Art von Seelenwirkungen in sich erregen

*) Februar 1792, Nr. 2.

regen zu lassen, welche unter diesen bestimmten Umständen und in diesem bestimmten Grade ihrer Wirksamkeit hieher gehören. Die Zergliederungsgabe eines feinen Metaphysischen Kopfes ist z. B. ein schätzbares Talent; aber wenn sie bei der Erklärung eines Homers, Virgils, eines alten Orientalischen oder Occidentalischen Dichters, oder bei der Beurtheilung merkwürdiger Kunstwerke in Thätigkeit gesetzt wird, so ist das wider den esprit juste. Dichtertalente sind schätzbar; aber wenn sie sich bei der Erzählung einer Politischen Begebenheit mit in das Spiel mischen, so beweist das ebenfalls einen Mangel an der genannten Seelenkraft.

Bei allem, was in irgend einer Sache vorzügliches und für die Welt ersprießliches geleistet werden soll, muß dieses Vermögen zum Grunde liegen; und doch wird es durch Erziehung, früh eingeprägte Vorurtheile, Ueberladung mit gelehrtem Tande, so häufig erstickt. Oft besitzt es der Bauer, und dem Gelehrten geht es ab; im Knabenalter war es da, im männlichen hat man es verloren; es gab Zeiten, wo es in der Schule ganz erstorben schien. Wissenschaftliche Psychologie kann es nicht geben; nicht einmal bilden, wo es da ist: sondern seine Ausbildung hängt ganz

von Erfahrung, Welt- und praktischer Menschenkenntniß ab. Von je mehreren Seiten man das Leben kennen gelernt hat, in je mannichfaltigeren Lagen man selbst gewesen ist, je verschiedner die Menschen, ihre Sitten, Charaktere, Meinungen, Thorheiten waren, mit denen man bekannt wurde: desto richtiger wird unser Blick in der Beurtheilung der Dinge; desto billiger werden wir; desto zuverlässigere Schlüsse machen wir vom Schein auf das Wirkliche, von Wort und Handlung auf innere Triebfedern, vom Gegenwärtigen auf das Zukünftige; — desto zufriedener lernen wir endlich das Leben mit seinen Uebeln, das menschliche Geschlecht mit seinen Schwächen, unser eigenes Schicksal mit seinen Gebrechen nehmen, wie es ist.

Stuttgard. Bardili.

6.

Eine Predigt über Esel.

Eigentlich läßt sich nicht absehen, warum das schlechteste Buch unter der Sonne (man s. Februar, Nr. 5) eben ein geistliches Buch sein muß; obgleich auf der andern Seite sich auch leicht die Ursachen darbieten, woher gerade hier so große Verirrungen

und Seltsamkeiten vorfallen. Es wäre eine unsägliche und sehr unbelohnende Arbeit, wenn man alle Auswüchse der menschlichen Unvernunft in dem sogenannten geistlichen Fache, oder auch nur in einem Theile desselben, z. B. in den Predigten, sammeln und neben einander stellen wollte. Dies ist auch um so minder nöthig, da nicht leicht ein nur etwas beträchtlicher Ort sein wird, wo nicht ein Jeder, der auf dergleichen neugierig ist, seine Lust sollte befriedigen können; der noch immer so häufig gedruckten Predigten völlig zu geschweigen. — Indeß wird ein ganz seltenes und merkwürdiges Stück dieser Art, wie jede Rarität, immer seine Liebhaber finden.

Es war manchen Geistlichen nicht genug, mit den Schwierigkeiten der Materie und dem Unvermögen ihrer Kräfte kämpfen zu müssen; sie schufen sich noch selbst Hindernisse, durch freiwillig aufgelegten harten und wunderbaren Zwang. Jede Anstrengung ist lächerlich, welche, auch bei der glücklichsten Ausführung, gar keinen Nutzen gewährt, dem Leser oder Zuhörer gar keinen Genuß verschaft, ja nicht einmal eine Spur von ihrem Dasein zurücklassen würde, wenn man derselben nicht ausdrücklich erwähnte. Aber auch diese Lächerlichkeit findet sich in dem Fache der Kanzelreden.

den. Ich habe, aus der Sammlung eines grossen Literators, vor mir:

„Predigt über die Offenbarung Johannis, „das 22 Kapitel und 12 Versikul: Siehe, „ich komme bald, und mein Lohn mit, „zu geben einem Jeglichen nach seinen „Thaten. Abgefasset und ausgesprochen ohne den Buchstab R vom Eingang bis zum „End. Von Johann Konradin a Bonorando, p. t. Deutsch- und Französischen „Predigern in der Neuen Stadt bei Usingen, „gehalten. Gedruckt im Jahr Christi 1718."

(1 ½ Bog. in Quart.)

Man sieht es einem aufgeschütteten Hirsehaufen nicht an, ob die einzelnen Körner künstlich durch ein Nadelöhr sind geschnellt worden. Eben so wenig, glaube ich, würde irgend ein Mensch, welchem man diese Predigt vorläse, den merkwürdigsten Umstand derselben, wenn er ihn nicht auf dem Titel angeführt fände, von selbst bemerken; selbst nicht einmal durch einen viel festeren Schlaf als bei andern schlechten Predigten, obgleich die Vermeidung des Schnarrbuchstabs*) billig sanfter ein-

*) Das zu oft vorkommende R hat freilich etwas Unangenehmes; und wir haben daher auch schon im Deut-

einwiegen sollte. Weiß man aber zum voraus jenen Umstand, so interessirt es wenigstens zu sehen, wie der Verf. dem verhaßten Buchstab auswich. Einigemale geschieht es ganz simpel, durch ein lateinisches statt eines deutschen Wortes. — Sein Text ist nicht aus der Offenbarung genommen, sondern aus der Apokalypse; Paulus saget, nicht im Briefe an die Hebräer, sondern „in seinem Mis„siv an die gläubigen Juden.“ Es heißt Motivum zum Guten, statt Antrieb oder Beweggrund; die Justiz statt Gerechtigkeit; Jesus ist nicht der höchste Richter, sondern summus Judex atque Vindex. Künstlicher ist es schon, wenn, statt vom ersten und andern Theile zu reden, gesagt wird

Deutschen „Gedichte ohne den Buchstab R“ von Burmann in Berlin. Noch früher aber hat der bekannte Brokes in Hamburg solche Künsteleien und Spielereien gemacht, indem er bei Beschreibung schöner Gegenden und eines heitern Himmels diesen Buchstab gar nicht gebraucht, dagegen aber bei der Schilderung eines Ungewitters ihn desto häufiger rasseln und schnarren läßt. Bei Gedichten findet ein solcher Gedanke noch eher Statt; aber, wie in aller Welt bei einer Predigt? Es sei dann, daß der Verf. das R nicht aussprechen konnte, und seinen Zuhörern diesen Mißlaut ersparen wollte. — Indeß, auch bei Gedichten kömmt es nicht auf einzelne Buchstaben an, um das zu bewirken, was Pope (Essay on Criticism, V. 365) so schön sagt, und im Folgenden selbst durch so treffende Beispiele zeigt:

The sound must seem an Echo to the sense.

wird S. 3: „Wann es denn nun dem sel. und gütigsten Jesu belieben wollen, uns in dem abgelesenen Texte zwei Dinge anzukündigen, nehmlich u. s. w.; so lasset uns, liebe Seelen, beide Theile wohl in Obacht nehmen, und folglich den nächsten" (statt ersten) „also lautende, u. s. w." Auch heißt es mit einer ganz artigen Wendung, statt: der reiche Mann, (S. 7): „Jene tolle „und volle Mastsau im Evangelio."

Viel merkwürdiges läßt sich aus der Predigt selbst nicht ausziehn; doch mag, von des Verf. Bildersprache und Stil, Folgendes zur Probe dienen. Nachdem er diejenigen, welche ohne Lohn tugendhaft leben wollen, tapfer ausgeschimpft hat, kömmt er auf seinen Text, „also lautende: Siehe! „Da sich dann gleich Anfangs beobachten läßt die „Einleitung: Siehe! so ist dieselbe also beschaffen, daß es gewiß, daß sie dem H. Geist also „üblich und beliebig ist, daß, wann ihme gefället „uns Menschen etwas Hochwichtiges und Vieldeutendes anzusagen, daß es bei ihm so viel heißen „soll, als bei den alten Juden das Selah, bei „den Heiden *) das Hoc age, und bei den Kan-

*) Eigentlich wohl nicht überhaupt bei den blinden Heiden; aber die Römer oder Lateiner durfte unser das R scheuende Prediger freilich nicht nennen.

„zelliſten das Nota bene.“ — S. 10. Jeſus „ſagt: Ich komme bald! Die Weltwoche iſt ſchon „gekommen bis auf den Sonnabend, die Sab„bathsſtunden ſind hiemit nicht weit; die Welt„klocke hat ſchon Elf geſchlagen, es iſt noch um „60 Minuten zu thun, ſo ſchlägts Zwölfe, und „alſo die letzte Stunde. Ja geſetzt, die Ankunft „Jeſu mit ſeinem Lohn ſollte anſtehn ſo lange, als „ſie ſchon angeſtanden, nehmlich in die 6000 Um„gänge *); ſo ſtünden“ (fehlten) „gleichwohl an „noch 6“ (nur) „einige Tage. O kleine Zeit! „u. ſ. w“

Ein anderer ſelbſtgeſchaffener Zwang — denn faſt komme ich ganz von meinem Texte ab, wie mancher Prediger — beſteht darin, wenn man, ſtatt der vielen ſinnvollen und lehrreichen Stellen in der Bibel, mit Fleiß, gleichſam um ſeine Kunſt zu zeigen, ein paar ohne den Zuſammenhang völlig unbedeutende Worte, oder wohl gar wie zum Spaß, einen itzt poſſierlich klingenden Ausdruck, zum Grunde der erbaulich ſein ſollenden Betrachtung legt. Das Erſte iſt noch immer unter Proteſtantiſchen Geiſtlichen nur zu häufig; das Letztere mehr unter Katholiſchen. Ich will von dieſem Letzteren ein Beiſpiel anführen, welches manchem

Lieb-

*) Statt Jahre.

Liebhaber der Literar = und Kirchengeschichte nicht ganz unwillkommen sein wird, da es zugleich eine kleine merkwürdige Seltenheit enthält. — Nur Wenige haben wohl je das Schriftlein gesehen:

„Wie der grobe Mensch unsers Herren Esel „seyn soll, ihn tragen, und mit ihm eingeen „gen Hierusalem, zu beschaven fruchtparli„chen das leyden Christi. Nach lere des hey„ligen Bernhardi, geprediget zu Nurnberg „im Augustiner closter. Anno M. D. xviij.“ Zwei Blätter klein Folio. — Am Ende steht: „Gedruckt zu Wittemberg durch Johannem „Grunenberg. 1521.“

Diese katholische Predigt — gehalten ein Jahr, nachdem Luther in Wittenberg seine Theses angeschlagen hatte, und in dieser letzten Stadt drei Jahre nachher gedruckt — ist den meisten katholischen Predigten, in Anführung der Kirchenväter (des heil. Augustinus, des süßen Bernhardus), in geschrobenen Witzeleien und Anspielungen, endlich in seltsamer Auslegung der Schriftstellen, ähnlich; hat aber einen großen Vorzug in Absicht ihrer Kürze. — Die Ausführung des Hauptthema ist in der That der Mühe werth anzusehn.

„In mannicherlei Weise dienet man Christo. „Es erforderet unser Herr Chr. zu seinem Dienst

„nit allein die vollkummenen Apostolischen Men-
„schen. Sonder auch will er, daß man die Kin-
„der lasse zu ihm kummen; Item die Narren be-
„rufet er; Item die Esel beschreitet er; Item das
„Holz des Kreuzes nimt er an. Darum biß
„(sei) ein Diener Christi, auf das mindeste als
„der Esel oder das Kreuz."

„So du wilt mit Chr. dem Herren einziehen
„gen Hierusalem am Palmtage; magstu nit neben
„ihm geen, und deine Kleider mannichfeltiger Tu-
„gent ihm unterlegen, als die Apostelen theten;
„auch nit mit fröhlichem Herzen in Lob und Sin-
„gen vor oder nachgeen; auch nit hast fürzuwer-
„fen die Kleider deiner eigenen Güter, oder die
„Zweige der guten Beispiel der Heiligen: durch
„welche drei Wege wird Ehre erboten dem Herrn,
„und Heil erworben der Seele: so diene ihm doch
„mit dem Leibe, als der Esel."

„Denn, wiewohl der Prophet sagt (Ezechiel
„XIV, 13 — 23): So Gott plagt das Land um
„der Sünde willen, mit Hunger, Bestien, oder
„Sterben, und Streit oder Krieg; und so darin
„werden erfunden Noe, Daniel, und Job (Das
„seindt drei Stände der Menschen. Zum ersten,
„Noe, die Prälaten: die werfen für die Zweige der
„guten Lehre und Exempel Christo. Zum andern,

„Da-

„Daniel, die Beschaulichen: die neben Chr. geen, „und die Kleider der Tugend ihm unterlegen. Zum „dritten, Job, die Wirklichen *): die ihm die „Kleider zeitlicher Hab durch Uebung der Barm„herzigkeit unterwerfen.) So die, spricht er, dar„in werden erfunden, werden sie ihre Seleu al„lein erlösen oder retten. Das ist: Wer selig „werden soll, muß unter den dreien Ständen be„griffen werden. Jedoch so mügen wir aus Ueber„fluß der Miltickeit Christi (der da seligen wird „Menschen und Vihe, Psalm XXXVI, 7) die „vierte Weise der Seligung befinden bei dem Esel „unsers Herrn figuriret, welcher anzeiget die buß„fertigen Menschen, die Chr. persönlich tragen."

„Denn, ob sie kein Tugend haben, auch übel „singen, mit Esels Stimmen, auch nit haben u. „s. w. — dennoch so mügen sie an des Esels Statt „Christo dienstbar sein, ihn tragen in Leib und „Sele, und mit ihm eingeen in die Glori. — „Darum, ob du gleich Niemand regieren, rathen „und helfen magst; nit habst u. s. w. — so biß doch „unsers Herren Esel!"

„Du sollst unsers Herrn Esel sein um vier„lei Ursache. 1) Der Esel dienet Chr. treulicher

 „oder

*) Ein Wirklicher, von Werk: wer gute Werke thut. Ein praktischer Mensch; so wie ein spekulativer Theoretiker ein Beschaulicher heißt.

„oder stattlicher, dieweil er seinen Leib zu dem „Dienst Chr. darstrecket. Solches ist verdienst„licher. Die Andern dienen ihm allein mit dem „Mund, Herzen, oder mit Werken, die nit also „mühsam seindt als das Tragen ist.“

„2) Der Esel geet auch sicherer. Denn in „Regieren, Almüsen, oder Beschaulichkeit kann „Hoffarth mitlaufen, Verdamnüß, oder ander „Laster, auch Irrung. Der aber Christum tre„get wie der Esel, den regieret Chr. mit dem Zaum, „daß er nit irret; Er hält ihn auf, daß er nit „fällt; Er zauffet ihn, daß er nit lauft in seinen „Koncepten und hoffärtigen Sinnen eigner Auf„sätze; Er streicht ihn mit der Geißel, daß er nit „faul sei. Die Prälaten steigen auf die Bäum, „und mügen bald fallen. Die Almusuer und Be„schaulichen werden ihnen selbs verlassen [sich selbst „überlassen], und dorfen auffehn wie sie ihre Füß „setzen, auf daß sie nit gar auf die Nasen fallen, „oder die Füß erstoßen.“

„3) Der Esel ist Christo auch näher. Denn „der Herr ist nahe denen die da seindt eines betrüb„ten Herzens. Und ob sie wohl nit sehen den „Herrn, so empfinden sie ihn aber. Denn auch un„ter den Andern sihet ihn Keiner, denn die Apo„stelen,

„stelen, die ihm an der Seiten geen; und doch „nur blicklich.“

„4) Dem Esel wird mehr Ehr bezeigt, denn „der Andern irgend Einem, so Christo dienen. „Ja, alle Ehre und Dienst, die Christo von den „Andern bezeigt wird, geschicht auch dem Esel von „Chr. wegen; der Esel aber dienet allein Christo. „Denn die Prälaten sind Diener der Diener Chri„sti: sie lösen auf, führen zu, und bedenken den „Esel Christi, setzen Ihn auch darauf. Die Wirk„lichen werfen ihm die Kleider unter; denn so sie „sehen einen armen kranken Menschen, der das „Kreuz Chr. in der Armut Krankheit [oder Trüb„sal trägt, so geben sie ihm Almusen: darum daß „sie Christum auf dem Esel erkennen. Die Be„schaulichen singen und loben Jesum auf dem Esel. „Also bezeigt man Ehre den Geistlichen, darum „daß man Chr. in ihnen erkennet. Also geschicht „dem Menschen kein Ehre, Dienst, oder Förde„rung, denn von Chr. wegen, der auf ihm rei„tet, in was Gestalt es sei, mit Ampten, Wei„hung, Armut. Wirt auch kaum ein frumm „Mensch erfunden, den nit Chr. als seinen Esel „reite. Dieweil nun die Dienstparkeit des Esels „allein Christo unvermittelt geschicht, ist sie billi„chen anzunemen. Amen!“

* * *

Natürlich ist hierbei die Erinnerung an Sterne's (oder Yoricks) Sermons on Asses; welche, wie es mir scheint, unter uns mehr nach dem seltsamen Titel, als nach dem vielen Vortrefflichen was sie enthalten, bekannt sind. Man hat nur eine, und noch dazu sehr steife, undeutsche, unverständliche, und hin und wieder fehlerhafte, Dollmetschung davon. Zürch, 1769, in 8. Der Uebersetzer getraute sich nicht einmal den Titel zu verdeutschen, sondern setzte bloß: Sterne's Predigten, dritter Band, darauf; als Fortsetzung der zwei von ihm vorher (1766) gelieferten Bände. Weder Ueberschrift noch Kolumnentitel geben den eigentlichen Namen an, worauf sich doch gleich die Vorrede bezieht. In derselben bittet der Verf. unter andern die Ehrwürdigen Herrn W. J. u. s. w. um Verzeihung, weil es scheinen könne, als habe er sich in ihr Amt gemischt und zu ihrer Gemeine gepredigt. —

Einige Stellen aus diesen vier Predigten werden hier nicht am unrechten Orte stehen: da, wie schon sonst gezeigt ist, der Englische Kanzelton von dem Deutschen auf eine Art abweichet, welche in der That bemerkenswerth ist, und in manchen Fällen wohl eine verständige Nachahmung verdiente.

Der

Der Vortrag ist freier, und erlaubt sich Alles das, was gebildete Menschen in einer gemischten Gesellschaft sich im Reden erlauben dürfen. — In Absicht des Inhalts, bringen die Englischen Geistlichen auch Gegenstände aus der Politik und Staatswirthschaft auf die Kanzel; kurz Alles, worüber ernsthafte und gesittete Leute mit einander zu sprechen pflegen. Sterne war übrigens ein Dissenter, und redete folglich zu einer Gemeinde, welche die Einrichtung der herrschenden Kirche, den Eid auf die 39 Artikel, u. s. w. für schädliche Menschensatzungen und Gewissenszwang erkläret.

I. Nach der Englischen Bibelübersetzung sind es zwei Bürden *) zwischen welchen der beinerne Esel, Isaschar, der seine Schultern zum Tragen geneigt hat, danieder liegt (1 Mos. XLIX, 14, 15); und diese Bürden werden hier auf die bürgerliche und die religiöse Sklaverei gedeutet. — Sehr schön wird dem Esel das Pferd entgegen gesetzt: ein nicht feiges, nicht kleinmüthiges Thier, aber dennoch folgsam. Stark redet darauf der Verf. gegen die Bemühungen der Feinde des Lichts, welche dem Menschen die Augen ausstechen wollen, damit er im Dunkeln tappe; welche wünschen, daß er, wie in einigen Ländern geschieht, sobald

er

*) Nach Michaelis: Tränkrinnen.

er aus den Händen der Amme kommt, in die Hände der Priester falle; deren erster Erziehungsgrundsatz ist, daß die Unwissenheit die Mutter der Andacht sei.

II. Ungewöhnlich ist wohl für Deutschland der Kanzelton, welcher so anhebt: „Ich wünschte, „Isaschar, deine Kinder wären alle in der ersten „Generazion gestorben; allein, du hast noch lei„der! eine allzureiche Nachkommenschaft in der „Welt. Viele sind dieser Lastthiere, sogar unter „christlichen Völkern. Deine Söhne, Isaschar, „sind in der Kirche und im Staat; von den Lieb„lingen des ersten Ministers an, bis zu dem ge„ringsten Lohndiener des Bischofs. Dein Samen „füllet die Häuser der Edlen, der Ritter und der „Junker; einige essen an ihrem Tisch, andere ste„hen hinter dem Stuhl sie zu bedienen. Kaum ist „ein Amt in der Kirche, oder bei der Krone, in „dessen Besitz nicht einige von deiner Abkunft, in „allen Ländern, sind.“

Dieser strafende Ton herrscht durch die ganze Predigt. Bei wichtigen Gegenständen, z. B. der Religion, drückt sich der Verf. mit Ernst und Würde aus; aber er gebraucht auch oft die ihm verliehene Gabe des Salzes und der Laune. Daß gewisse Unarten der Menschen Spott verdienen,

ist ausgemacht; und eben so wenig leidet es wohl Zweifel, daß, wenn alles Andere fehlschlägt, Spott noch ein kräftiges Mittel ist, manche träge und heuchlerische Gemüther aufzuschrecken. — Ich will hier, und aus dem Folgenden, nur einige, mir merkwürdige, Stellen anführen, welche gewiß auch den Lesern interessant, und vielen unter ihnen noch neu sein werden.

Nachdem Sterne die biblischen Stellen: daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden, und Pauli Schilderung von der ganzen Rüstung Gottes, ins Licht gesetzt hat, ruft er aus: „Kann eine bessere Begründung der Re„ligion, als diese, sein; oder eine bessere Sicher„heit für das Christenthum, als das Wort Got„tes? — Solche fleischliche Waffen, als Parla„mentsakten und Bestätigungen durch bürgerliche „Gesetze, hat die Religion nicht vonnöthen; ja, sie „können für dieselbe nicht angewandt werden, ohne „sie zu zerstören. Die Waffen der Vertheidigung, „welche die Apostel hatten, besitzt noch itzt ein je„der Christ völlig. Die Beschlüsse von Konzilien, „die Befehle der Kirche, sind nur fleischliche Waf„fen welche meistens einer fleischlichen Gesetzgebung, „und Menschen, die zu großen Antheil an der Re„gierung dieser Welt nahmen, um den Vorschrif-

„ten

„ten des Reiches Christi genau zu folgen, ihren „Ursprung zu danken haben. Zu was für Isa„schars können uns unsre Kirchenführer machen, „um auf unsre Schultern eine solche schwere Last „von geistlichen Verfassungen, menschlichen Glau„bensbekeuntnissen und Artikeln zu legen, da doch „Jedermann der das Neue Testament liest, leicht „das Richtige hierüber einsehen kann!"

„Gleich Paulo, mögen die Christen denen, „welche sie zu beschweren trachten, sagen, daß sie „frei geboren sind. Die Gewissen der Menschen „haben nur Einen Herrn, und können keinem Andern „Gehorsam leisten. Es ist nicht allein nieder„trächtig, sondern auch strafbar, dem Allmächtigen „in der Regierung des Gewissens einen Theilneh„mer zu setzen. Es mag nun Dinge betreffen, „welche Gott befohlen hat, oder nicht; so hat doch „Niemand das Recht, uns vermittelst mensch„licher Erfindungen Gehorsam aufzulegen. Wenn „dergleichen Dinge anbefohlen sind, so fordert „jene Auktorität, und bleibt dabei stehen; denn es „ist überflüssig, zu dem göttlichen Ansehen etwas „hinzuzufügen. Sind sie aber nicht anbefohlen, „so ist es verwegen und entheiligend, einem Un„terthan [dem Gewissen], der allein dem großen „Richter über Alle Rechenschaft zu geben hat, eine

„Bür-

„Bürde auflegen zu wollen. Alle die, welche sich „ein Recht anmaßen Andre zu zwingen, ihre re„ligiösen Meinungen, unter irgend einer Androhung „von Strafe oder Verlust, anzunehmen, wo es „das Wort Gottes nicht anzeigt; müssen als Un„gläubige gegen Gott, als Unterdrücker der Men„schen angesehen werden."

„Wenn das Wort Gottes gegeben worden „ist, den Menschen Gottes vollkommen zu machen, „und wenn es zu allen Dingen in der Religion „nütze ist; beschuldigen denn diejenigen nicht Gott „einer Thorheit, und sein Wort der Unvollkom„menheit, welche wider die Irrthümer Bollwerke „bauen, die sie für besser halten als die heilige „Schrift selbst, um die Menschen wider Ketzereien „zu bewahren? Und heißt es nicht, mit den Men„schen wie mit Eseln umgehn, wenn man ihnen „sagt, daß die heil. Schrift zu allen Dingen der „Religion nütze sei, und sie dennoch in die Noth„wendigkeit setzt, Lehrsätze von menschlicher Er„findung anzunehmen, um die Lauterkeit ihres „Glaubens zu bewahren? Dieses ist ein rechtes „Penelopengewebe, ein Schaffen und Vernichten „zu gleicher Zeit. Wozu, entweder mit oder ohne „die heilige Schrift, andre Systeme der Religion einführen, wenn jene hinlänglich ist, die Menschen

„in

„in allen Dingen, die zur Gottseligkeit gehören, voll-
„kommen zu machen? Glauben die Menschen, daß
„sie sich verständlicher ausdrücken können als der
„heilige Geist, oder daß sie dem Gewissen der Men-
„schen die Wahrheit klarer anpreisen können?"

„Alles was man rechtmäßig mit allem Werk
„des Menschen, es sei so gut es immer wolle, thun
„kann, ist: dasselbe der Beurtheilung der Men-
„schen zu überlassen, und zuzugeben, daß sie es
„nach dem Worte Gottes untersuchen. Wenn sie
„nun nicht finden können, daß es damit bestehe,
„so haben sie das Recht es zu verwerfen. — — —"

Er kömmt sodann auf die Isascharmäßigen Schlechtheiten, welche bei den Parlamentswahlen herrschen, wo sogenannte freie Britten sich durch Trunkenheit und durch Bestechung unterjochen lassen. Ein treffendes Wort scheint mir folgendes: "Es ist unschicklich, wider die Regierung
„und den ersten Minister zu schreien, zu einer Zeit
„da wir selbst zu tadeln sind."

III. Die beiden ersten Predigten haben den beinernen Esel Isaschar zum Text; die beiden letzten das Thier des Propheten Bileam, welches ihm sagte: Bin ich nicht dein Esel gewesen, darauf du geritten hast, bis auf diesen Tag? (4 Mos. XXII, 30.) Die Einleitung ist vortreflich, so wie Sterne überhaupt

haupt in seinen Predigten ein Meister ist in Entwicklung der historischen Umstände einer in der Schrift erzählten Begebenheit, nebst Einmischung tiefer psychologischer und eindringender moralischer Betrachtungen. — Hier aus der eigentlichen Predigt nur ein paar Stellen.

„Wer das Neue Testament versteht, wird „alle Herrschaft über sein Gewissen, die Herrschaft „Jesu Christi ausgenommen, verwerfen: er wird „über die geistliche Gerichtsbarkeit lachen, und alle „religiöse Diktatoren verwerfen. Wenn aber den „Menschen der Gebrauch ihrer eignen Urtheilskraft, „dieses ihr natürliches Vorrecht, nicht mehr gestattet wird; sondern sie, wegen einer jeden Abweichung von dem Landes-Glaubensbekenntnisse, „für Ketzer gehalten werden: so sind ihre Lage, und „die Lage von Bileams Esel, einander beinahe „gleich.

„Auch werden dadurch [durch die Vermischung „von Staats- und Kirchenämtern] die Lehrer lässig „und träge in Verwaltung des wesentlichsten Theiles ihrer Pflicht, welcher darin besteht, die Menschen in den Grundsätzen der nöthigen Erkenntnisse zu unterrichten, und ihre Gemüther von der „Gewalt der Unwissenheit zu befreien. Hierzu „aber können sie nicht gelangen, wenn man sie nicht

„zuerst auf ihr Recht der Selbstbeurtheilung auf-
„merksam macht, auf die Freiheit, welche sie ha-
„ben, alles was das Gewissen betrift, selbst zu un-
„tersuchen.

IV. „Bin ich nicht dein Esel, auf welchem
„du allezeit geritten bist?... Von einem Esel ließ
„sich keine bessere Rede erwarten. Aber, zu be-
„jammern ist es, wenn vernünftige Geschöpfe ei-
„nem solchen niederträchtigen und knechtischen
„Thiere nachahmen.“ Und nun führt er allerlei Menschen auf, welche sklavisch sich unter jeder Despotie bücken, und sagen: Sind wir nicht deine Esel? Bin ich nicht euer Esel? — Er vergleicht die Glaubensbekenntnisse, um welche sich die vornehmen Englischen Bischöfe im Grunde ihres Herzens selbst nicht bekümmern, aber doch Andre damit drücken, mit den Zaumgeschirren, welche sie bei Seite gelegt haben, und nur wieder zur Hand nehmen, wenn sie einen Esel sattel wollen, um auf ihm zu Reichthum und Würden zu reiten.

„Ein gewisser, neulich verstorbener, Ritter
„der Glaubensbekenntnisse und Patron der Verbin-
„dung zwischen Kirche und Staat findet große
„Schwierigkeit, ohne diese Dinge (die 39 Artikel)
„die heil. Schrift brauchen zu können; und kann
„nicht einsehn, wie die Gemeinde ein erforderlich-

„voll-

„vollständiges Glaubensbekenntniß ablegen könne,
„wenn sie nichts als die heil. Schrift in Händen
„hat. In der That, wenn die Letztere nicht ei-
„nigermaßen in ihren Herzen ist, so zweifle ich
„auch, daß es füglich geschehen kann; dennoch
„wollte ich immer lieber die heil. Schrift, als die
„Artikel oder das Athanasische Glaubensbekennt-
„niß, in meiner Hand und in meinem Herzen ha-
„ben. — Ein Apostel hingegen fand in dem, was
„diesem Herrn so schwierig vorkömmt, gar keine
„Schwierigkeit, da er zu Timotheus sagte: daß
„die heil. Schrift zu allen Dingen nütze sei, um
„den Menschen Gottes vollkommen zu machen."

„Die Unwissenheit der Religion herrscht da
„noch am meisten, wo den Menschensatzungen am
„eifrigsten nachgehangen wird. Es kann ein Jeder
„den Versuch machen, er wird finden, daß ein
„Volk, welches die heil. Schrift liest, und sich
„daran hält, weit mehr Kenntniß der Religion
„hat, als die welche am eifrigsten den Glaubensbe-
„kenntnissen und Artikeln ergeben sind. — Es
„scheint, daß unsre erhabene Kirchenführer uns
„in der That für Esel halten, wenn sie glauben,
„daß wir den Weg der Religion, welcher in der
„heil. Schrift ohne ihre geringste Arbeit angezeigt
„wird, nicht finden können. So viel kann man

„zu ihrem Lobe sagen, daß gemeine Christen ei-
„nem gemeinen Schulmeister, der sie Lesen ge-
„lehrt hat, mehr Verbindlichkeit als ihnen schul-
„dig sind. Ein Christ, der seine Bibel in Hän-
„den hat, macht seine Sache eben nicht so schlecht;
„und, ohne der Würde jener Herren zu nahe zu
„treten, kann man durch sorgfältiges Lesen mehr
„aus seiner Bibel lernen, als aus allen Fudern
„von Gottesgelahrtheit, womit die Welt seit dem
„allgemeinen Konzilium zu Nicäa ist beschenkt
„worden."

„Obgleich unser Erlöser vor Pontius Pila-
„tus deutlich erklärte, daß sein Reich nicht von
„dieser Welt sei; so hat man sich doch seit kurzem
„Mühe gegeben, zu beweisen, daß es von dieser
„Welt sei. Man sagt uns, das Zeugniß unsers
„Herrn beweise nichts, und der Kaiser habe ein
„Recht gehabt sich in religiöse Sachen zu mischen.
„Wie? — Der Kaiser konnte sich freilich nach
„Gefallen in alle Religionen, die das Reich die-
„ser Welt angingen, mischen; aber eben darum
„nicht in ein solches, welches nicht von dieser
„Welt war. Es lag ganz außer seiner Gerichts-
„barkeit. Unser Heiland konnte nicht ausdrück-
„licher behaupten, daß der Kaiser nichts mit Sei-
„nem Reiche zu schaffen habe, als indem er sagte,

„daß

„daß es nicht zu dieser Welt gehöre. Denn der „Kaiser hatte die Gerichtsbarkeit in keinem Kö„nigreiche, als in dem welches zu dieser Welt „gehört.“

„Vielleicht könnte man behaupten, daß Käze„reien das Land überschwemmen würden, wenn die „Kirche kein Ansehn und geistliche Gerichtshöfe „hätte. Allein, ich sehe von dieser Seite keine „Gefahr; wohl aber von der Unwissenheit des „Wortes Gottes. Es dünkt mich kein besseres „Mittel die Käzereien zu vertreiben, als die Wahr„heit zu lehren; und wir können sie nirgends besser „gelehrt finden, als in der heil. Schrift.“

Was Sterne gegen diejenigen Dissidenten sagt, welche sich in Behauptungen und Ceremonien der herrschenden Kirche zu nähern suchen, ließe sich vielleicht in Deutschland auf diejenigen Protestanten einigermaßen anwenden, welche zu einer Vereinigung mit den Katholiken geneigt sind. „Es giebt zwar unter den Dissidenten auch viele „einfältige sklavische Esel, die, ohne sich im ge„ringsten zu weigern, sich zu der Kirche bequemen, „deren Würden für einige geringe weltliche Vor„theile auf sich nehmen, oder, ihren Freunden zu „gefallen, mit ihrem Gewissen auf eine unheilige „Art umgehen können. Einige von ihnen, wel-

„che sich ganz nach der Mode bequemt haben, kom-
„men jeden Tag näher, ihre alte Mutter zu um-
„armen.“

„Zwar zürnen sie auf dieselbe, und wollen
„nicht ganz wieder zu ihr treten. Jedoch haben
„sie eine starke Hofnung, hinten auf der Gabel
„der Kirche mit zum Himmel zu reiten; und Einige
„von ihnen haben letzthin eifrige Versuche gemacht,
„Orgeln in ihren Zusammenkünften einzuführen,
„damit sie ihren Schöpfer eben so wollüstig vereh-
„ren könnten, als ihre Nachbarn von der einge-
„setzten Kirche (establish'd Church). Diese wohl-
„geläuterten Dissidenten scheinen mit der Ein-
„satzung darin übereinzustimmen, daß sie glauben,
„der Allmächtige müsse nach jüdischer Art verehrt
„werden; und sie scheinen sehr geneigt, das Neue
„Testament mit dem Alten so anständig überein-
„stimmend zu machen, als sie können. Vielleicht
„werden sie nach einiger Ueberlegung auch noch
„gerathen finden, die Beschneidung einzuführen;
„eben so wie sie weiße Röcke, Altäre, und Or-
„geln eingeführt haben. Sie könnten wohl einige
„Esel finden, die sich unterwerfen würden.“

„Wenn die weltliche Macht sich so weit her-
„unterlassen wollte, ein Gesetz für die Beschnei-
„dung zu geben, und Vortheile damit zu verbin-

„den;

„den; so würden die Propheten der Kirche ihre „beste Bemühung anwenden, die Esel dazu her„anzuziehn. Da aber die Mühe wahrscheinlich „größer sein würde als der Nutzen, so wird man „vermuthlich dieses Stück der Kirchenverbesserung, „nebst vielen andern Dingen, wozu das Volk noch „nicht reif ist, für itzt nicht unternehmen.“

„Ich will mit der Anmerkung schließen: Daß „kaum ein Mensch sei, der sich den Charakter eines Propheten anmaßt, welcher nicht auch überflüssig Esel unter dem Volke finden wird, ihm „zu seinem Endzweck zu dienen. Zwar sind Bileam und sein Esel seit vielen hundert Jahren todt; „aber ihre Nachkommenschaft ist sehr zahlreich. —“

7.

Verzeichniß

der im 2ten Quartal des Kirchenjahres 1792 in Berlin Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren		Gestorben.			
			M.	Ge.	W.	Ge.
	Gebor.	Gebor.	Gest.	Gest.	Gest.	Gest.
V. 18 bis 24 Febr.	57	44	24	26	21	17
v. 25 Febr. bis 2 März.	66	41	20	22	20	23
v. 3 bis 9 März	59	56	25	21	29	20
v. 10 — 16 März	58	53	25	23	22	26
v. 17 — 23 März	63	62	23	22	24	17
v. 24 — 30 März	57	52	18	30	20	27
v. 31 März 6 Apr.	47	50	21	16	20	23
v. 7 — 13 Apr.	56	62	33	25	26	22
v. 14 — 20 Apr.	41	52	23	20	19	9
v. 21 — 27 Apr.	58	32	32	18	20	13
v. 28 Apr. 4 Mai	52	55	22	22	22	24
v. 5 — 11 Mai	54	47	35	32	26	26
v. 12 — 18 Mai	60	47	22	25	19	20
Unter den Gebornen sind 79 uneheliche Söhne 60 uneheliche Töchter.						
139 und 19 Zwillingspaare.	728	653	323	302	288	267
Summa	1381				1180	

Balance.

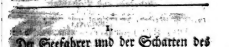
Geboren	1381
Gestorben	1180
Also mehr geboren	201

Jena, gedruckt bei Johann Michael Mauke.

Berlinische Monatsschrift
1792. August.

Der Seefahrer und der Schatten des Archytas.

Horazens acht und zwanzigste Ode des ersten Buches.



Der Seefahrer.

Du an dem Meer und der Erde und dem nimmer
bewohnten Sande
Maß und Zahl bestimmet! dieß hält hier
am Matinischen über ein kleines Gesträuchen von
Staub auf.
Und es frommet hie wenig, Archytas,
Daß du die himmlischen Hallen besuchst, und im
Geist den grundlosen
Bal durchirrest hast, nun du hier todt liegst.

Der Schatten des Archytas.

Starb doch auch Pelops Erzeuger, ein Gast der Götter, und Tithon,
Der in die Lüfte gerückt ward, und Minos, der Vertraute Jupiters. Hat doch der Tartarus unsern
Panthoiden, der zweimal zum Orkus Fuhr, obgleich sein herabgenommener Schild von den Zeiten
Trojens sprach: ein Beweisthum, er habe Nichts als Nerven und Haut dem Tode zur Beute gelassen;
Er, wie du weißt, kein verwerflicher Lehrer Der Natur und Wahrheit. Doch Eine Nacht wartet auf Alle;
Einmal muß man den Todespfad wandeln. Krieger giebt die Furie Mars, dem Verwüsten zum Schauspiel;
Schiffer schlinget das gierige Meer ein. Leichen der Greis' und der Jünglinge thürmen sich auf, und noch kein Haupt
Ist Persephonens Herrschaft entgangen. Mich auch gab der Sturm, der Orions Hinabgang begleitet,
Den Illyrischen Wellen zum Raube. Aber, o Schiffer, verweigerst du nicht ungütig ein Häuflein
Sandes dem unbegrabenen Haupte Und Gebein: so müsse, was Eurus Hesperiens Meere
Droht, der Wald um Venusia büßen;

Du frei ausgehn, und reichliche Waare daher und dorther.
Auf dich regnen, durch Jupiters Milde
Und die Gnade Neptuns, der über sein gutes Tarent wacht.
Kümmert dichs nicht, auf die spätesten Enkel
Unverdiente Strafe zu laden: so trifft die gerechte
Rache für deine Härte dich selbst wohl;
Unerhört wird meine Bitte nicht bleiben, und dich wird
Kein Sühnopfer entsündigen können.
Eilst du: so wirf — es bedarf nicht langer Weile — nur dreimal
Staub auf mich, und fahre dann weiter.

Anmerkungen.

Archytas aus Tarent, ein Pythagoriſcher Philoſoph und großer Mathematiker, lebte noch zu den Zeiten des Plato, den er, nach dem Berichte des Diogenes Laertius, durch ein Schreiben an den jüngern Dionyſius glücklich aus den Klauen deſſelben errettet haben ſoll. Er war ſiebenmahl zum Vorſteher des Volks erwählt, und als Anführer des Heeres niemals überwunden worden. Bei einer unglücklichen Schifffahrt im Adriatiſchen Meere ertrank er, und ſein Leichnam ward an das Ufer Apuliens getrieben. Horaz, ein Apulier von Geburt, der dieſen Umſtand durch mündliche Sage oder aus geſchriebenen Nachrichten wiſſen konnte, nimmt daher Gelegenheit von dem Tode zu reden, der allen, auch den berühmteſten Männern, bevorſteht: ein Stoff, den er oft, aber immer auf eine neue Art, bearbeitet hat. Da er als ein Jüngling von ſiebzehn Jahren einen gleichen Fall erlebt hatte, ſo mochte dieſes einen tiefen

liefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihn auf die Gedanken gebracht haben, der Umstand des Archytas zu nutzen, ihn ordentlich einzuwickeln und um ein ermüdetes Vergnügen hinters zu bringen.

Der Fall, den Horaz erlebt hatte, war gewiß einer der merkwürdigsten. Der Leichnam des großen Pompejus war noch am Ufer gewaschen werden, und dasselbe lange Zeit den Neugierigen zur Schau gedient, bis ein ehemaliger Kriegskollege desselben, nachdem sich alles Volk verlaufen hatte, in Gemeinschaft seiner Gemahlinn, mit seinem eigenen Kleide bedeckte, und wie den Trümmern eines alten Fischerhauses verbrannte, welches seine Gehöfte, mit Hülfe eines alten Kriegsknechts, der ihr einen ansehnlichen Hausschatz vor verdient. Der Herr hob die abgebrannten Knochen auf, die Horaz verdiente, hat kaum ein Grab gefunden. Folgendes Epigramm beklagtsiget eben dieses:

Von dem unfruchtbaren Sohnen.

In Asien und in Europa liegen
Die Söhne des Pompejus eingeschlossen;
Das Schwerdt schonte beider nicht des Vaters,
Wann irgendwo noch Erdreich ihn bedeckt hat:
Ein Sohn verbrennet auf dem innern Erdball,
Ein Zug hat allzuklein für seinen Grimm.

Martial; V. 74.

Vielleicht hatte schon vor Horaz ein Griechischer Poet eben diesen oder einen ähnlichen Stoff aus einer poetischen Laune kürsch bearbeitet. Man weis, daß die Griechen ehemals so barbarisch waren, daß sie nach der Schlacht ihrer Feinde unsäglich machen wollten, und daher ihrer Körper unbegraben auf dem Felde liegen ließen. Denn die Seelen, glaubte man, müßten siebenhundert Jahre herumirren, ehe sie zum Charon zur Ruhe gebracht würden. Hat man zu Pompejus Zeiten noch irgend einer barbarischen Gebräuche, an den Todten eine Rache auszuüben, beobachtet, so hatte unser Dichter in seiner Ode noch eine nähere Veranlassung gehabt, Er ist bey Manny der jede Gelegenheit zu nutzen wußte.

An

Als Verfechter der Gottheyten, oder in Berathung der Götterwürde und Herrlichkeit hat der weise Dichter schwerlich gedacht.

V. 3. 4. Dich hält noch am Martinischen Ufer ein Flemes Gefängnißchen von Stein auf. Ich Barbarisch, daß man diesen Arrest hieher setzt! Ich nehmlich eine Handvoll Erde, macht, daß dein Schatte den Ort nachgehe, wo du deinen Körper stehest. Und so war es auch wirklich: denn der Schatten des Archys las diese deutsche Antwort.

Am Martinischen Ufer. Martinus war ein Papst in Italien, am Ufer des Adriatischen Meeres, ein Sterbender bestellt Kräuter und Blumen aus die Bienen einen Honigkuchen daraus sammeln; daher sey Horaz an einen andern Ort als der Martinischen Biene verleitet. Der Scholiast bemerkt den Ort, wo der Schatten des Archytas liegen soll, sehr genau.

V. 5—8. Es kommen wir wenig, daß wir die himmlischen Gränzen besucht hast, — nun du hier todt liegst. Dieses ist ein kleiner Vorwurf, den der Schüler den Lehrer machte, den sie der Schatten desselben sogleich beantwortet. Es wäre weniger schicklich, wenn der Schüler sonst der Italienischen liederlicher Prahlerey mancher seiner Landsmänner in dem Vorgebäude verfallen wäre. Ueberdies kommen wir andern Sterblichen Gränzen vor, die sich für die Archytas besser schicken, als für den Schüler. — Da aber der Schatten des Archytas hier erscheint, ist sehr zu verwundern, daß Sinnius, welcher Archytas sagte, das die Seelen, als Gestalt den menschlichen Leibern ähnlich, in der Luft herumirren. Diogenes Laert. VIII. 31.

V. 9. Gnade doch auch Delops Ettern, ein Weib der Götter! Für Vater des Pelops war Tantalus, der oft an der Tafel der Götter gesessen wurde, und um die Götter weiter bewirthete; daher Pindar in der ersten Olympischen Ode von ihm singt:

Ettern in der Olympus Wichter

Einen der Schmähwohnen:

Tantalus Tantalus nun,

V. 8. Tydeus, der in die Stadt geruffet ward.) Nehmlich als Jmaidones: weil er aus Aleas in Jsmenen kam, und sie seine Gemahlin Deipylen im Zaum hielten. Sie verwandelte ihn also in eine Hundsmeer, welches in gewissen Verstande eine Aas von Land war. An einem andern Orte (II, 16) heist sie gar, Land-Aas. Herr von Hagen.

Langen Leben machte den Thydon Pleuren.

Andere erklären das Entrücken in die Höhe anders. Pleuron, sagen sie, entführte ihn zur Höhe anders. Hies nur sein Morgen Leben: er hatte es mit Tydeus und dessen Vollbringen zu thun. Achilles antwortete: sie noch Vielen Leben. Der Morgen Leben bezeichnet, darum, weil er mit Tydeus Vollbringen zu thun und noch den übrigen zu überwinden war, und sie sie, aber vergessen hatte, um auch einer unverdrossenen Arbeit zu erinnern, sondern sie, weil sie keinen Tydeus, der sie ruffete, weder, der den Uebergang der Seele in ihre Brüste bauet, antrauet.

V. 9. Minoes, der Vertraute Jupiters.) Jupiter gab ihm selbst in seiner Höhle das Gesetze. Da ihm denn Jupiter neue oder verbesserte Besetze, und nicht in der alten Höhle, gab, wo er sein, verordnete er ihm einen obersten Höllenrichter.

V. 10—13. Jsmenen Panthoiden, der zweimal zum Orcus fuhr.) Einmal als Euphorbus, und zum andern mal als Pythagoras. Die Geschichte Pythagoras ist bekannt, sagte Pythagoras dem Wolfe seinen Schild, der in dem Gemüte der Thiere unter einen andern aufgehauet war, und von welchem er sagte, daß er ihm sich den Schild heraussuchen, und sagte, daß er ihm sich den Schild heraussuchen, und sagte, daß er ihm sein von dem Euphorbus, welchen Menelaus hier in der Rede: Ob dag, was man kenne Wiederstrennungen sag.

V. 14. 15. So, wie du weiß, kein vernünftiger Lehrer der Natur und Wahrheit. Man setzet auf solcher Verdienst, und Verdammniß Schaden, forchte der seinen Lehrer nicht, und ihn schlavisch Blumen suche. Verdammen hatte noch im Forschen der Dinge einen Vortheil, (XIII, 5. 19) wer anders ein Werk von der Natur geschrieben, den Namen Verdammnis aber hatte er dahin gebracht, weil er viel Irrthümer wußte. Auch glauben ihm seine Schüler nur im Werk, und sagen, man muß den eigenen Sinnen nicht weiter, als bis daß sie gehen. Seine Historische ward wenigstens in Zeiten gelehret, dann war in einige die Leidenschaft entstanden, Wörter, und Sylbenklauben Scharfsinnig also in das Feinste, die Sonnen in fast der Schaalen der Archyten: wie du weißt.

V. 16. Leuchen der Circul und der Jungen Lunge Gesichtskreis. Es muß beyde so, als Sternbilder Schriftsteller nennen. Palmenzweig überzeuge Dich:

— crescens ilicis virgo, & mitis
Ardua petebat & facetula.

V. 17. Auch auch hat den Sturm, der Brisons Feuchtwind begleitet. Wenn Orion untergehe mit dem Winter. Die Stürme, sagt Plinius, gehen nach bestimmten Gesetzen aus, — besonders bey Arcturus, Orion und die Böcke. Naturgesch. XVIII. 31 (69).

Bey diesen Worte läßt Voltaire in den Rechten in einer Comödie, und Schiffart, zu gröberer Deutlichkeit, die zweyte Brise, die er dem Schiffer zuschreibt, mit Noten machen:

Note 1. Archon compliegan la Serre
Boreales pleuvio, allor che la Rubil Donna
Abbi dal Dio with: Me pure affiero ser.

Hier bemerket der beredsame Schiffer den Archyten, Schiffart, und nun sagte dieser am rothen Strande mit unglücklicher Stimme: Mich verschlang u. s. w.

V. 22. **Den Illyrischen Wellen zum Raube.)** Nach den Ufern bekamen die Meere verschiedene Namen. Vor Illyrien ward das Adriatische Meer das Illyrische genannt, und an dem gegenseitigen Ufer lag Apulien, wohin die Wellen den Leichnam getrieben hatten.

V. 25, 26. **So müsse, was Eurus Hesperiens Meere droht, der Wald um Venusia büßen.)** Der Sturm soll auf dem Lande, nicht auf dem Meere Italiens wüten. Man hatte den Glauben, daß sich das Unglück oder die verdiente Strafe des Himmels auf einen andern verpflanzen ließe. Auch glaubten, lange nach den Zeiten der Götzendiener, noch viele Bekenner des wahren Gottes, es könne ein anderer in ihrem Namen mühsame Wallfahrten unternehmen, strenge Fasten halten, körperliche Züchtigungen ausstehen, und sie selbst den Vortheil davon erhalten: ein Glauben, der für reiche Sünder ungemein bequem war.

V. 29. **Durch die Gnade Neptuns, der über sein gutes Tarent wacht.)** Daß hier Neptun ein Wächter von Tarent genannt wird, kömmt daher, weil hier ein Tarentiner spricht. Durch dergleichen kleine Züge giebt Horaz, nach Art guter dramatischer Dichter, seiner redenden Person mehr Eigenthümlichkeit.

V. 30, 31. **Kümmert dichs nicht, auf die spätesten Enkel unverdiente Strafe zu laden.)** Man glaubte damals, die Rache der Götter erstrecke sich auch auf die unschuldigsten Nachkommen der Verbrecher. Die älteste fabelhafte Geschichte ist voll davon. Laomedon versündigte sich an Neptun und Apoll, Kassiope an den Nereiden, Niobe an der Latona: und ihre Kinder mußten dafür büßen. Erfand man diesen Lehrsatz von einer so grausamen Strafgerechtigkeit, damit Väter und Mütter aus Liebe zu ihren Kindern sich von manchen Bosheiten möchten abschrecken lassen? oder beurtheilte man in den ersten rohen Zeiten die Gottheit nach sich selbst und seiner eigenen Rachsucht? Man sehe von dieser Materie Addisons vortreffliche Abhandlung im 483sten Stücke des Englischen Zuschauers, oder im zwei hundert fünf und achtzigsten des Auszuges.

V. 35, 36. Wirf — — — nur dreimal Staub auf mich.) Wenn etwas Erde oder Sand auf den Körper geworfen ward, so nahm Charon dieses schon für ein völliges Begräbniß an, und machte weiter keine Schwierigkeit, den Schatten über den Styx zu fahren.

Ramler.

2.

Der arme Freie.

Eine Erzählung.

Jean le Grand war zu Corcieres geboren, einem Dorfe in Bourgogne, welches der Benediktinerabtei St. Claude am Berge Jura gehörte; und worin keiner Jahr und Tag wohnen konnte, ohne derselben Leibeigener zu werden *). Die Ländereien des Dorfs gehörten insgesammt der Abtei; und diejenigen Bauern, welche dieselben zuerst urbar gemacht, hatten sich jene Bedingung zu einer Zeit gern gefallen lassen, wo sie froh gewesen sein mußten, ein bischen Acker- und Wiesenland zu erhalten, und unter den Schutz eines Klosters zu kommen: welches für seine Leute besser sorgte, als mancher Fürst oder Herr, der sich durch seine häufigen Fehden damals oft in große Kosten stürzte,

*) Man s. Dissertation sur l'Etablissement de l'Abbaye de St. Claude. 1772.

und darüber seinen Schutzverwandten mit Bitten und Borgen zur Last fiel.

Sein Vater hatte sich jedoch, bei seiner Verheirathung, die Erstgeburt frei bedungen, und diesen seinen Erstgebornen zu Genf erziehen lassen: wo er Gelegenheit gehabt hatte, den großen Philosophen zu hören, welcher die Freiheit und Gleichheit der Menschen, so viel möglich, zur einzigen Grundlage aller bürgerlichen Einrichtungen zu machen wünschte. In dieser Schule waren nun aber seine Empfindungen dermaßen erhöhet worden, daß er, wie sein Vater starb, und außer ihm keine Kinder hinterließ, sich nicht entschließen konnte, nach Corcieres zurückzugehen, um den Abt zu *bitten*, ihm das Recht eines Leibeignen wieder angedeihen zu lassen, und ihm sonach seines Vaters Verlassenschaft (welche mit seinem Tode, in Ermangelung huldiger und höriger *) Erben, der Abtei verfallen war) aus Gnaden zuzuwenden.

Die

*) Der Erbe muß sein huldig und hörig nach dem Hofe: ist ein Grundsatz aller Hofrechte, in Frankreich wie in Deutschland. Keine Erbschaft ward aus einer Hulde oder Pflege in die andre verabfolgt; und die Hörigkeit oder Suitas des Erben war in den alten Zeiten, worin man von den Begriffen der väterlichen und herrlichen Gewalt ausgegangen war, eine nothwendige Bedingung. Der Praetor zu Rom erbarmte sich zuerst der Emancipato-

Die Erbschaft war indeß zu beträchtlich, um nicht zu versuchen, ob er nicht auch als ein unhöriger freier Mann dazu gelangen, und wenigstens diejenigen Güter, welche sein Vater außerhalb der Börde Corcieres besessen hatte, und die von der Abtei nicht herrührten *), erhalten könne. Er reisete also, sobald er konnte, nach St. Claude, wo ihn der Großprior, der ein beständiger Freund seines Vaters gewesen war, mit einer mehr als gewöhnlichen Höflichkeit aufnahm, und sich recht von Herzen freuete, dem Sohn seines Freundes einige angenehme Dienste erweisen zu können. Allein nicht sobald waren die ersten Freundschaftsbezeugungen vorüber, als Jean le Grand auf den Zweck

patorum; und mit der Zeit hat man auch anderwärts die Erbschaft an Unhörige und Unholde gegen ein Abzugsgeld ausfolgen lassen. Verschiedne Städte erhielten es auch von ihren Schutzvögten, als ein besonders Privilegium, daß die Erbschaften daraus an die nächsten Verwandten verabfolgt werden sollten: wodurch viele Leute angelockt wurden, sich darin niederzulassen.

*) Auch dergleichen Güter gehörten unter den Sterbfall, wie solches das Parlament zu Besançon lange vorher den 20 Dez. 1679 in einer andern Sache erkannt hatte. In dem Urtheile heißt es: Que Dame Claudine, veuve du noble Louis de Bosset, n' étoit pas recevable, tant à la main morte qu'à l'échute par elle pretendue de la Combe-famin, meix, maisons et heritages. Combefamin lag außerhalb der Börde der Abtei, St. Oyan; und hatte ein weitläuftiges Meix, oder manoir commun, worin

die

Zweck seiner Reise einlenkte, und nach und nach über die große Wahrheit: daß die Freiheit ein unveräußerliches Recht des Menschen, und nichts billiger sei, als daß ihm als einzigem Sohne die väterliche Erbschaft verabfolget werde, — in ein solches Feuer gerieth, daß es wenig fehlte, sie hätten beide ihr Frühstück darüber vergessen.

Der Großprior, ein gutmüthiger Mann, welchen das funkelnde Auge des jungen Mannes nicht wenig besorgt machte, antwortete ihm mit der äußersten Gutheit: „Er scheine sich einen gar zu „fürchterlichen Begrif von dem Leibeigenthume zu „machen, welches wohl mehr von dem Namen, „als der Sache selbst, herrühre; ehedem seien die „itzt sogenannten Leibeigene, Angehörige, Pfleg„befohlne, Hausgenossen, Schutzverwandte, „oder auch wohl Kinder der Abtei genennet, und „zur Familie *) des Klosters gerechnet worden. „Nach und nach aber, wie jene Benennungen ih„ren ehemaligen Gehalt verloren hätten, habe man „solchen Menschen, zu genauerer Bestimmung ih„res

die Luft leibeigen macht. Ein Leibeigner der Abtei hatte diese Herrlichkeit für freies Gut besessen; und Dame Claudine, als seine nächste unhörige Verwandtinn, machte Anspruch darauf, nachdem die Abtei solche in den Sterbfall gezogen hatte.

*) Von Familie sein, hieß ehemals soviel, als zum Hausgesinde eines Herrn gehören. De familia Principis, hieß von guter Familie.

...res Standes, den Namen Edelgeborne zugeben. Zu...oder That aber begeichneten alle diese Benennungen nur einerlei Sachen: nemlich das damalige Band zwischen dem Schutzherrn und seinen Untergebenen; und sowohl der Sterbfall als die Einfahrgelder (Lods et ventes) seien nur Symbole jenes Bandes, und ewigermaßen Verpflichtung für den Schutz, welchen Herrn die Adeligen, die für sie ihren Schazzwogt zum Heerbann abschickt, und den Staat für sie dürge. Dieses Band sei aber zwischen Herr, als das zwischen Eltern und Kindern, oder zwischen einem Herrn und seinem Gesinde: die Adeligen erlaube ihren Leibeignen, ihr Gut über das Ihrige frei zu disponiren, und sich sogar aus den Kindern, welche sie noch am Leibe hätten*), einen Nachfolger zu den unterthanen, die sie zu wählen; und diejenigen, welche den Adel verliehen, würden von den Eltern nach Mehrheit zugestimmt. Was diese allenfalls im Erbtheile

*) Dieses ist ein besonders Recht zu Corcieres, welches von andern Curiatumsherrschaften abweicht. Man sieht aber wohl, daß mit dem Abgehen vom Leibe, eine Gränzlinie unter Knos et amanoyssans hat gezogen werden wollen. In Westfalen heißt es: Drosandes zerfallen. Beim Sterbfalle kann es oft darauf ankommen, ob ein Kind sich derzeit verunbesserer habe oder nicht. Erstenfalls beerbt es der Gutsherr: letzterenfalls der Vater, oder der nächste Erbe im Erbbe.

„theile verlören, käme ihren zurückgebliebenen Ge„schwistern wieder zu gute; und die Abtei erbe „nicht eher, als bis gar keine hörige Erben mehr „vorhanden wären. Sogar ertheile dieselbe auch „in Nothfällen dem Hofesbesitzer die Erlaubniß zum „Verkauf desselben; und gestatte den abgehenden „Kindern, wenn sie aus dem Hofe heiratheten, sich „ihr künftiges Erbrecht dadurch vorzubehalten, daß „sie die erste Brautnacht auf dem Hofe zubräch„ten *), und damit gleichsam öffentlich erklärten, „daß ihre Nachkommen, als in der Hofhörigkeit „erzeugt, angesehen werden sollten."

„Ihr

*) La fille ſerve ſe fait expepier par un Notaire l'atteſtation, qu'elle a paſſé la premiere nuit de ſes nôces dans la maiſon de ſon Pere; ils appellent cela Acte de *Bepret.* Man ſ. die vorangezogene Diſſert. S. 24. im Anhange. Wahrſcheinlich liegt hierin der Grund zu dem ſogenannten Droit de Seigneur, oder dem Coſtum in the Mannor; und es iſt traurig, daß die Spötter aus einem ſo edlen und ſprechenden Symbol, womit ſich die Völker, ehe ſie ſchreiben konnten, ſo gut behalfen, gerade eine der unmoraliſchſten Handlungen gemacht haben. Daß das Recht der erſten Nacht zu manchen Scherzen Anlaß gegeben hat, läßt ſich denken; wie auch, daß man dieſe Ceremonie mit Gelde löſen, und ſich darüber von der Abtei einen Schein geben laſſen konnte, welcher dann die Stelle des Notariat-Zeugniſſes vertrat. Forderte aber der Abt zuviel Löſegeld, nun ſo gieng man zum Notar, der es wohlfeiler gab.

„Ihr Stand sei auch nicht so gar niedrig, wie er glaube, sast als Leibeigene seien zuerst auf Pflegern erwachsen, worin sich ehedem alle Leute, welche nichts im Stande gewesen wären, auf ihre eigne Kost mit in den Heerbann zu ziehn, hätten begeben müssen, um mit gesammter Hand ihren Mann oder Vogt zu stellen; bis das aufgekommene Geld und — der Lehnherr die große Revolution in dem Heerbannwesen hervorgebracht habe. Es habe angehörne Lehnleute und Knechtsvasallen gegeben, welche homines ligii, oder was einerlei ist, ledigen gewesen, ob sie gleich nicht so genannt worden, und die noch ist dem Sterbfalle (Geergewedde, Heriot-Coutume) unterworfen wären, auch (wenn gleich unter einem andern Namen) Lods und Ventes bezahlten, ohne ihre persönliche Ehre zu verlieren. Und es giebt zu Corveien sogar Leibeigene, die außerhalb der Pflege wiederum ganze Herrlichkeiten mit Pflegen und Leibeigenen besäßen. Die Abei erlaube ihnen, jährlich ihren Syndikus zu erwählen *); habe ihnen einen

„Dieb-

*) Dieses Recht ist eines der wichtigsten. Denn dadurch daß die Leibeigenen eines Amts oder Kirchspiels eine privilegirte Gesellschaft ausmachen, und einen Syndikus wählen, und verpflicht, die Ungel-

„Richter, vor welchem sie Recht geben und neh„men könnten; ernähre ihre angehörigen *) Ar„men, und verhindere manchen Verschwender sei„nen Hof zu verschulden, oder sonst zu Grunde „zu richten. Die Natur selbst scheine es zu for„dern, daß schwache Menschen sich in Pflegen zu„sammen halten müßten, um sich so viel besser ver„theidigen zu können; und, daß der Herr, der „ihnen seine Ländereien zum Bau übergebe, sich „zur Urkunde seines Eigenthums, und damit ein „freier Mann ihm solches mit Ablauf der Zeit „nicht entziehen möge, gewisse Rechte über ihre „Personen vorbehalte, rühre nur vielleicht von „dem Stile der Zeit her, worin man noch keine „Protokolle geschrieben, und keine Territorialho„heit, sondern bloß herrliche und väterliche Ge„walt gekannt habe."

Allein der Großprior mogte sagen was er wollte; Jean le Grand schauderte vor dem bloßen Na-

men

li vincantur. Die Rittereignen haben dieses Recht nicht; wohl aber die Hofhörigen, die unter einem Meier stehen, welcher für sie, wie insgemein der Ausdruck heißt, ein Pferd zu Tode zu reiten Amtshalber schuldig ist.

*) Nach dem bekannten und vernünftigen Gesetze: Ut unusquisque fidelium nostrorum suum pauperem de beneficio aut de propria familia nutriat, et non permittat alibi ire mendicando. CAPIT. anni 805. §. 10.

men Leibeigen durch und durch, und er verließ endlich das Zimmer mit den Worten des Scythen beim Voltaire:

Le ciel en le créant, forma-t-il l'homme esclave?
La nature qui parle, et que sa fierté brave,
Auroit-elle à la glebe attaché les humains,
Comme les vils troupeaux mugissans sous nos mains?

Mit diesen Gesinnungen eilte er dann zu seinen Verwandten nach Corcieres; und brachte nicht allein die dortigen Einwohner, sondern auch die zu *Lamonille*, Boisdamont, Morbiers, Bellefontaine, und in andern Dörfern welche der Abtei gehörten, dahin, daß sie sich an den König wendeten, und ihn baten, nach dem Beispiel des Königs von Sardinien *), den Leibeigenthum im ganzen Reiche aufzuheben, und was seine Vorfahren längst befohlen **), in Erfüllung zu bringen.

Um

*) Durch ein Edikt vom 20 Jänner 1762.

**) Nach einer Verordnung von Ludewig X, und Henrich II. Man s. Ordonnances du Louvre, t. I, S. 183. Die königliche Verordnung ging jedoch nur auf seine Domanial-Eigenbehörige, und erlaubte jedem nur sich frei zu kaufen. Auch in dem Entwurfe einer Verordnung vom J. 1560, welche den Präsidenten Lamoignon zum Verfasser hatte,

Um die Sache beſſer zu betreiben, reiſte Jean le Grand ſelbſt mit dieſem Geſuche nach Paris. Allein der König wies die Sache an die Gerichtsſtelle, wohin ſie gehörte, und wo le Grand von Rechtswegen abgewieſen ward. Der Prozeß hatte ihm indeß viel gekoſtet; und er ſah ſich bald genöthigt, Paris zu verlaſſen, und anderwärts Dienſte zu ſuchen, um zu leben: ſo gern er auch, als ſein eigner Herr, ein eignes Rittergut beſeſſen hätte.

Ein gewiſſer Kaufmann in Lyon, Namens la Place, der eine große Fabrik hatte, und welchem ſeine gute Mine gefiel, nahm ihn endlich auf, als er hörte, daß er von Jugend auf zur Handlung beſtimmt wäre, und ſich die dazu erforderlichen Fertigkeiten erworben hätte. Hier gefiel es

und wornach die Leibeigenſchaft ganz aufgehoben werden ſollte, hieß es §. 4: Et pour aucunement recompenſer les Seigneurs, du prejudice qu'ils peuvent reſſentir à cauſe du dit affranchiſſement, toutes les fois que les heritages, affectés de la dite condition ſervile, changeront de main, par ſucceſſion collaterale, diſpoſitions entre vifs ou teſtamentaire, échange, vente, et par quelque autre maniere que ce ſoit, que par donation et ſucceſſion directe, aſcendante et deſcendante, il ſera paié au Seigneur par le nouveau tenancier, un Droit de Lod à raiſon du douzieme denier, du prix des ventes et du retour des échanges, et dans les autres cas ſur pied de la valeur des heritages au denier vingt.

es ihm so gut, besonders da er sich einbildete, von der 16jährigen Tochter seines Prinzipals einen vielbedeutenden Blick empfangen zu haben, daß er lange an kein Weggehen dachte. Bald aber machte es ihm unendliche Quaal, zu sehen, daß die vielen armen Menschen bei der Fabrik, mit Aufopferung aller ihrer Leibeskräfte, täglich nicht viel mehr als das liebe Brot verdienten, während auf der Tafel seines Prinzipals der größte Ueberfluß herrschte. Diese entsetzliche Ungleichheit, daß zwölfhundert Menschen, welche sich von der Fabrik ernährten, darben müßten, um Einen reich zu machen, fiel ihm unerträglich; und er konnte sich nicht enthalten, bisweilen mit den armen Leuten zu murren, und seinem Prinzipal darüber Vorwürfe zu machen.

Dieser warnte ihn mehrmals, die Arbeiter nicht schwürig zu machen; und sagte ihm: „Es „könne bei großen Fabriken nicht anders sein, wenn „sie mit andern Preis halten wollten. Jeder Fabri„kant verdiene ihm täglich nur einen Stüver, wel„ches freilich des Jahrs, da ihrer 1200 wären, „eine beträchtliche Summe austrage; aber er kön„ne doch jedem auch nicht so viel mehr geben, wenn „er sich nicht in die Gefahr setzen wolle, durch ir„gend ein Unglück in dem Laufe der Handlung

„selbst zu Grunde gerichtet zu werden; und wenn „er dann seine Fabrik aufgeben müsse, so würden die „armen Leute gar kein Brot haben. Diese selbst „würden auch bei einem bessern Auskommen sich „nicht so sehr angreifen, und ohne die äußerste „Noth nicht vom Anbruch des Tages bis in die „Nacht hinter ihrem Webestuhle sitzen. Um ihn „hiervon zu überzeugen, wolle er den Leuten ein„mal ein Wochenlohn schenken; und er solle selbst „sehen, daß sie nicht eher wieder zur Arbeit kom„men würden, als bis sie es verzehrt hätten."

Allein auch diese Probe überzeugte den jungen le Grand nicht. Er glaubte immer, die produzirenden Fabrikanten müßten den Vortheil genießen, welchen ihr Prinzipal, der nichts dazu thäte, unverdient genösse; sie müßten gleichsam eine Demokratie unter sich ausmachen, und den Vortheil, welcher durch ihre Arbeit gewonnen werde, in eine Gesammtkasse legen, woraus hiernächst ihre Kinder ausgesteuret und ihre Armen verpfleget würden,

Hier konnte sich der Prinzipal des Lachens über den theoretischen Einfall nicht enthalten, und ihm in Scherz zu antworten: „Jede Fabrik „und jeder Handel wolle monarchisch geführt sein. „Direktoren einer Kompanie, wenn sie vollkom-

„men

„men ehrliche Leute wären, dächten immer nur „daran, sich außer Verantwortung zu setzen, und „unternähmen nichts als mit der größten Sicher„heit; dieses sei aber so wenig der Weg, bei der „Handlung zu gewinnen, als im Kriege zu siegen. „Zu allen mißlichen Unternehmungen wäre ein gro„ßer Mann, ein Monarch, nöthig, der etwas „auf eigne Rechnung und Verantwortung wagen „könne; oder von zehn geriethe nur eine. Er „wolle, wenn es darauf ankomme, sein ganzes „Vermögen unter die Fabrikanten vertheilen; aber „auch darauf wetten, daß die ganze Fabrik in we„niger als zehn Jahren bloß aus der Ursache völ„lig zu Grunde gehen würde, weil die Direkto„ren nichts würden wagen wollen.“

Wie aber dem ungeachtet le Grand nicht aufhörte, die Arbeiter durch sein beständiges Zureden: daß es die höchste Ungerechtigkeit sei, daß 1200 Menschen darben müßten, um Einen reich zu machen, aufzuwiegeln; und la Place merkte, daß er mit der Zeit in dem Taumel der Freiheit, und dem Traume von der Gleichheit der Menschen, wohl dreist genug sein würde, sich bei guter Gelegenheit an seine Tochter zu wagen: so ertheilte er demselben geschwind seinen Abschied, welchen dieser mit dem Schein der Freude annahm; so sehr es ihn

auch heimlich schmerzte, sich sofort, ohne von dem Gegenstande seiner Hofnung zuvor noch einen Blick zu erhalten, entfernen zu müssen. Um sich jedoch an seinem gewesenen Prinzipal noch einigermaßen zu rächen, lehnte er das Geschenk zur Reise, was dieser ihm machen wollte, mit Verachtung ab. Es schickte sich auch für einen freien Mann nicht, Geschenke anzunehmen.

In dem Hause des la Place war er indeß mit einem Deutschen Kaufmanne aus Schwerin bekannt geworden, welcher ihm oft gesagt hatte, daß in Deutschland sehr viele Franzosen als Lehrer ihrer Sprache ein gutes Auskommen hätten. Da er ohnehin eine große Neigung fühlte, in die freie weite Welt zu gehen; so machte er sich gleich des andern Morgens früh auf den Weg zu diesem seinen Bekannten: welcher ihn auch bald bei Herrn von B**, einem Meklenburgischen Edelmanne, anbrachte, der eben Jemand suchte, welcher seinen Kindern die Französische Sprache beibringen sollte. — Aber wie groß war sein Erstaunen, als er nach einem kurzen Aufenthalte hörte, daß der Edelmann Herr von 200 Sklaven sei, die unter seiner Zuchtruthe ständen, und ihm seinen Acker bauen müßten. „Dieses," dachte er, „geht über Alles! Herr la „Place konnte doch weiter nichts thun, als die

„Ar-

„Arbeiter bei der Fabrik verabschieden, wenn sie „es nicht so machten, als er es haben wollte; aber „sie durch Leibesstrafen zu bessern, diese selbst „zu erkennen, und auch in dem Augenblick des „Erkenntnisses vollziehen zu lassen: das ist wider „alle Menschenrechte; das hätte der Abt von St. „Claude nicht wagen dürfen, oder . . . "

In dem Augenblick, wo er sich auf einem einsamen Spatziergange so mit sich selbst unterhielt, begegnete ihm Herr v. B**; und wie man von demjenigen leicht redet, wovon der Kopf voll ist: so schüttete auch le Grand die Gedanken aus, die *er so für sich* allein gehabt hatte. „O mein lieber „Freund," erwiderte dieser, „von diesen sogenann„ten 200 Sklaven würde vielleicht keiner gebo„ren sein, wenn meine Vorfahren die ihri„gen nicht mit Kühen und Pferden, mit Wagen „und Pflügen, und mit allem was sie sonst nöthig „hatten, zuerst verleget, und ihnen Häuser ge„bauet hätten. Eben das muß ich noch jetzt thun, „so oft es ihnen daran fehlt. Niemals aber kann „ein vernünftiger Wirth so etwas unternehmen, „wenn er mit jedem lüderlichen Kerl unter ihnen „zu Gerichte gehen, oder wohl gar eine Anzahl „Geschworner versammlen, und von ihnen erst zu „Rechte darüber erkennen lassen sollte, ob er ihn„

„züchtigen lassen dürfe oder nicht. Unter so vielen „Menschen findet sich leicht täglich einer, der mein „ihm anvertrauetes Gut vernachläßiget, schlecht „behandelt, oder muthwillig verdirbt; und wahr„scheinlich würde dieses noch zehnmal schlimmer „sein, wenn ich keine eigene Macht über sie hät„te. Hier hat man keine andere Wahl, als ent„weder den ganzen Verlag zu unterlassen: und „dann würden die armen Menschen ohne Brot „sein; oder sich unendlichen Verdrießlichkeiten aus„zusetzen: und Sie mögen Selbst urtheilen, was „ich bei dieser Wahl thun würde. Ein vernünf„tiger Wirth wird sich ohnehin seines eignen Vor„theils wegen zu mäßigen, und Belohnungen und „Strafen so zu gebrauchen wissen, daß sowohl er „als seine Leute dabei bestehen können. Diese, „denen ich das Meinige auf ihre bloße Haut bor„ge, müssen mir auch mit ihrer Haut haften; und „sie danken Gott, daß ich ihnen Kredit darauf „gebe.“

Um jedoch den Franzosen noch mehr zu über„zeugen, ließ er einige seiner Leibeignen in Gegen„wart desselben vor sich kommen, und stellete ihnen vor: „Wie da ein Mann aus Frankreich gekom„men wäre, welcher glaube, daß alle Menschen „frei sein müßten. Da er ihnen nun alles Gute

„gön-

„gönne, so erlaube er ihnen, mit Weib und Kin„dern in völliger Freiheit wegzuziehen, und mit „Jenen nach Genf zu gehen; seine Pferde und „Kühe, und was sie noch mehr von ihm zum Bau „ihres Ackers erhalten hätten, könnten sie nur „an seinen Verwalter abliefern.“ „O Herr,“ antworteten diese: „der junge Herr da mag wohl „noch nicht viel in der Welt versucht haben; wo„hin sollen wir mit ledigen Händen gehen? Wer „wird uns mit Allem versorgen, wie Sie, gnä„diger Herr, gethan haben? Und sind wir im „Stande, für uns selbst etwas anzufangen?“

„So habe ich es immer mit meinen Leuten „gehalten,“ fuhr Herr von B.**. fort; „ich lasse „sie frei ziehen, aber sie müssen mich erst bezahlen; „und bediene mich nur meines Eigenthumsrechts „über sie, wenn sie, auf meine Kosten ernährt „und groß gemacht, ohne Abschied davon laufen „wollen. Der Staat legt mir die Pflicht auf, „meine Leute zu ernähren, und sie nicht meinen „Nachbarn vor die Thür zu schicken; ich hafte, „nach dem Verhältnisse meiner Hufen, für die „öffentlichen Ausgaben; ich muß Rekruten und „Fuhren stellen, wenn es die gemeine Landesnoth„durft erfordert: und so, denke ich, sei es doch „wohl billig, daß ich die unumgänglich nöthige

„Macht habe, meinen Haushalt in Ordnung zu „halten. Die Gesetze verstatten dem Vater eine „gewisse Macht über seine Kinder, wie dem Herrn „über seine Knechte; und rechnen darauf, daß hier „das eigene Interesse, wie dort die Liebe, allen „Mißbrauch dieser Macht abwenden werde; auf „den Nothfall aber tritt auch das Amt der Obrig„keit ein; und überhaupt sind die Menschen nicht „so gut und nicht so böse, wie man sie sich wohl „gedenkt. Ihre unendliche Mischung, ihre gegen„seitigen Bedürfnisse, ihre Schwächen und Grö„ßen machen, daß sich Arme und Reiche noch so „ziemlich mit einander vertragen; und vollkom„men ist nichts in der Welt: wenn es anders ei„ne Vollkommenheit sein würde, daß alle Men„schen gleich reich wären, und keiner dem andern „die Schuh flickte."

„O Freiheit, Freiheit, edles Gut!" rief hier Jean le Grand; und meinte, es wäre doch besser, wenn die Leibeignen das Land, was sie für andere baueten, gegen einen gewis„sen feststehenden Zins erblich unterhätten: in„dem sie alsdenn ohne Zuchtruthe fleißig, und als freie Menschen edler und glücklicher sein würden. „Dieser Meinung bin ich auch, schloß „Herr von B**; aber mit meinem Gute läßt sich

„diese

„diese Veränderung so leicht nicht vornehmen, wie „Sie wohl denken: wovon ich ihnen die Ursache „ein andermal eröfnen werde."

Um diese Zeit brach der Amerikanische Krieg aus, und le Grand glaubte nun nichts bessers thun zu können, als sich je eher je lieber in ein Land zu begeben, wo die Freiheit solche muthige Vertheidiger fände. Auf seinem Wege aus dem Meklenburgischen nach Holland, kam er durch Westfalen, und es traf sich eben, daß er des Mittags zu Osnabrück in einem Wirthshause mit einem Advokaten zu speisen kam, mit dem er sich von dem dasigen Leibeigenthum unterhalten konnte. Diesem hatte er bereits seinen ganzen Lebenslauf erzählt, ehe der Braten auf den Tisch kam, und seine letzten Meklenburgische Schicksale mit der Ahndung beschlossen, daß es in Westfalen wohl noch schlimmer sein mögte.

„Der hiesige Leibeigenthum," antwortete ihm der Advokat, „ist gerade das Gegentheil von „dem Meklenburgischen. Wenn dort der Guts„herr dem Staate haftet, und dagegen seine ihm „zugehörigen Hintersassen selbst in Ordnung hält; „so haften hier die Leibeignen, wovon jeder seinen „ihm anvertrauten Hof erblich besitzt, für alle Lan-

„des-

„desauflagen. Sie stehen daher unmittelbar „unter den Landesfürstlichen Aemtern und Ge„richten; und dem Gutsherrn steht keine Zuchts„ruthe zu, die er vielleicht ehedem hatte, als „er noch selbst in Person zu Felde zog, und die „Dienste des Söldners verrichtete: welchen itzt „der Leibeigene bezahlt, nachdem ihm der Guts„herr unter dieser Bedingung den Hof erblich über„lassen hat. Anfänglich hatte jeder Hof seinen „besondern Eigenthümer; und dieser war verpflich„tet, in Person zur Landesvertheidigung auszu„ziehen. Wie aber dieser Landdienst selten ge„braucht, und so nach verächtlich ward, beson„ders nachdem der Kaiser und die großen Reichs„beamten zu ihren Fehden eigne reguläre Dienst„leute annahmen: so zogen sich die Eigenthümer „von den Höfen vielfältig in jene Dienste *), und „besetzten diese mit bloßen Bauern, die ihnen nach „der damaligen Sitte hörig blieben."

„Wie?" fiel hier le Grand ein, „Sie glau„ben also nicht, daß der Leibeigenthum aus einer gewalt-

*) Dicunt se esse homines Pipini et Ludovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium Dominorum suorum, quando alii pagenses in exercitum pergere debent. Capit. III. anni 811. Dieses war die beständige Klage der Grafen zur Zeit Karls des Großen.

„gewaltsamen Unterdrückung, oder aus einer ein„fältigen Andacht, seinen Ursprung genommen ha„be?“ „Nichts weniger,“ versetzte der Advo„kat. „Es läßt sich bei uns auf das deutlichste „zeigen, daß viele Eigenthümer ihre Höfe aus eben „dem Antriebe verlassen haben, woraus jetzt man„cher Edelmann die Amtssässigkeit flieht. Sie „wollten nicht mehr unter dem Heerbannsobersten „oder den Kaiserlichen Grafen stehen *); und wo „Andere sich einem Heiligen übergaben, da war die „Andacht nur ein Vorwand, um aus der Gra„fenfolge zu kommen. — Itzt, da die Aemter bes„ser geschlossen sind, und kein Hof denselben ent„zogen werden kann, entstehet Freiheit und Leib„eigenthum auf eine neue Art. Ein freier Eigen„thümer, der sich in Schulden vertieft hat, bie„tet sich oft einem andern zum Leibeignen an, un„ter der Bedingung, daß jener seine Schulden „bezahlen und ihn gegen einen gewissen Zins auf „dem Hofe lassen solle **). Auf der andern Sei-

te

*) Dicunt quod contra missos Domini Imperatoris pro heribanno debeant rationem reddere Ibid. Das rührte daher, weil der Graf in einen Placker ausartete, der seine Bannalisten so lange strapazirte, bis sie ihm zu willen waren.

**) Wenn man den Leibeigenthum allmählich abschaffen wollte; so würde es nur eines Gesetzes bedürfen:

„te kaufen sich täglich wiederum Leibeigne frei; und „dieses wird so lange abwechseln, als reiche Leu„te arm, und Arme reich werden.“

„Was aber doch manchen Leibeignen bewegt, „die Freiheit nicht zu suchen, ist die Ungewißheit „der Rechte freier Landbesitzer. Das Eigenthums„recht hängt vortreflich zusammen, und kömmt den „Landbesitzern besonders gut zu statten, indem es „alle Besserung dem Hofeserben allein zuwendet, „die Abfindung seiner Kinder und Geschwister im„mer zum Besten des Hofes bestimmt *); auf die „Fälle

fen: daß kein Hofesbesitzer, der frei wäre, oder sich frei gekauft hätte, sich wiederum in den Leibeigenthum begeben solle. Es ist desfalls in den Karolingischen Kapitularien bereits Vorsehung gethan; und man hat in den Westfälischen Gegenden mehrere Freienrollen, deren Zweck dahin geht, zu verhindern, daß der Hof, welcher einmal in einer solchen Rolle steht, daraus gerissen, und mit einem Leibeigenen besetzet werde. Vielleicht aber würde man dagegen sagen, daß es die härteste Sklaverei sei, auch nicht einmal über seine eigne Haut disponiren zu können.

*) Da man itzt in den Königl. Preussischen Staaten sich mit Sammlung der Statuten beschäftigt; so ist zu hoffen, daß aus so vielen, von praktischen Menschen herrührenden, Autonomieen endlich ein Satz werde aufgefunden werden, nach welchem die Abfindungen der Brüder und Schwester eines Hofeserben zu bestimmen seien. Kein freier Hof kann auf die Dauer bestehen, wenn jedes abgehende Kind einen Römischen Pflichttheil davon erhalten soll; und dem Staate ist doch sehr viel daran gelegen, daß der steuerbare Hof erhalten werde.

„Fälle der zweiten Ehe deutliche Vorschriften giebt,
„und die Vormundschaft dem Gutsherrn überläßt.
„Wohingegen das freie Gut nicht leicht auf den
„dritten Erben kommen kann, wenn es durch
„Gleichtheilungen, durch Rückgabe empfangener
„und verzehrter Brautschätze, durch vervielfältig-
„te Ehen, durch die frühe Heirath des ältesten
„Sohns, als Erben, oder auf andere Art, in be-
„ständiger Verwickelung gehalten wird. Der Edel-
„mann selbst würde nicht bestehen, wenn er mit
„seinen Geschwistern gleich theilen müßte; und
„noch weniger ein geringerer Landsasse, der die
„öffentlichen Lasten tragen muß; daher auch die
„mehrsten, welche sich frei kaufen, sich die wohl
„angemessenen Rechte der Leibeignen in jenen Fäl-
„len vorbehalten, oder ein Minorat- Fideikom-
„miß stiften, nachdem man es vergessen hat, daß
„die Höfe von Natur Staats- Fideikommisse sind."

„Uebrigens genießt der Leibeigne mit dem
„Freien überall einerlei Ehre. Man unterscheidet
„die Menschen hier bloß nach ihren Höfen; und
„es würde für eine schreckliche Mißheirath gelten,
„wenn die Tochter eines Leibeignen Hofesbesitzers
„einen freien Mann heirathete, der keinen Hof
„hätte."

„Un-

„Unser Herzog hat es jedem Domanial-Ei-
„genbehörigen freigestellet, ob er den Leibeigenthum
„abkaufen wolle. So auch das Domkapitel und
„mehrere Gutsherrn. Verschiedne haben es ange-
„nommen; aber mehrere scheuen die Freiheit, weil
„sie dann sofort nach Römischen Rechten beurthei-
„let werden: welches auf die Landbesitzer nicht so
„wie auf Bürger anwendbar ist. Mancher befin-
„det sich auch in seinem gegenwärtigen Zustande,
„worin ihm das Ansehn seines Gutsherrn oft Dien-
„ste leistet, zu wohl, um eine Veränderung zu
„wagen. Andre wollen lieber ihren feststehenden
„Erbzins bezahlen, als ein Kapital verzinsen, das
„sie zum Freikauf anwenden müßten; und finden
„ein gewohntes Uebel erträglicher, als ein unge-
„wohntes."

Le Grand schüttelte den Kopf; und ging, nachdem er sein letztes Glas mit einem: Es lebe die Freiheit! geleeret, ohne sich weiter aufzuhalten, nach Amsterdam. Hier, wo die Luft frei macht, fiel ihm nichts mehr auf, als die Menge von Westfälingern, welche sich halb zu Tode arbeiteten, um etwas zu gewinnen, womit sie sich zu Hause in den Leibeigenthum kaufen können; und er fand bald, daß Menschen, die nichts hätten, und nicht blutsauer arbeiten wollten, sich dort

nichts

nicht besser, als die Arbeiter bei der Fabrik zu Lyon befänden. Seine erste Sorge war also ein Schiff zu suchen, welches ihn nach Pensylvanien, wo die Bruderliebe keine Knechtschaft gestattet, überbringen sollte. Zu seinem Glücke lag eben eines segelfertig, das nach Philadelphia bestimmt war; und der Schiffer, bei welchem er sich meldete, gab ihm sofort die Versicherung, daß er ihn nicht allein mitnehmen, sondern auch an einen ganz rechtlichen Mann verkaufen wolle.

„Wie? Ihr wollt mich verkaufen?" fragte Jean le Grand. „Ja, mein Herr," antwortete ihm der Schiffer. „Da Ihr mir gesagt habt, „daß ihr nicht so viel Geld hättet, um Kost und „Fracht zu bezahlen; so ist kein ander Mittel, als „daß ihr euch an mich, und ich euch an einen an„dern verkaufe: auf fünf oder zehn Jahre, nachdem „Ihr eure Zehrung bei mir einrichten wollt." „Mich verkaufen? in einer ganz freien Welt? Das „hieße ja, im Paradiese verdammt sein!" erwiderte Jean le Grand ganz erstaunt, und entfernte sich mit Schrecken von diesem Manne, der doch weiter nichts forderte, als was alle Schiffer fordern, die einen Mann ohne Geld nach Amerika bringen sollen.

In der Hitze lief er zu einem Kaufmanne, den er auf einem Kaffeehause hatte kennen lernen,

und erzählte demselben diese entsetzliche Geschichte: mit der Bitte, ihm gegen seinen Wechsel das Reisegeld vorzustrecken. Aber dieser bediente sich gleich seiner eignen Erzählung, und stellte ihm vor, daß der Wechsel eine Verpfändung seiner Person sei, und er denselben ohne Nachtheil seiner Freiheit nicht ausstellen könne. „Um Ihnen jedoch, „so viel ich kann, zu dienen," fügte er hinzu, „will ich Sie nach England unentgeldlich überschiffen lassen, wohin ich eben ein Schiff sende, und „wo Sie vielleicht eine bessere Gelegenheit finden „werden, nach Amerika zu kommen."

Wer war froher als le Grand? Das Vaterland der freien Britten zu begrüßen, war von jeher sein Wunsch gewesen; und er dankte dem guten Holländer, der ihn sich mit so vielem Anstande vom Halse schaffte, recht herzlich für sein Erbieten.

In London, wo er auf der Themse anlangte, und den Strand hinaufging, erblickte er nun gleich auf jedem Gesichte die offne Mine der Freiheit. Der freie Blick gewisser Mädchen, deren Beruf ihm noch unbekannt war, entzückte ihn über alle Maße; und, wie einige Sänftenträger Seiner Herrlichkeit ihre Dienste anboten, sagte er zu sich selbst: Hier gilt der Mensch doch noch etwas. In diesem Augenblicke, worin er eben mit

Violens Vergnügen vor einem Laden verweilte, in welchem allerhand satirische Bilder auf Fürsten und Fürstinnen aushingen, trat mit einem: wie gehts, Theuerster? ein Sharper zu ihm, der ihn gleich für einen Neuling erkannt hatte; und drückte ihm als einem alten Bekannten die Hand so vertraulich, daß er wirklich glaubte, den Mann einmal in Paris gesehen zu haben, und mit ihm sogleich Hand in Hand dem Parke zuging. Da er keinen Menschen in London kannte: so kam ihm diese alte Bekanntschaft auch wirklich sehr gelegen; aber der Sharper ihrete ihn in kurzer Zeit so gut herum, daß le Grand Schulden halber nach Newgate wandern mußte, ehe vierzehen Tage verflossen waren.

Hier fand er die Bequemlichkeit nicht, welche er als ein freier Mann erwarten zu können glaubte *), und der Gefangenwärter, welcher ihn als

*) D'après le peu de Penshlvaniens, que renferme la prison de Philadelphie, vous voiez, qu'il ne faudroit point de geole, s'il n'y avoit pas d'hôteliers. On pourroit y avoir, comme à Nantes, une prison dont la Porte meme seroit ouverte, et dont l'hôtelier seul et le reparoir fermeroit les gueulons. *Voiage* Nouveau voyage dans les états unis de l'Amerique. T. II. Lettre 32. Eben dieser Verfasser rühmt von dem Zuchthause zu Philadelphia, daß der Klugheit daraus sehr leicht sei, Niemand aber solche Unbesonnenheit, als sie zu thun pflegt, habe. Aber es hätte auch dabei bemerken sollen, daß die sie

einen Franzosen *) sogleich für einen Koch hielt, sagte ihm schon des ersten Abends, als er sich über das elende Essen beklagte, daß er sich was bessers kochen mögte. „Mit Leuten die nichts hätten, „habe er gar kein Mitleid; wenn er jedoch einen „Freund habe, der ihn unterstützen wolle, könne „er bei ihm Alles haben, wenn es auch eine hübsche Gesellschafterinn wäre."

Damit ward abgeschlossen, und der arme le Grand seinen Gedanken überlassen.

„Quod genus hoc hominum? quaeve hunc tam bar-
„bara morem
„Permittit patria?" — rief er

endlich aus, als er wieder zu sich selbst kam. „Um „elender fünf Pfund willen, die ich unvorsichtiger „Weise schuldig geworden bin, mich meiner Frei„heit völlig zu berauben! mich hier so lange schmach„ten zu lassen, als es meinem Gläubiger gefällt!

„mich

ses der Fall aller angehenden auf das Landeigenthum gegründeten Staaten sei, deren Einwohner nicht entfliehen können, ohne ihr Eigenthum zu verlassen; und daß überall, sobald eine vermischte Bevölkerung überhand nimmt, Gefängnisse erfordert werden, die nicht offen stehen. In dem alten Deutschlande waren keine Gefängnisse: die Nichtangesessenen begaben sich in Pflegen, und wurden von ihren Schutz- und Gutsherrn, denen sie zur Rückbürgschaft mit ihrer Haut hafteten, verbürgt; und nur der unangesessene Freie ins Gefängniß geworfen.

*) Die gemeinen Engländer pflegen zu sagen: aus Frankreich kommen nichts als Köche, und aus Deutschland nichts als Fidler.

nicht der barbarischen Zuchtlosigkeit eines Gesindes, gewarteten aufzusehen! Nimmer! das ist ärger, als Leibeigenthum *); und der Gutsherr ist, wahrlich ein so viel härterer Sclave, je weniger ihm an meiner Erhebung gelegen ist. Im Mecklenburgischen hätte ich noch wohl leidliche Schuld durch meine Arbeit tilgen können, wenn ich sie auch unter einer Zuchtruthe hätte verrichten müssen; aber ich hätte doch mich des leben Sclaven zustehenden Rechts zur Flucht bedienen können, wenn es mir zu übel gegangen wäre. Aber hier . . . " Damit warf er sich auf sein elendes Lager, und schlief zum erstenmal in seinem Leben nicht. Des Morgens erschien Niemand der sich um ihn bekümmerte, Niemand der ihn beklagte; und wie ihm, da es den Sonntag war, zum Mittagsmahl ein wenig Erbsenpudding, von einigen Kartoffeln begleitet, gebracht wurde; erinnerte er sich, daß die Arbeiter bei Herrn la Place es wenigstens des Sonntags weit besser gehabt hätten.

Ein Glück war es für ihn zu nennen, daß ihn die Kerkerluft in Newgate bald ins Grab

[illegible] R 2

brach-

*) Und doch wurde Jean le Grand, ohne allen diese Strenge, nicht für fünf Pfund Arbeit erhalten haben. So dort das Verhältniß der Engländer auf dem Lande, wo ihnen ihre Armuth so vollständig ist, als der äußerste Sclaven in westindischen Colonien, wo Niemand etwas auf sein elendestes Geschöpf verwende, kostet Nichts.

brachte, und ihn einer Welt entzog, worin die Freiheit allein keinen glücklich, und der Leibeigenthum nicht jeden unglücklich macht; der Schuldner aber, er sei frei oder eigen, immer übel daran ist, wenn er nicht bezahlen kann. Der arme freie Mann! Er starb unbeweint und unvermißt! und erhielt kaum ein freies Grab.

Osnabrück. J. Möser.

3.

Briefe eines reisenden Berliners aus Sachsen.

I.

Ich nähere mich, mein Theurer, mit starken Schritten meiner geliebten Vaterstadt, welche ich so lange nicht sah. Itzt lebe ich hier bei dem guten Landpfarrer **, welchen Sie kennen, und mit welchem ich von vergangenen und zukünftigen Dingen plaudere, bis ich im bevorstehenden Monat mit Ihnen und meinen andern Lieben in Berlin plaudern kann.

Gestern, am Tage nach meiner Ankunft, hat er mich aber in der That mit mancherlei Nachrichten von dort erschreckt. Ich nehme zuviel Antheil an allem was unsre gute Stadt betrift, als daß ich Ihnen nicht sogleich darüber schreiben sollte.

Die

Die Sache ist mir um desto unbegreiflicher, da weder Sie in Ihren Briefen mir dergleichen gemeldet haben, noch ich auch in irgend einem öffentlichen Blatte bisher Nachricht davon fand.

Der gute Pfarrer, welcher sich immer gern um die Religions- und Schulanstalten in andern Ländern, und vorzüglich im Preussischen, bekümmert hat, erzählte mir nichts Geringeres, als: die Aufhebung der großen Königl. Ecole militaire in Berlin; woraus er, wie er mir mit Freuden gestehen müsse, auch auf die Aufhebung des Lotto schlösse, da die Pacht desselben, wie er (ganz recht) *gehört habe*, an jene Anstalt einen Theil ihres *Fonds zahle*; obgleich es ihm etwas unerklärlich sei, warum man nicht vielmehr umgekehrt mit diesen Aufhebungen verfahren sei. — Ferner: eine Feuersbrunst, welche die schöne Parochialkirche sammt ihrem merkwürdigen Thurm so von Grund aus zerstört habe, daß an keine Aufbauung derselben, oder auch nur an eine vorläufige Beibehaltung des dortigen Gottesdienstes, zu denken sei. — Außer diesem großen Unfall, sprach er noch weiter: von Einschränkungen der Reformirten, und Entziehung ihrer Simultanrechte an zwei Kirchen. — Und endlich setzte er hinzu: daß, da man auswärts, und auch in öffentlichen Blättern, manches von einer neuen Examinazions-Kommission

in Geistlichen Sachen gesprochen habe, itzt die Sache sich ganz anders aufkläre, indem bloße Juristen aus einem hohen Rechtskollegium dazu genommen wären.

Sagen Sie mir, mein Lieber, was ich von allem diesen denken soll? — Den Verlust der Reformirten Kirchen hielt ich Anfangs für einen Spaß, wegen der gewöhnlichen kleinen Schrauberei, deren Sie Sich noch erinnern werden, zwischen dem eifrig Lutherschen Pastor und mir als Reformirten. Mein ** versichert aber, über Alles die vollgültigsten und zwar gedruckten Beweise in Händen zu haben, welche er mir nächstens (da er sie itzt verliehen habe) bringen werde, itzt aber noch nicht nennen will. Nie, das gestehe ich, bin ich so neugierig gewesen. — —

II.

Mein freundschaftlicher Hauswirth hat mir seinen Beweis gebracht; er besteht in nichts Geringerm, als dem Berlinischen Adreßkalender auf das Jahr 1792. — Ich gewann wieder etwas Muth, alle jene Unglaublichkeiten zu leugnen; aber Er gestand mir nicht einmal das Recht des Zweifelns zu, indem er mich immer auf den Titel hinwies, welcher, durch die Anführung einer „hohen

„hen

„hen Genehmigung," jeden Gedanken von Unrichtigkeit oder Versehen — nehmlich einem Versehn von so bedeutender Art, welches nicht in Druckfehlern einzelner Worte besteht — niederschlage.

Ich mußte mich also auf das Einzelne einlassen. — Die Examinazions-Kommission schließt sich S. 181 freilich gleich an das Konsistorium; allein, es ist die aus vier Obertribunalsräthen bestehende Kommission, welche die rechtlichen Kenntnisse derjenigen prüfet, die zu Rathsstellen bei den Landes-Justizkollegien gelangen wollen, und hat gar nichts mit Geistlichen Sachen zu thun. Sie steht, *ganz richtig* nach der alphabetischen Ordnung, zwischen dem Consistorium und der Feuersocietät: weil nehmlich der Kalender das erste Wort mit einem C schreibt. „Hierauf (sprach er) erwiedere ich „zweierlei: Erstlich ist weder die Orthographie „noch die Ordnung so genau beobachtet. Bald „finde ich ein C, und bald ein K; ja in dem Wor„te Kammer sogar beides, je nachdem es ein Ju„stiz- oder ein Finanzinstitut bedeutet. Sehen Sie „nur, S. 155 f. Cammergericht; und S. 254 „f. die Churm. Kr. und Domänen-Kammer. „Ferner steht der Geheime Staatsrath S. 148 „zwischen dem Cabinetsministerium und dem Cam„mergericht, gewiß ohne alle Rücksicht auf das

„Alphabet. Ich schließe also mit Recht, daß, da „die von Ihnen angegebene Regel im Adreßkalender nicht beobachtet wird, jene Kommission aus „andern Gründen neben dem Konsistorium steht. „Sondern — und das ist meine zweite Antwort — „sie macht einen wirklichen Theil dieses Kollegiums „aus, wie die Einrichtung des Druckes deutlich „zeigt. Kein armseliges Strichlein, geschweige „ein zwiefacher großer Strich, steht dazwischen; „keine größere Lettern sind zu der Ueberschrift genommen: wie dies alles der Fall bei neuen Artikeln, z. B. bei dem gleichfolgenden der Feuer„societät ist.“ — Als ich ihm sagte, daß man bei zu eng in einander geschobenen Artikeln etwas darauf rechnen müsse, daß in einem Kalender gerne Raum und Papier gespart wird; rief er: „Nein „nein! Auf solche Ersparniß denkt der Adreßkalender gar nicht. Sehen Sie nur, daß sogar Artikel geradezu doppelt nach ihrer ganzen Länge „darin abgedruckt werden. Die General-Invaliden„kasse steht, mit den 7 oder 8 Männern welche dabei angestellt sind, erst S. 47, und dann „zum zweitenmal S. 176. f.“

So seltsam mir dieses auch vorkam, so wußte ich doch wohl, wie ich in jener ersten Streitfrage daran war. — Aber unbegreiflich ist und

bleibt

bleibt es mir allerdings, wie die ganze Adliche Militärakademie, mit allen ihren Professoren, Lehrern, Direktoren, Guvernören, Offizianten, u. s. w. hat wegbleiben können, wenn sie anders nicht wirklich ist aufgehoben worden. Noch schwerer, als ihre Aufhebung, kann ich aber ihre Einverleibung in die Ritterakademie und Reitbahn mir denken; und doch weiset mich das Rubrikenregister, wo sie noch ihren Platz behalten hat, auf diese leztere mit der Seitenzahl 94 hin.

Die Parochialkirche hingegen, mit allen ihren Predigern, dem Kantor, Organisten, Küster, und den Informatoren, mit ihren Kirchenältesten und Obervorstehern, mit dem zur Kirche gehörigen Hospital, ist so rein verschwunden, daß auch im Register keine Spur mehr davon vorkömmt. Nur gut, daß unser Adreßkalender nicht, wie an manchen Orten, den Namen „Itzlebendes Berlin" führt; sonst hieße es ja wohl recht, alle diese Männer wären aus dem Buch des Lebens vertilgt. — Aber ist denn jene Kirche auch wirklich vom Erdboden verschwunden? Ist wirklich eine so entsetzliche Feuersbrunst gewesen? Der Pastor ** glaubt davon gehört zu haben; und zwar mit dem Zusatze, daß ein Landgeistlicher in der Nähe, welcher Sturm und schlechtes Wetter bis in Amerika vor-

aussieht, dieselbe sollte prophezeihet haben. Wichtiger wäre es freilich, Feuersbrünste und Raupenfraß, als allen Wind, vorher zu wissen.

Die beiden Kirchen: auf dem Friedrichswerder, und auf der Neustadt, finde ich ganz richtig als Französische Kirchen S. 242, und als Lutherische S. 250, aufgeführt. Desto bedeutender ist es, daß sie unter den Deutsch-Reformirten fehlen. Wodurch haben dann meine Glaubensgenossen ihr Recht an beide zugleich verloren? Und sie haben so ganz dazu geschwiegen, zumal da die Geistlichen, wie es scheint, keine andern Stellen wieder bekommen haben? Das hätten sie, zu meiner Zeit, sich nicht so geruhig gefallen lassen. Auch finde ich es in der That etwas hart, zumal da sie erst das Unglück mit der Parochialkirche betroffen hat.

Noch habe ich mich beim Durchblättern gewundert, daß die alte Berlinische Assekuranzkompanie völlig wieder hergestellt worden ist, da doch schon vor geraumer Zeit die vollzogenen Statuten einer ganz neuen und andern Assekuranzkompanie, welche also wieder aufgehoben sein muß, bekannt gemacht waren.

III.

Pastor ** führte mich zu seiner gnädigen Frau von *, deren Gemahl Sie in Berlin kennen gelernt haben. Er erzählte ihr, welche große Veränderungen Berlinischer Dinge, vorzüglich im Theologischen Fache, er mir aus dem neuen Adreßkalender berichtet habe. Ich trug meine Zweifel vor; aber er rief, daß er zu sicher wisse, itzt könne in Berlin nichts die Religion irgend Betreffendes gedruckt werden, was nicht völlig richtig sei. — „A propos von Berlinischen Kalendern," sagte die Dame; „da habe ich mir die „mit den Kupfern von diesem Jahre kommen lassen..." „Natürlich doch französisch?" fiel mein patriotischer Begleiter mit leichtem Lächeln ein. Sehen Sie sie doch an," fuhr die Frau vom Hause gegen mich fort; „ich wünschte zu wissen, ob die „Generale und Minister wirklich so aussehn?" Sie ließ die Kalender holen; ich mußte gestehn, daß diejenigen Herren, welche ich die Ehre gehabt hatte zu kennen, sich seit der Zeit merklich müßten verändert haben; und legte sie schnell weg.

Der Pastor fing an darin zu blättern. Sie werden für Ihre Theologische Wißbegierde wenig Nahrung finden, sagte ich lachend. „Wer weiß?" ver-

versetzte er, und plötzlich, mit triumphirendem Tone, rief er: "Heil, Heil! Ein Durchlauchtiger „und allgemein Verehrter Fürst ist zur wahren „Kirche übergetreten." Wir erstaunten, und er fuhr fort: „Da, sehn Sie, lesen Sie! Der re„gierende Fürst von Anhaltdessau hat, wahr„scheinlich mit Seinem ganzen Hause, den Kal„vinischen Irrglauben verlassen, und die Luther„sche Religion angenommen." Wir erstaunten noch mehr; aber fanden Ihn wirklich in dem Genealogischen Verzeichniß beider Kalender so aufgeführt. Unmöglich! riefen wir Andern aus Einem Munde: Unmöglich, da man nie etwas davon gehört hat! Aber der Pastor hielt uns, siegreich, auf dem Titelblatt die Approbation, und auf der letzten Seite den Druckort Berlin, unter die Augen. Ich wußte in der That nicht, was ich sagen sollte, und weiß es noch itzt nicht.

Jener fuhr fort zu blättern. „O, sagte er, „wenn es solche Neuigkeiten gleich bei dem ersten „Fürsten giebt, welcher hinter den Landesherrli„chen und verwandten Häusern folgt, so kann ich „auf eine reiche Aernte rechnen." Er schien etwas gefunden zu haben, aber schien auch selbst seinen Augen nicht zu trauen. „Wie? was?" rief er endlich, als er sich völlig überzeugt hatte:

„Gran-

„*Grande Bretagne.* De la Religion *Catholique*!“ Ich glaubte Anfangs, es sei ein Blatt aus dem Päpstlichen Staatskalender hineingebunden, wo noch immer des Prätendenten Familie aufgeführt wird. Aber nein! ein Berlinischer Kalender redet wirklich so von König Georg III. Freund ** konnte gar nicht mit Ausrufen fertig werden. „Warum denn aber Katholisch gewor„den? Wenn noch Lutherisch! Warum gerade Ka„tholisch? Er ist ja seiner Krone verlustig!... „Indeß, sollte er wohl, vor einiger Zeit..... „Aber so etwas gleich öffentlich drucken zu las„sen....“ Schweigen Sie, schweigen Sie, bat ich; *ich mag nichts* mehr davon hören, nicht einmal daran denken; — und ging beschämt fort.

IV.

Es ist, als wenn ich mit den verzweifelten Berlinischen Kalendern behext bin! Da kömmt heute der Justizjarius, mit einem neuen Buche in der Hand, zu uns, und wendet sich gegen mich: „O verschaffen Sie mir doch einen von Ihren „Quartkalendern, worin die Geschichten hinten „doppelt abgedruckt sind.“ — „Auch die Ge„schichten, rief der Pastor laut auflachend: nicht „bloß die Kassen! Nun, und Der glaubt noch,

daß

„daß man an Papierersparniß denkt!“ Was gehn Sie dann unsre Kalender an, sagte ich etwas ärgerlich zu dem Gerichtsmanne; und noch dazu die gemeinen Haushaltungskalender in Quart? Ich weiß wohl, daß man seit einigen Jahren die Anekdotensammlungen darin abschreibt; warum aber doppelt, begreife ich nicht, da der Stof ja ergiebig genug ist. Noch weniger begreife ich, wie dergleichen Sie interessiren kann.“ „Doch, doch! „antwortete er; wenn es in die Kriminalpraxis „einschlägt.“ Wie so? „Ja, fuhr er fort: Wenn „ein Mensch zwei Quartseiten einer tragischen „Geschichte herunter gelesen hat, und bekömmt „auf dem folgenden Blatt gerade dasselbe wieder „zu lesen, so muß er wohl verwirrt werden. Aber „so arg hätte ich es mir doch nicht gedacht.“ Was denn? „Da haben Sie den neuen Band „von Kleins Annalen. Da finden Sie *) den „Fall, wo ein Mann sein eigenes Kind umbringt. „Er war schon melancholisch; da erhält er einen „Berlinischen Quartkalender, worin die Geschich„te von Katts Enthauptung zweimal steht. Er „kann sich nicht denken, daß dies (und auch „dem Belesensten mag ein solcher Fall wohl noch „nie begegnet sein) nichts außerordentliches be-

deute.

*) Neunter Band, 1792, S. 23.

„deute. Er hält es für einen Fingerzeig auf sein „künftiges Schicksal, wird immer schwermüthiger, „und begeht endlich die schreckliche That.“

Freund! Ich reise morgen von hier, um nur nichts mehr von den Berlinischen Kalendern zu hören.

4.

Einige zerstreute Sätze über den Luxus.

Dieser Gegenstand, so oft er auch bereits besprochen worden, ist noch so wenig ins Klare gesetzt, und so oft auch schon Moralisten, Theologen und Politiker ihn abgehandelt haben, noch so wenig auf richtige philosophische Grundsätze zurückgebracht; daß ich vielleicht hoffen darf, die nachfolgenden wenigen Bemerkungen werden zur nähern Bestimmung der Begriffe — oder wenigstens zur Veranlassung schärferen Nachdenkens — nicht unnütz sein.

1. Es scheint, als wenn Jeder sich unter dem Worte Luxus etwas anderes denkt, indem die Behauptungen über denselben so höchst verschieden ausfallen. Manche haben auch wohl die Bestimmung der Moralität, oder anderer Eigenschaften

und Verhältnisse, schon in die Definizion mit aufgenommen.

Ich mache mir folgenden Begrif von dem Wesen des Luxus: daß es, ganz allgemein genommen, in einer ausgesuchten Art und Weise besteht, wie man seine Bedürfnisse befriedigt. Weder das Bedürfniß an und für sich, noch die bloße Befriedigung desselben macht den Luxus aus. Erst alsdann, wann ich auf die Art raffinire, oder auch nur eine gewisse Art verlange, wie ich das Bedürfniß befriedigen will, kann mir Luxus beigemessen werden. Hunger z. B. ist ein Bedürfniß; und noch nie hat Jemand den Hunger an und für sich einen Luxus genannt. Sich satt essen, ist die Befriedigung dieses Bedürfnisses; aber gleichfalls noch nicht Luxus. Wenn aber Jemand bloß durch diese und jene, auf diese und jene Art zugerichteten, Speisen seinen Hunger stillen will; wenn Jemand schon, um sich satt zu essen, einen gedeckten Tisch, Löffel, Messer, Gabeln, und Teller verlangt; wenn er schon eine Gesellschaft begehrt, mit welcher er zugleich sich satt essen will; u. s. w.: dann macht diese ausgesuchte oder verlangte Form der Befriedigung des Bedürfnisses den Luxus aus.

Ist diese Erklärung richtig, wie ich von philosophischen Kennern zu erfahren wünsche, so wird

dadurch

dadurch die Theorie des Luxus leicht und einfach gemacht. Man braucht, wenn man ferner vom Luxus spricht, sich um das Bedürfniß selbst und dessen Moralität nicht zu bekümmern; sondern man bleibt bloß bei der Form stehen, wie ein vorausgesetztes Bedürfniß befriedigt wird. — Damit will ich indeß nicht sagen, daß die Theorie der Bedürfnisse eine überflüssige Sache sei; meine Meinung geht nur dahin, daß diese Theorie nicht in das Kapitel vom Luxus gehört.

II. Was nun die Moralität desselben betrift; so glaube ich, daß der Luxus an und für sich nichts *Böses ist*. Denn, hat man Bedürfnisse, welche *man befriedigen will*; so kann es an und für sich nichts Verwerfliches sein, wenn man auf die Art und Weise sinnet, oder eine gewisse Art und Weise vorzieht, wie man diese Befriedigung vornehmen will. Wird folglich der Luxus nachtheilig oder sträflich, so muß es daher kommen, weil die itzt von mir ersonnene oder erwählte Art der Befriedigung meines Bedürfnisses, in Kollision mit andern höhern Pflichten steht, deren Beobachtung *ich* hätte vorziehen müssen.

Nach diesem Grundsatz, wird also das allgemeine Kapitel über die Moralität des Luxus sehr kurz sein. An und für sich ist er niemals, sei er

auch noch so ausstudiert und verfeinert als er wolle, eine Sünde oder ein Verbrechen. Er wird es aber, sobald dadurch höhere Pflichten verletzt werden. Um nun zu entscheiden, wann dieser Fall eintritt, muß man besondere, und oft ganz individuelle, Umstände mit in die Berechnung bringen.

Ich nehme aber, bei dieser allgemeinen Frage von der Moralität, wiederum an: daß man alles richtig absondere, was nicht genau zu dem strenge gefaßten Begrif gehört. Wollte man nach der Moralität des Bedürfnisses selbst fragen, und ob ein Mensch sich nicht unmoralische Dinge zum Bedürfniß machen kann? so würde ich antworten: daß dabei doch immer ein natürlicher Trieb, und folglich ein wahres Bedürfniß, zum Grunde liegen wird, folglich es auch hier nur auf die Art der Befriedigung, auf die Form, ankömmt; daß aber Excesse im Begehren, böse Neigungen und Leidenschaften, schlechte Angewöhnung, u. s. w. noch Niemand Luxus genannt hat. — Wollte man sagen: das gar zu lange Nachsinnen auf eine auch übrigens erlaubte Form zur Befriedigung eines erlaubten Bedürfnisses könne schon unmoralisch heißen; so antworte ich: daß die Moralität eines jeden Aufwandes von Zeit und Kräften sich

nicht

nicht im Allgemeinen, sondern nur in den besondern Fällen, nach der daraus sich ergebenden Proporzion oder Disproporzion, beurtheilen läßt; daß aber wiederum Zeitverderb, Müssiggang, und dergleichen, eigentlich etwas Anderes als Luxus ist.

III. Ich nehme nun einen besondern Fall, um zu zeigen, wie ich die Moralität des Luxus bei einzelnen Fällen in der bürgerlichen Gesellschaft beurtheilen würde. Da das Tadelhafte dabei in dem unverhältnißmäßigen Aufwande von Kräften, Zeit, oder Geld besteht; so will ich meine Fragen nur auf dies letztere einrichten, weil der Gedanke hieran bei allen politischen Räsonnements zum Grunde zu liegen pflegt, auch die Anwendung auf andere Unverhältnisse dann leicht ist; und ich will diesemnach untersuchen, ob ein gewisser Luxus einem gewissen Individuum, Kajus genannt, erlaubt oder zum Fehler angerechnet werden muß. — Ich frage also:

1) Ob die Ausgaben, die durch den Luxus verursacht werden, nicht die Einnahme übersteigen? So lange das nicht geschieht, kann aus diesem Gesichtspunkt dem Luxus kein Vorwurf gemacht werden. Sobald aber der Luxus so weit geht, daß die durch ihn veranlaßten Ausgaben

nicht durch die Einnahme bestritten werden können, sobald ist der Luxus ein Verbrechen.

2) Ob die Einnahmen dieses Kajus so sicher sind, daß er seine ganze Lebenszeit hindurch den angenommenen Luxus wird bestreiten können? und ob Kajus philosophisch genug ist, sich auf den Fall daß seine Einnahme geschwächt wird, von dem verfeinerten Luxus mit der erforderlichen Standhaftigkeit zu entwöhnen, ohne daß dadurch die Ruhe und Zufriedenheit verloren geht?

3) Ob nicht Kajus durch den Luxus gegen seine Kinder sündigt: indem er sie theils an eine gewisse Art von Aufwand gewöhnt, wovon sie sich hernach vielleicht nicht ohne große Anstrengung losreißen können; theils aber auch selbst ihnen durch seine starken Ausgaben die Mittel entzieht, wodurch sie sich das ihnen angewöhnte gemächliche Leben verschaffen könnten?

4) Ob Kajus nicht durch seinen Luxus es sich unmöglich macht, gewisse Ausgaben zu bestreiten, zu welchen er eine höhere Verbindlichkeit hat, als zu den Luxusausgaben? Solche z. B. welche die Sorge für seine und seiner Familie Gesundheit, für die Ausbildung des Geistes und Verstandes, u. s. w. erheischt.

5) Ob der Luxus mit dem Standpunkt, welchen Kajus in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, streitet? Diese Rücksicht ist nicht aus der Acht zu lassen. Denn, obgleich nicht allemal der höhere Rang in der bürgerlichen Gesellschaft mit einem höhern Einkommen verbunden ist; so hat man doch — ich weiß nicht recht, warum — angenommen, daß gewisse Arten der Verfeinerung bei Befriedigung unserer Bedürfnisse nur diesen oder jenen Klassen von Bürgern zukämen. Ja, man ist so weit gegangen, gewisse Arten des Luxus zu Bedürfnissen für gewisse Klassen zu machen. — Die Kollision, welche daraus entsteht, wenn ein Mann aus einer höhern Klasse nicht Einkommen genug hat, um den seiner Klasse zum Bedürfniß gemachten Luxus zu bestreiten, gehört nicht hieher. Dagegen glaube ich, daß jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist, seinen Luxus auf die Klasse von Bürgern einzuschränken, worin es sich befindet, und sich bei dieser Beurtheilung nach der angenommenen herrschenden Meinung zu richten.

IV. Es sei mir endlich noch erlaubt, einige allgemeine Grundsätze mitzutheilen, welche die Grundlage zu meiner Theorie von dem Luxus ganzer Staaten enthalten.

1) Der Luxus an und für sich ist dem Staate vortheilhaft: weil dadurch das Gewerbe, mithin die Bevölkerung, und der Wohlstand des arbeitenden Theils der Nazion befördert wird.

2) Ich würde keinen Luxus billigen, welcher mit dem Untergang oder dem Verderben einzelner Personen oder Familien verbunden wäre. — Der dagegen gemeiniglich angeführte Grund, weshalb dies keine Rücksicht verdiene: weil nehmlich durch einen solchen Luxus weiter nichts geschehe, als daß das Vermögen aus einer Familie unter viele vertheilt werde, es dem Staate aber gleich viel sein könne, ob Kajus oder Tizius das Vermögen besitze; — hält, bei genauer Erwägung aller mit solchen Erschütterungen verknüpften Umstände, nicht Stich.

3) Niemals würde ich aber Gesetze gegen den Luxus ergehen lassen: weil ich überzeugt bin, daß alle dergleichen Aufwandsgesetze nicht so abgefaßt werden können, daß man auf ihre Beobachtung halten, und die dagegen versuchten Abweichungen verhüten kann. — Ein vorleuchtendes Beispiel von oben herab, gute Erziehung, Aufklärung über moralische und bürgerliche Pflichten, das wirkt edler und zugleich sicherer als alle Strafgesetze.

4) Vorausgesetzt, daß man im Staat gute Sitten einführen und unterhalten kann; vorausgesetzt also, daß die Nazion fleißig ist, und daß sie im Ganzen mehr erwirbt als sie verzehrt: würde ich einer solchen Nazion, in Absicht des Luxus, gar keine Hindernisse in den Weg legen. Vielmehr würde ich den Luxus zu befördern suchen, und es sehr gerne sehn, wenn jeder Einwohner des Staats, nach Verhältniß seines Standpunktes in der Gesellschaft, und nach Maaßgabe seines Erwerbs, mit einem gewissen Geschmack, und auf eine verfeinerte Art, seine Bedürfnisse zu befriedigen bemühet wäre.

5) Soll ein solcher Luxus niemals nachtheilig werden, so erhalte man nur den Wohlstand der Nazion, und sorge nur dafür, daß bei ihr die durch den Luxus veranlaßten Ausgaben den Erwerb nicht übersteigen. Die größte Gefahr drohet dem Staat, wenn der Wohlstand nur ephemer ist, und die Quellen desselben von zufälligen veränderlichen Umständen abhängen. Ist dies der Fall, so muß natürlich ein Staat, welcher einen auf ungewissen Wohlstand beruhenden Luxus unterhält, untergehn, sobald dieser Wohlstand verschwindet. Aber doch ist es alsdann nicht der Luxus selbst, welcher den Staat ins Verderben

gebracht hat; sondern der falsche Wahn, daß man einen Luxus unterhalten könne, welcher den Vermögensumständen und dem dauerhaften festgegründeten Wohlstand der Nazion nicht angemessen war.

5.

Ueber Leben und Tod.

Ein Brief von Dr. Benjamin Franklin an Hrn Dübourg *).

Ihre Bemerkungen über die Ursachen des Todes, und Ihre vorgeschlagenen Versuche, die vom Wetterstrahl scheinbar Getödteten wieder ins Leben zurück zu bringen, bezeugen auf gleiche Weise Ihren Scharfsinn und Ihre Menschenfreundlichkeit. — Ueberhaupt scheint es, daß die Lehre vom Leben und vom Tode noch nicht völlig aufs Reine gebracht ist.

Eine in Sand verschüttete Kröte lebt, sagt man, bis der Sand sich versteinert; und dann, von

*) Diesen artigen, und bisher in Deutschland noch unbekannten, Aufsatz des Großen Mannes, von welchem Alles wichtig ist, nehme ich aus dem European Magazine for October 1790. Nr. 106. p. 246. — Dübourn ist der Französische Uebersetzer von Franklins Werken.

von diesem Stein umschlossen, kann sie noch, wer weiß wie viele Jahrhunderte fortleben. Die zum Beweise dieser Behauptung angeführten Thatsachen sind zu häufig und zu umständlich, als daß sie nicht eine gewisse Glaubwürdigkeit verdienten. Zwar sind wir gewohnt, alle Thiere, welche wir kennen, essen und trinken zu sehn; und es scheint uns also schwer begreiflich, wie eine Kröte in einem solchen Kerker fortdauren kann. Bedenken wir aber, daß die Nothwendigkeit der Nahrung für Thiere in ihrem gewöhnlichen Zustande, nur aus dem beständigen Verlust ihres Körpers durch die Ausdünstung erwächst: so muß es uns nicht so ganz unglaublich vorkommen, daß einige im erstarrten Zustande, wo sie weniger ausdünsten weil sie keine Bewegung haben, auch weniger Speise bedürfen; und daß andere, mit Schuppen oder Schaalen bekleidet, welche die Ausdünstung hemmen, wie die Land- und Wasserschildkröten, Schlangen, und einige Arten von Fischen, im Stande sind, eine beträchtliche Zeit hindurch sich ohne alle Nahrung zu behelfen.

Eine Pflanze, nebst ihren Blumen, verwelkt und stirbt sofort, wenn sie der Luft ausgesetzt wird, ohne daß ihre Wurzel in einem feuchten Boden hafte, von welchem sie Saft genug ziehen kann,

um hinlänglich die von ihr ausströmende und beständig von der Luft fortgeführte Feuchtigkeit zu ersetzen. Allein, vielleicht ließe sich, wenn man sie in Queckſilber begrübe, ihr vegetabiliſches Leben, ſo wie ihr Geruch und ihre Farben, erhalten. Beſtätigte ſich dies, ſo hätte man eine bequeme Methode, aus fernen Ländern die feinen Gewächſe herüberzuſchaffen, welche die rauhe Witterung zur See nicht ertragen können, und ungemeine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit erfordern.

Ich ſah einen Fall, wo gemeine Fliegen auf eine faſt ähnliche Weiſe erhalten wurden. Sie hatten ihren Tod in Maderawein gefunden, wahrſcheinlich als dieſer in Virginien auf Bouteillen gezogen ward, um nach London verſchickt zu werden. Als eine der Flaſchen, in dem Hauſe eines Freundes wo ich mich damals befand, geöfnet ward; fielen drei ertrunkene Fliegen in das erſte Glas, welches man anfüllte. Ich hatte die Bemerkung gehört, daß ertrunkene Fliegen durch die Stralen der Sonne wieder ins Leben gebracht werden können, und ſchlug vor, den Verſuch bei dieſen zu machen: ſie wurden, dem zufolge, auf einem kleinen Siebe, womit ſie aus dem Weine waren gefiſcht worden, in die Sonne gelegt. In nicht vollen drei Stunden fingen zwei von ihnen an,

an, nach und nach ins Leben zurück zu kehren. Sie begonnen mit einigen krampfhaften Bewegungen in den Lenden, richteten sich endlich auf ihre Beine, wischten sich die Augen mit ihren Vorderfüßen aus, klopften und putzten ihre Flügel mit den Hinterfüßen, und fingen bald darauf an zu fliegen; wobei sie sich dann in Alt-England befanden, ohne daß sie wußten wie sie dahin gekommen waren. Die dritte blieb leblos bis zu Sonnenuntergang, wo man sie, da alle Hofnung verloren war, wegwarf.

Ich wünschte, daß nach diesem Beispiele sich *eine Methode* erfinden ließe, ertrunkene Menschen *so einzubalsamiren*, daß sie in noch so entfernten Zeiträumen wieder könnten aufgeweckt werden. Denn, da ich eine brennende Begierde habe, den Zustand von Amerika, nach hundert Jahren, zu sehen und zu beobachten; so würde ich es einem gewöhnlichen Tode weit vorziehen, mich nebst einigen wenigen Freunden in ein Faß Maderawein tauchen zu lassen, um, nach Verlauf der angegebenen Zeit, durch die Sonnenwärme meines geliebten Vaterlandes wieder aufzuleben! Da wir aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch in einem zu frühen und der Kindheit der Wissenschaft zu nahen Weltalter leben, als daß wir in unsern

Tagen eine solche Kunst zu ihrer Vollkommenheit gebracht zu sehen hoffen könnten; so muß ich mich für itzt mit Ihrer mir gütigst versprochenen Abhandlung, von der Wiederauferweckung eines Vogels oder eines Kalekutischen Hahns, begnügen.

6.

Einige Briefe über Polen und Preussen.

Geschrieben im Sommer 1791.

(Fortgesetzt; man s. Junius, S. 545. f.)

XI.

Itzt bin ich in Thorn (Poln. Torun): dieser berühmten, und noch itzt nicht unmerkwürdigen, dieser alten, aber nicht kunst- und geschmacklosen, dieser etwas verödeten, aber noch immer in Absicht der Lage, des Umgangs, und mancher Spuren von Wohlstand sehr anmuthigen, Stadt.

Sie liegt am rechten Ufer der Weichsel, welche, in ihrem nordwestlichen Laufe von Warschau her, hieselbst um 30 Meilen *) ihrem Ausfluß näher gekommen ist, und auf diesem Wege mehrere Flüsse aufgenommen hat. Der beträchtlichste

dar-

*) Man sehe Junius, S. 551.

darunter ist der, zur rechten Hand einfallende, mit dem Narew verbundene Bug: zwei wichtige Flüsse, welche den reichen Segen aus den entfernten südlichen und östlichen Provinzen Polens auf zahllosen Fahrzeugen in den Hauptstrom bringen, von wo er neben Thorns Mauren fortgewälzt wird, bis sich der Strom weiterhin in seine zwei großen Arme spaltet. — Merkwürdig ist ferner die, weiter hinab, gleichfalls ostwärts einfallende Drewenz, weil sie auf dieser Seite die Gränze zwischen dem Polnischen und Preussischen Gebiet bestimmt, und folglich von der Stelle ihres Einfalls an, die Weichsel für Preussisch erklärt. Nur der kleine nördliche Winkel, worin eben Thorn mit seinem Gebiete liegt, ist davon ausgenommen.

Und hier, wo ich Polen und Preussen zusammen genannt habe, lassen Sie mich gleich die ungegründete Meinung widerlegen, als wenn die Besitznehmung von Westpreussen und die Umspannung des Thornischen Gebietes (1772) den Verfall der hiesigen Handlung veranlaßt habe. Man braucht nur einen Blick auf die Brücke zu werfen, um diese Stadt für einen von der Natur zum Stapel privilegirten Ort zu erkennen. So lange noch Korn (um nur diesen Einen Artikel zu nennen) in den gesegneten im Rücken Thorns liegen-

den

den Polnischen Fluren angebauet wird, und Korn ein ewiges immer nöthigeres Bedürfniß für die stärker bevölkerten Länder bleibt; so lange dies Korn auf großen und kleinen Fahrzeugen unter der Brücke durchschift, und in Säcken gepackt auf Hunderten von Wagen über die Brücke hinfährt: so lange müssen vermögende Häuser in der Stadt, welche dem Landmann früh abkaufen, vorschießen, u. s. w. können, diesen Handlungszweig des Landes fast einzig in ihren Händen haben, was auch die Nachbaren immer für Einrichtungen treffen mögen.

Aber, solcher vermögenden Häuser (das Fengersche ist bekannt) giebt es äußerst wenig. Man sieht in der Stadt eine Menge verfallner Brandstellen, leerer Häuser, zugeschlossener Gewölbe; und man kann sich in der That der Wehmuth nicht erwähren, wenn man dabei denkt, daß diese Stellen, Häuser, Gewölbe, ehemals voll Leben und Thätigkeit waren, und itzt vielleicht auf ewig verfallen, leer, verschlossen stehn! — Aber, woher das? Wegen des Jahres 1772? . . . Nein! nicht einmal seit dem J. 1772! Diese Wunden sind viel älter, und haben ganz andere Ursachen.

Daß sie älter sind, bezeugt jedes Geschichtbuch, welches Sie darüber aufschlagen. Schon

Melch. Adam, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nennt Thorn (im Eingang seiner Lebensbeschreibung des merkwürdigen Bürgermeisters Heinr. Stroband; in den Leben der Rechtsgelehrten, 1620) eine Stadt, *olim emporio, nunc Gymnasio insignis.* Itzt möchte ihr Gymnasium noch wohl unberühmter, als ihr Markt und Handel sein. — Ein von Thornischen Angelegenheiten sehr wohl unterrichteter Schriftsteller aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, im „Erläuterten Preußen, Bd. II, St. 23," 1725, schildert die Stadt als ganz im Verfall. Unter andern heißt es S. 761: „die Bürgerschaft selbst *ist bei ehemaligen* guten Zeiten wohl an die drittehalbtausend Mann stark gewesen; itzt aber dürfte sie sich kaum auf 1000 an der Zahl erstrecken." Der große Handel wird S. 754, f. als eine vergangene Sache beschrieben, u. s. w. Zu Ursachen des Verfalls werden unter andern die vielen Beschädigungen durch Kriegsunruhen angegeben. Diese haben in der That die gute Stadt in großer Menge betroffen. Ich will nur einiger aus den neuern Zeiten erwähnen. 1658 ward Thorn von den verbundenen Polnischen und Brandenburgischen Kriegsvölkern, vom Julius bis zum Ende des Jahrs, hart belagert und bombardirt, und

endlich den 30 December, wo die Schweden abziehn mußten, eingenommen. Bei dem Bombardement 1703, von K. Karl XII, ward das prächtige Rathhaus und viele andre Gebäude eingeäschert. Während dieses Schwedisch-Polnischen Krieges, von 1703 bis 1706 hat Thorn unglaublich viel durch Brandschatzungen erlitten: welche man jährlich über 100,000 Thaler rechnen kann. Die heruntergebrachte Stadt ward nun 1708 bis 1710 stark von der Pest heimgesucht, und sehr von Einwohnern entblößt. Darauf litt sie wieder durch Russische Einquartierungen; und 1716 durch die gegen K. August II konföderirte Partei, welche nach Belieben hauste und brandschatzte; u. s. w.

Solche Unglücksfälle können nur überwunden werden, wenn das gesammte Land, wozu eine Stadt gehört, sich wieder hebt, und von dem Wohlstand des Landes der gehörige Theil auf die Stadt fließt. Das ist aber für Polen selbst nicht der Fall gewesen; und dann hat Thorn von Polen mehr Druck als Unterstützung erfahren. Es herrschte immer eine Art von Eifersucht bei den eingebornen Ständen des Königreichs gegen diese Deutschen Bürger, bei den Katholischen Magnaten und Geringeren gegen diese Evangelische Stadt, bei der ohne Handel und Industrie lebenden Na-

zion gegen diesen Kaufmannsort. Im Erläuterten Preußen heißt es, S. 816: „Daß die Bürger in Thorn ungemein mitgenommen und fast „von allen Kräften gekommen sind, dazu hat endlich auch viel beigetragen der unerträgliche Zoll, „welchen der Kronschatzmeister Prebentau, im Namen der Republik, auf das Getreide und andre „Waaren gelegt, und zu Fordan und Diebau „denselben abfordern lassen: da die Bürger gegen „12 Prozent haben bezahlen, und endlich solchen „Zoll mit schwerem Gelde heben müssen." Also Fordan und zwölf Prozent, zur Polnischen Zeit, von Polnischer Seite! — Aber vorzüglich manchen Justiz- und Religionsdruck mußten sie von Polen aus erleiden; und alles das verscheucht die thätigen und wohlhabenden Einwohner, und endlich die Thätigkeit und den Wohlstand selbst.

XII.

Diesen hin und wieder auffallenden Anblick der Verödung ausgenommen, wandelt man sonst mit Vergnügen durch die Stadt. Man findet gerade Straßen, freie Plätze, gute Gebäude; man hat oft den Anblick auf die große Weichsel; die Vorstädte enthalten angenehme Gärten, und eingefaßte Plätze zum Spatzierengehn. Auch ist

überhaupt noch Gewerbe da; und in der That viel Wohlleben. — Die Thornischen Pfefferkuchen sind berühmt. Sie werden, von dem geringsten Preise bis das Stück zu 3 Dukaten, verfertigt. Unter den Kuchenbäckern sind Männer, welche an 10,000 Dukaten jährlich umsetzen. In den Kuchenläden wird auch Meth (oder Honigwein; von dem Poln. Worte: Miod, Honig) geschenkt; und es ist eine ganz gescheidte Spekulazion, daß man sehr hübsche und muntere Frauenzimmer zu den sogenannten Budenmädchen nimmt. Wenn der Meth vier Jahre alt ist, wird er ungemein wohlschmeckend, aber auch von einer solchen Stärke, daß der größte Trinker keine Flasche bezwingen kann. Der Kirschmeth ist, wenn er eben so alt wird, doch wegen des Zusatzes der Kirschen schwächer. — Die Bratwürste und Rüben von hier sind gleichfalls bekannt. Kurz an Leckereien und Genuß scheint es nicht zu fehlen.

Auf dem geräumigen Marktplatze (in der Altstadt) steht in der Mitte nur Ein Gebäude: das große Rathhaus. Ein vor Alters sehr bewundertes, und in der That auch noch itzt bedeutendes und schönes Gebäude: ein geradlinichtes Viereck. Der um Thorn hochverdiente, und noch mit Ehrfurcht genannte, noch oft in Bildniß gefundene,

Bür-

Bürgermeister Heinr. Stroband*) hat es fast ganz neu und für die damaligen Zeiten sehr prachtvoll aufgebauet; bei der Schwedischen Belagerung 1703 ward der Thurm und ein großer Theil des Gebäudes selbst zerstört; doch ist es zwischen 1730—1740 wieder so in Stand gesetzt, daß es sich recht gut ausnimmt. Im Erdgeschoß ist eine feierliche Gerichtsstube, oder nach altdeutschem Stil: ein Dinghaus, wo peinliche und andere Sachen öffentlich verhandelt werden, der Richter auf einem Thron, und die Schöppen rund umher sitzen, die Advokaten aber stehen. Nahe dabei ist das *Sprachzimmer*, wo die Richter ihren Schluß fassen.

Die Regierung der Stadt theilt sich: 1) in den Rath, oder die Erste Ordnung. Er wählt sich selber. Es sind 4 Bürgermeister, und 12 Rathsherrn, von welchen 8 in der Altstadt und 4 in der Neustadt wohnen. Die Bürgermeister sind: der Präsident, welcher das Haupt der Stadt ist; der Vicepräsident; der Burggraf; und der vierte, auch wohl der dirigirende genannt. Der Burggraf hat die Rechte des Königs in Acht zu

*) Er stammte aus dem Brandenburgischen, und starb 1609. Er hat Thorn ungemein gehoben und verschönert; auch stand zu seiner Zeit die Stadt wohl in ihrem größten Flor.

nehmen; er wird vom Hofe ernannt, doch so, daß die Stadt vier Männer dazu vorschlägt, wozu man immer Rathsherrn nimmt, damit sie ein Interesse an der Stadt haben; er ist Blutrichter, Judenkönig, u. s. w. Aus den Rathsherrn werden die Kämmereiaufseher, Richter, und andre Beamten gewählt. Der Sekretarien sind 6, welche ihre besonderen Departementer haben. 2 Die Zweite Ordnung besteht aus den Schöppen (den Assessoren bei einem Dinghause der Alt- und der Neustadt; jede Klasse von 12 Personen. Einzeln machen diese Klassen den Schöppenstuhl aus, wobei, wenn ein Ding geheget (Gericht gehalten) wird, ein Rathsherr (als Richter) das Präsidium führt; zusammengenommen, bilden sie die zweite Ordnung. 3) die Dritte Ordnung (das Haus der Gemeinen), welche einen sogenannten Redner hat, der ihre Beschlüsse ausbringt, und das Wort führet. Sie besteht: a) aus den Schöppen der Vorstädte (bei welchen, wenn sie als Gericht versammelt sind, wiederum ein Rathsherr präsidirt); b) aus den Sechszigern, d. i. 60 Deputirten der Bürgerschaft, von den Kaufleuten, Zünften, und Gewerken *).

Diese

*) Zum besten übersieht man die Verfassung der Stadt in Hrn. von Geret Staatskalender von Thorn.

Diese drei Ordnungen kommen in drei verschiednen Zimmern auf dem Rathhause zusammen. Zuweilen werden die zwei letzteren in das Senatszimmer gerufen, wo ihnen der Rath Sachen ad deliberandum proponirt. — Dann die Kämmereizimmer, u. s. w. Die Abgabe, welche die Lösung heißt, wird auf die Art entrichtet, daß jeder Bürger sich selbst taxirt, und dann in einem Kasten, ungesehen, Prozente von seinem Gewerbe oder jährlichen Umsatze giebt. — Der große Kürsaal; wo die jährlich neu geschehenden Wahlen (doch bleiben gewöhnlich die vorjährigen Rathsherrn) ausgerufen werden, wo die Neugewählten den Eid leisten, und sich dem vor dem Rathhause versammelten Volk vom Balkon zeigen. — — Daß die Rathsherrn hier Herrlichkeiten, und die Doktoren Excellenzen heißen, wird Ihnen schon bekannt sein.

Der Neustädtermarkt umschließt gleichfalls nur das ehemalige Rathhaus, worin noch das Dinghaus für die Neustadt ist; da aber seit 337 Jahren beide Städte und beide Magistrate ganz vereinigt sind, so hat man, als in spätern Zeiten den Katholiken ihr gewaltsames Eindringen gelang,

Thorn, welcher aber leider bloß auf das J. 1761 erschienen ist.

das Uebrige zum Evangelischen Gottesdienst eingerichtet. — Dazu diente auch eine Zeitlang der Artus- oder S. Georgens- oder Junkerhof. S. Georg ist der Schutzpatron der Stadt; alle Rathsherrn sind geborne Ritter des H. Georgordens. In einigen Deutschen Reichsstädten giebt es gleichfalls Junkerhöfe und Junkergesellschaften, welche ein Ordenszeichen tragen; obgleich die Einrichtung verschieden ist. Der Artushof ist auch, seiner Bauart und Verzierung nach, merkwürdig; er ward (später als zur Evangelischen) zu einer Griechischen Kirche gebraucht, und dient itzt zur Börse.

Die Marienkirche ist ein sehr schönes, majestätisch großes Gebäude: merkwürdig durch ein prachtvolles, von schwarzem und weißem Parischen Marmor aufgeführtes, Grabmal der Prinzessinn Anna, Schwester des Polnischen und einst auch Schwedischen Königs Sigismund III *), welche sich meist auf den Schlössern zu Straßburg und zu Gollup (beide an der Drewenz in Polnisch-preussen nahe bei Thorn gelegen) aufzuhalten pflegte; noch merkwürdiger durch die gewaltsame Entreißung der Katholiken in diesem Jahrhundert. — Den Mönchswitz aus der Dominikanerkirche muß ich

*) Man s. Junius, S. 565.

ich doch erwähnen, daß man auf dem Gemälde, wo Nepomuk von der Brücke gestürzt wird, in den J. 1772 und 1773 den Mördern Preussische Soldatenröcke angestrichen hat.

Noch steht das Haus (auf der Altstadt, an der Ecke der Bäckergasse), noch sieht man darin das Zimmer von zwei Fenstern, wo Nikolaus Kopernikus d. 19 Jänner 1472 geboren ward. Der itzige Besitzer, ein Handwerksmann, hat die sehr glückliche Idee gehabt, auf dem nahe vor dem Hause stehenden Brunnen eine Weltkugel setzen zu lassen. Kopernikus's gemaltes Bildniß hängt auf der *Bibliothek*. Eine lange Nase, scharfblickende *Augen*; und, dem ganzen Schnitt nach, ein Polnisches Gesicht. Durch diesen Umstand, und durch seinen Namen, welcher wahrscheinlich Zepernik oder so ungefähr hieß, wird die Sage bestätigt, daß sein Vater ein Polnischer Bauer (d. h. Sklave) war, und daß folglich dieser große Mann von Rechtswegen (wie man es blasphemisch nennt) auch ein Sklave hätte sein sollen *). Statt dessen ward er ein Philosoph, Arzt, Mathematiker, und Astronom; ein Wohlthäter und Aufklärer seiner Zeit-

*) Ich habe, da ich dieses schreibe, Gassendi's Lebensbeschreibung des großen Thornischen Mannes nicht zur Hand; doch hat er sich wahrscheinlich auf solche kleine Umstände nicht eingelassen.

genossen und der Nachwelt. Er studierte, und lehrte, in Italien, vorzüglich in Rom; lehrte in Rom selbst die verkätzerte Meinung von der Umdrehung der Erde! Nachher ging er in sein Vaterland zurück; aber nicht in Thorn, obgleich Einige es behaupten, sondern in Frauenburg, starb er, im 72sten Jahre seines Alters. Dort liegt er auch begraben. Allein seine dankbare Vaterstadt ließ ihm in der Johanniskirche Bild und Epitaphium, dicht neben König Albrecht von Polen (starb 1501) errichten. — Ein anderes Denkmal wollte ihm, und bei dieser Gelegenheit sich selbst, der höchst eitle Fürst Jablonowski, welcher in Leipzig lebte, aufstellen. Er sandte Kopernikus's Büste, mit einer pralerischen Inschrift voll Selbstlobes, nach Thorn; wo sie aber nicht gefiel, und deshalb in einen Stall auf einem Hofe des Rathhauses weggesetzt ward. Dieses ist doch in der That Schade; als Denkmal und auch als Kunstwerk, ist die Büste nicht so verwerflich, obgleich sie nicht vorzüglich gearbeitet, und auch nur von gemeinem Steine ist.

Einen merkwürdigen Spatziergang gewährt die ungefähr eine Viertelmeile lange Brücke. Wegen des üblen Bettes der unruhigen Weichsel kann sie nur von Holz sein. An der östlichen Seite

sind

sind eine Menge Eisblöcke; welche aber nicht hindern, daß das herrauschende Eis fast jährlich ein Drittel von der unfesten Brücke fortreißt. Zwischen zwei Eisblöcken ist ein angewiesener Platz zum Durchfahren der Schiffe; auch, näher an der Stadt, eine Zugbrücke für segelnde Fahrzeuge. Die unvorsichtigen Schiffer rennen aber oft genug gegen die andern Blöcke und Pfähle an. Der erste größere Theil der Brücke bringt zu einer bewohnten Insel (oder Kämpe, wie man die Weichselinseln benennt), Namens Bazar. Sie enthält itzt 8 Häuser, nebst Gärten und etwas Feld; ehemals mehr: allein die Weichsel verändert immerfort die Gestalt und die Größe ihrer Inseln und ihrer Ufer. Diese Insel gehört nicht mehr zum Gebiet der Stadt, sondern des Königreichs; sie theilet die Weichsel in die Deutsche und die Polnische, so wie auch die Brücke selbst. Die letztere (polnische) Hälfte ist etwas kürzer; und bringt, in gerader Richtung mit dem ersten Theil, von dem entgegenstehenden Ende der Insel über die Polnische Weichsel an das Land. — Itzt sind doch, oben auf der Brücke, an den Seiten Balken gelegt; wie sich aber zwei Wagen, ohne Lebensgefahr für Pferde und Menschen, ausweichen können, sehe ich nicht ein. Aber, als selbst diese niedrige

drige Schutzwehr nicht einmal da war, jagten bisweilen Polnische Fuhrleute auf ihren mit 4 Pferden bespannten Wagen in rasselndem Gallop über die Brücke, deren unbefestigte und oft schadhafte Bretter (beides sind sie noch) an den Seiten emporschlugen, wie die Tangenten eines Klaviers.

Von dem verwüsteten Schloß, von dem noch stehenden Theile des Walles, hat man schöne Aussichten, über die Stadt und den Fluß hin. Die Wälle sind sonst ziemlich abgetragen; nur die Stadtgräben nicht zugeschüttet, so daß die Unterhaltung der vielen Brücken höchst kostbar fällt. Die Stadtmauren haben häufige Thürme; einer derselben ist, wie der Augenschein lehrt, mit Fleiß ganz schräge gebaut, als wollte er umfallen. Er giebt täuschende Ansichten, so wie man ihn von mehrern Seiten betrachtet. Uebrigens ein plumper kurzer Klotz, der seinem schlanken Italiänischen Bruder (oder Muster?) wenig gleicht; sein Inneres dient zum Gefängniß. Der Stadtthore sind zehn; meistens Wasserthore. — Oft findet man das Altpreussische Wappen: den Adler, welcher ein Schwert über dem Kopf hält. Das Stadtwappen ist ein Thor mit drei Thürmen, und einem Engel darüber. — Der Vorstädte sind 3: die Georgen, die Jakobs, und die Lorenzvorstadt.

Es

Es wohnen bloß geringere Handwerker, Tagelöhner, und dergl. daselbst. — Die gesammte Zahl der Einwohner in Stadt und Vorstädten kann man itzt zu 7000 rechnen; ehemals waren es, ohne die Vorstädte, 14000.

Alles hier Beschriebene habe ich in der lehrreichen Gesellschaft des höchstgefälligen gelehrten und patriotischen Herrn von Geret gesehn. Er ist ein Mitglied des Raths, und öfter Königl. Burggraf gewesen; denn auch diese Stelle wechselt jährlich. Als Schriftsteller ist er bekannt; und er würde, nach seiner wahrhaft unermüdlichen Thätigkeit, auch im Fache der Wissenschaften seinen Mitbürgern mehr nützen, wenn der Boden für dergleichen Früchte empfänglicher wäre. Seit 1787 schreibt er die Thornischen Historischen Nachrichten *).

(Die Fortsetzung folgt.)

7.

*) Ich will die literarische Kleinigkeit doch anmerken, daß in diesen Historischen Nachrichten, lange vor Herrn Girtanner, die Franzosen Frankreicher sind genannt worden. Doch hat der letztere wahrscheinlich diesen Namen nicht von hier entlehnt, sondern zum zweitenmal erfunden. — Ich weiß indeß nicht, warum aus François nicht Franzos werden soll; oder warum die Endigung ose unrichtiger als ese und ise sein soll: Franzose, Sinese, Portugiese. Noch weniger weiß ich, wo man, wenn

7.

Vermächtniß zum Besten der Anatomie.

Die wahre Philosophie lehrt, nicht bloß alle äußern Glücksgüter, sondern auch den Leib selbst, als etwas Fremdes Ungleichartiges anzusehn, welches so wenig unser Ich ausmacht, als die Bekleidung des Körpers den Körper ausmacht. Es gehört aber schon eine nicht gemeine Seelenstärke dazu, wenn diese Denkart, auch nur auf den Todesfall, in wirkliche Handlung übergehn soll, so daß man eben so gelassen und kaltblütig über einen Theil seines Leibes verfügt, als man eine Dose oder eine Uhr vermacht.

Diese Seelenstärke besaß und bewies der Kgl. Geheimerath und Staatssekretarius, Freiherr von Dankelmann: ein auch sonst wohldenkender und verdienstvoller Mann, welcher gewiß die Achtung aller Rechtschaffenen, die ihn kannten, mit ins

wenn man nicht mehr Franzose saat, doch das abgeleitete Wort französisch herbekömmt (Girtanner Nachrichten und Betrachtungen über die Französische Revoluzion. Uebrigens scheinen die Deutschen Gelehrten so uneins über den bessern Namen der Franzosen (Frankreicher, Franken, Westfranken) zu sein, als diese selbst über die bessere Staatsverfassung. Wahrscheinlich werden sie aber wohl immer Franzosen bleiben und heißen.

ins Grab genommen hat. Hier ist seine Verfügung:

„Nachdem mir mein bisheriger Leibarzt, „Herr Hofrath Heim, auf mein geschehenes „Ansuchen die Gefälligkeit zu erweisen versprochen, nach meinem bevorstehenden Ableben meinen Körper zu seciren; wofür ich „ihm meinen herauszunehmenden Brustknochen, als ein in der Anatomie angeblich seltenes Stück, hiermit und in Kraft dieses, „ausdrücklich vermacht haben will: so werden „meine Kinder und Nachbleibende sich hiernach gebührend achten, der vorzunehmenden „Secirung in keinem Stücke entgegen zu sein „sich beigehn, dahingegen dem Herrn Hofrath „Heim das vorgedachte Vermächtniß unweigerlich verabfolgen lassen; dessen ich mich zu „ihrer kindlichen Liebe und Gehorsam versehe.

„Berlin, den 1 Junii 1792.

(L. S.)

„Friedrich Karl Nikolaus Freiherr „von Dankelmann."

„Den 18ten dieses [Junius, 1792.] starb dieser „brave und rechtschaffene Mann. Den Tag darauf habe ich ihn seciren lassen, und das mir bestimmte Vermächtniß in Besitz genommen.

„Heim."

8.

Unbekannte Gesetze.

Man hat so viel von Unbekannten Obern geredet, und a priori und a posteriori über die Möglichkeit und Wirklichkeit gestritten, ob freie und verständige Menschen sich je verpflichtet haben, Leute, deren Person, Charakter, Verbindungen, u. s. w. sie gar nicht kennen und nicht kennen können, für ihre Obern anzunehmen, und ihnen völlig und blindlings zu gehorchen. Die Sache scheint freilich wunderbar.

Ich verstehe nichts von Geheimen Gesellschaften, aber ich lese die öffentlich gedruckten und verkauften Bücher. Und da finde ich denn in einer neuen kuriosen Piece, des Titels: „Chrysophirons Reden über einige Pflichten der Gold- „und Rosenkreuzer alten Systems. Herausgege- „ben ohne Erlaubniß der Obern. München, 1792." so viel andringende Ermahnungen zu dem unbedingtesten Gehorsam gegen die Unbekannten Obern, welche hier die Hochwürdigsten und Hochweisesten heißen, daß ich erstaunt bin. Vernünftige Menschen werden sogar S. 33, 34, 77, auf das Exempel der unvernünftigen, und dennoch theils gegen einander theils gegen die Menschen, gehorsamen

Thiere

Thiere gewiesen, um sich daran zu spiegeln, und daraus zu lernen, gegen die hohen Obern Gehorsam zu üben. Wie die Hunde zu kouschen? Gott verlangt ja nicht einmal einen knechtischen, sondern kindlichen Gehorsam, geschweige einen thierischen. — Die hundisch-treuen Brüder halten sich nun (S. 36) „durch die natürliche Nothwendigkeit, und" dann noch „durch Gottes Befehl, „zum Gehorsam gegen ihre Obern" verpflichtet, und außer dem allen noch durch „einen Eid, welcher so (wunderbar) fest ist, daß sie davon kein „Mensch, ja selbst ihre eigenen Obern nicht mehr „entlassen können." Diese Obern sind in der *That halbe* Götter, wo nicht Gott selbst. „S. 72: „Sie leben schon in der größten Fülle zeitlicher „und himmlischer Glücksgüter." S. 82, sie können einen Menschen hinstellen, daß er „in Gottes Amt da steht," und zu den Brüdern sagen darf: „Gott wills, Gott hat es gesagt." Wenn er dieses sagt, so „hoffet er die genaueste Befolgung" von den Brüdern. „Das Gleiche fordert er, und ist er befugt zu fordern, wenn er „ihnen sagt: der Orden will es, der Orden sagt es."

Die Reden sollen wirklich gehalten worden sein, und zum Geheimen Orden gehören, wie der Vorbericht des Herausgebers meldet.

Ich sagte oben: die Sache scheine wunderbar. Noch viel wunderbarer aber, als der Gehorsam gegen Unbekannte Obern, scheint mir ein geforderter Gehorsam gegen Nichtbekanntgemachte Gesetze. Dieses aber ist ein Faktum, und die Wirklichkeit dieses größeren Fakti begründet die Wahrscheinlichkeit jenes geringeren.

Man muß hier aber unterscheiden: Erstlich Gesetze des Landesherren selbst. Dies sollte man für ganz undenkbar halten; auch weiß ich nur ein Exempel von der Art aus der ältern Geschichte, welches ich mit den Worten eines vortreflichen Juristen anführen will. „Die alte Geschichte erwähnt eines Regenten (mögte es doch zur Ehre der Menschheit eine Fabel sein!), welcher seine Gesetze an einem so erhabenen Orte anschlagen ließ, daß sie nicht gelesen werden konnten; und doch verlangte er Befolgung derselben, und Gehorsam des Volks *)."

Zweitens: Instruktionen, Statuten, Reglements, oder dergl. für einzelne Kollegia oder für Beamte im Staat, wornach sich aber Mehrere richten sollen. Die Geheimhaltung derselben ist schon häufiger. Meinem Bedünken nach, begründet aber der Staat, welcher sie erlaubt, eine wahre juristi-

*) Berl. Monatsschr. April 1792, S. 407.

juristische oder politische Infallibilität einiger Menschen. Denn indem dieselben ihre Vorschriften nicht zeigen, so kann kein Mensch sie kontrolliren, sondern Jeder muß glauben, sie handeln recht, d. h. den Vorschriften ihres Amtes gemäß. Und menschliche Infallibilität klingt doch nicht fein! Ferner ist es sehr hart, wenn Bürger des Staats mit irgend etwas was sie thun, oder worauf sie spekuliren, abgewiesen, oder wohl gar in Strafe genommen werden, weil es verboten sei; und das Gesetz, welches es verbietet, doch niemals zur Nachachtung ist bekannt gemacht worden. — Wie gesagt, alles dies kömmt mir so wunderbar vor, daß ich glauben mögte, mit diesen Unbekannten Gesetzen hängen die Unbekannten Obern zusammen; wenn es nehmlich wirklich Unbekannte Obern giebt, welches Chrysophiron am besten wissen muß.

Ich will nun ein paar Fakta anführen. Es giebt ein Buch (was man doch alles für Titel erlebt!): „Wahre Geschichte des unstätten Lebens „und gählingen Todes eines noch lebenden Dom„herrn, herausgegeben nach seinem Wiederaufle„ben, u. s. w. Frankfurt am Main, 1790 (8)." Darin erzählt ein Domherr, mit Nennung aller Namen, ausführlich: welche Verfolgungen er erlitten,

litten, als er habe wissen wollen, was das für Statuta seien, die er und die Andern bei der Aufnahme ins Kapitel beschworen haben. Also Verpflichtung, eidliche Verpflichtung, zur Beobachtung und Aufrechthaltung von Einrichtungen, welche man nicht kennt, nicht kennen darf! — Der gelehrte Göttingische Rezensent sagt, bei Gelegenheit dieses Buchs, (Anzeigen, 1791, St. 113. vom 16 Jul., S. 1132): „Für diejenigen Leser, „denen es vielleicht unbegreiflich sein mögte, wie „man in dem Stift St. Peters des Jüngern zu „Strasburg Schwierigkeiten machen konnte, die „Kapitelstatuten denjenigen Kanonicis, von welchen sie doch bei ihrer Aufnahme in das Kapitel „beschworen werden mußten, mitzutheilen; müssen wir nur hinzusetzen: daß diese Verbergung „der Statuten, selbst vor denen welche sie beschworen haben, noch in den meisten Stiftern in „der Regel ist, und schon seit Jahrhunderten in „der Regel war, weil bereits im Jahr 1536 eine „Synode zu Köln darüber eiferte.“

Der andere Fall ist noch einleuchtender. Neulich ist der „Zolltarif für die Nazionalzollhäuser „in Frankreich, wie er von der Nazionalversammlung im Anfange dieses Jahrs dekretirt und „vom Könige sanktionirt ist,“ herausgekommen.

„Stras-

„Strasburg, Akademische Buchhandlung, 1791.“ (in 8vo. 11 B.). Er wird von den Kennern gelobt. Unter andern wird darin erzählt, daß unter der vorigen Regierung, der letzte Zollstock zum Gebrauche, oder vielmehr eine Ellenhelle war, die man mit 3 bis 4 Louisd'or bezahlte, weil die Pächter alle Abdrücke aufgekauft hatten. „Wenn die Regierung neuere Verordnungen gab, so wurden sie von den Pächtern so lange geheim gehalten, bis dieselben davon einen Vortheil zu ziehen wußten; alsdann kamen sie plötzlich an den Tag. Es wagte Niemand leicht eine neue Unternehmung; dagegen ward der Schleichhandel mit schamloser Dreistigkeit getrieben.“

Wenn Jemand mehr Fälle, und vorzüglich neuere in Deutschland, die diesen Gegenstand in einige Beziehung hätten, wissen sollte; so bitte ich ihn dringend, dieselben bekannt zu machen. Dies ist sicherlich der größte Nutzen, den Journale leisten können. Ich unterschreibe mich, als

Liebhaber von Kuriositäten, und fleißigen Leser der B. Monatsschrift.

9.

Ein falsch übersetzter witziger Einfall.

Wir sind in Deutschland wieder an seinen Einfällen, auch an ganz kleinen gewöhnt zu seyn, daß ich es nicht für der Mühe werth halten sollte, bei einem Schriftsteller, welcher sich sonst auf beides

sehr gut versteht, eine Kleinigkeit zu rügen, welche mir erst neulich auffiel; und welche, so viel ich mich erinnere, kein Rezensent bemerkt hat.

Herr Schulz erzählt in seinem Buch Ueber Paris und die Pariser (Berlin, 1791) S. 72 Folgendes, nachdem er bemerkt hat, daß gewöhnlich nicht die Weinflaschen auf dem Tische stehn, sondern die Gäste Glasweise von den Bedienten eingeschenkt bekommen:

„La Chapelle war einmal bei dem Markis von „Marsigli zu Tische; und dieser hatte einen ein„zigen Pagen, der seine Gäste mit Wein versorg„te, also nicht geschwind genug herumkommen „konnte. Eh, Monsieur le Marquis, sagte La „Chapelle voll Ungeduld: donnez-nous, je vous „prie, la monnoie de votre Page. In der That, „wenn man auch kein erklärter Trinker ist, kömmt „man in Paris oft in den Fall, daß man dies „sagen mögte." — Die Note übersetzt denn jene Worte: „Ach, Herr Markis, lassen Sie uns „den Lohn ihres Pagen selbst verdienen."

Ob sich sprachrichtig aus dem Französischen dieser Sinn herausbringen ließe, will ich nicht untersuchen. Genug, die Meinung ist hier offenbar verfehlt, und der Einfall wäre — gar kein Einfall. Nicht daß nur ein Page aufwartete, sondern daß dieser einzige Bediente gerade ein Page war, veranlaßte La Chapellens Wort. Lieber etwas geringere Bursche um den Tisch, aber nur mehrere! wollte er sagen. Wir sind ja keine Ducs et Pairs, aber dafür desto tüchtigere Trinker. Geben Sie uns, statt des Goldstückes ihres Pagen, lieber die Scheidemünze gemeiner Bedienten!

Warum haben wir doch von unsern witzigen Köpfen nicht auch solche Sammlungen der Einfälle, wie die Franzosen sie so häufig besitzen, und wel-

welche auch der Ausländer mit Vergnügen lieſt? Oder verſtößt es gegen unſern feierlichen Ernſt, ein Wort welches ein guter Kopf an einem vornehmen Tiſche ſagt, nach einiger Zeit gedruckt zu leſen? — Aber, freilich ſo lange die meiſten Sammler in Deutſchland noch keinen feineren Sinn haben, behüte uns Apollo vor einem ſolchen Büchlein!

10.

Ein Jeſuit,

welcher wirklich die Magie verſteht.

Schubart ſagt in ſeinem Leben *) S. 115: „Auch lernte ich (in Geißlingen) einen Jeſuiten „aus Rom kennen, der im Begrif war, zur pro„teſtantiſchen Religion überzutreten. Dieſer „machte mir einige Lektionen vor, aus denen ich „mit Schrecken ſah, daß die Magie kein bloßes „Fantom ſei, wie ich bisher mit meinen Mode„zweiflern geglaubt hatte.“ — Und dazu die Note: „Obgleich der Betrug und die Täuſchung „in unſern Tagen abſcheulich iſt, ſo bin ich doch „feſt überzeugt, man nenne mich Schwärmer oder „nicht, daß es gewiſſe Geheime Künſte gebe, „(giebt), die, den Mißbrauch zu verhüten, Gott „nur einer kleinen Menſchenzahl aufgedeckt hat.“

Schubart

*) Schubarts Leben und Geſinnungen, von ihm ſelbſt im Kerker aufgeſetzt. Erſter Theil. Stuttgard 1791. Oktav.

Schubart war, wie man weiß, sein ganzes Leben hindurch in lauter Fieberanfällen von Gutem und von Bösem, von Vernunft und von Aberglauben. Auf sein Urtheil kömmt es also wenig an. Auch war er wohl nicht der Mann, zu entscheiden, ob etwas Fantom, oder wirkliche Magie sei. Der letzte Zusatz: daß Gott, und wem er die Geheimen Künste offenbare, kann von ihm als einem Uneingeweihten, gar nicht einmal herkommen; sondern gehört augenscheinlich seinem Jesuiten.

Die Nachricht scheint mir indeß nicht unwichtig. Ein Jesuit mit Geheimen Künsten, mit Schrecken erregender Magie; aber doch von der weisen Art, denn Gott hat sie ihm ja aufgedeckt! Er verläßt Italien, um unser Deutschland durch seine Weisheit zu beglücken, mit welcher er, wie man sieht, auch gar nicht hinterhältig ist. Ja, er verläßt seinen Orden und seine Religion, um als Protestant in Deutschland aufzutreten. .... Wie gefährlich könnte ein solcher Mensch nicht bei uns, auch für minder leichtsinnige Köpfe, als Schubart es war, sein: wenn er nicht glücklicherweise zu der auserlesenen kleinen Menschenzahl gehörte, von welcher kein Mißbrauch zu besorgen steht, und wenn er folglich nicht ganz ehrlich seinem Orden und allen Verbindungen desselben entsagt hätte!

Jena, gedruckt bei Joh. Mich. Mauke.

Berlinische Monatsschrift

1792. September.

I.

Ueber Wildschaden.

Der, wer über diesen Gegenstand Vernunft und Gerechtigkeit zu hören erlittet, muß Bauersleute, Pächtersleute, Gutsunterthanen, Dienste, und so fortan, wie alle unsere mannigfaltigen Einrichtungen, — und Gesetze! nicht immer vergessen — gesetzt haben, in welchem Verhältnisse Landleute und lange reine Oekonomie gegen die Ausflüsse unserer mehr verfeinerten Art Zeitvertreib, welches man nur zu Hause und Reisen und die Quartierungen im Lande hat, wo man die ursprüngliche Wohlthätigkeit, welche mit unserer Zusammenkunft eines Gastfreien Wirthes und Nachbar mit mäßiger, einmüthiger Art, Abwechslung, und geselliger Erweiterung der häuslichen Wohlthätigkeit stiftet, und so vor die tödtenden Verwüstungen unserer Gesellschaften sammeln lebt.

Wildschaden ist ein solches Einbruch, wenn Thiere auf die ganz neue Gesetze eine bestimmte Art der Verletzung der Grundstücke, Feldfrüchte, genau nicht in den Wildschadensregulativen, Jagdgesetzen, empfindlichster Verbindlichkeit.

und unchristlicher Aufklärung steht. Herr Geh. Legazionsrath und Doktor Oelrichs hat in einer so eben erschienenen Abhandlung *), wo er als Gesetz- und Geschichtforscher, und was wohl zu merken ist, auch als Rechtsgelehrter redet, bei Gelegenheit „grausamer und unmäßiger, „auf mäßige Vergehungen gesetzter, Strafen," auch sehr gegründete „Erinnerungen über den „Mißbrauch des Jagdregals" angebracht, welche (wie er sagt) „vielleicht am unrechten Orte „gemacht, aber doch nicht oft genug zu ma„chen" sind. Er erinnert daran — und welcher Vernünftige muß ihm nicht beipflichten? —: daß „die Unterthanen doch einen „menschlichen Dieb von dem Ihrigen, nach „allen Rechten in der Welt, mit Gewalt ab„treiben können; daß also ein wahres Verbre„chen abseiten der Unterthanen, wenn diese „sich der durch das allzu häufige Wild entste„henden Verwüstung ihrer Getreidefelder und „anderer Fluren, wovon sie doch leben und „ihre Steuren richtig geben sollen, auch auf „gewaltsame Art widersetzen, nicht denken läßt: „indem sie solchergestalt nicht stehlen, sondern „nur ihr Eigenthum zu ihrer und zum Theil „selbst des Staats Erhaltung, schützen. Hier„aus

*) „Das grausame Büthener-Recht im Lande „Lauenburg und Bütow. Nebst einer vorläufi„gen Abhandlung u. s. w. — Aus den sichersten „Quellen mitgetheilt von D. J. R. R. Oel„richs, Kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, u. s. „w. — Berlin, Realschulbuchhandlung, 1792." Vier Bogen in Quart. Der oben gelieferte Auszug geht auf die Seiten 11—15.

„aus folgt von selbst, „(fährt er fort)" daß „alle auf den Wilddiebstahl verordnete Strafen „auf solche Unterthanen, die nur allein sich „dem Verderb des Ihrigen durch wilde Thiere „entgegensetzen, wenn sie auch schon hierzu, „wo es nöthig ist, Schießgewehr gebraucht, „aber doch zur Abholung des erlegten Thiers, „und Besichtigung und Erstattung des zugefüg„ten Schadens, bei der Behörde sogleich An„zeige gethan haben, gar nicht anwendbar sind. „Diese eigene Selbsthülfe der Unterthanen „müßte hingegen nicht Statt finden, sondern „strafbar sein, wenn der Fürst allen solchen „Schaden seinen Unterthanen gut zu thun ver„sprochen hätte, und dies auch ehrlich gehalten „würde. Von dieser leicht begreiflichen Schul„digkeit eines jeden Landesherrn nach göttlichen „und menschlichen Rechten" [allen durch das Wild zugefügten Schaden zu vergüten] „kann „man sich noch zum Ueberfluß aus einer eigenen „Schrift Seufert's unterrichten."

Mit dieser Schuldigkeit stehen nun die zwar nicht mehr so grausamen, als ehedem, dennoch aber immer noch sehr harten Strafen gegen die sich selbst zum Recht verhelfenden Unterthanen, in geradem Widerspruch. Hierüber äußert sich der Herr Verfasser folgendergestalt. „Es werden noch heut zu Tage wilde Thiere „mehr, als die Menschen, von Fürsten wil„der Denkungsart, die ihre Jagdgerechtigkeit „gegen ihre Unterthanen mißbrauchen, begün„stigt: da man die gewaltsame Abtreibung des „allzu häufigen Wildes sehr hart, ja gar mit

...ben leben, ist es nicht durch den Verlust ...ben Jesu Jesus, welche in seinem Namen auf die Unternehmen seiner bisher, auf seinen Willen Acht haben. Denn wenn die Handlung derselben gut seyn, und sie in der That den wahren Nutzen des Menschen und seine wahre Glückseligkeit befördern, so ist es unmöglich, daß sie dabey einen unglücklichen Ausgang haben, daß sie fehlschlagen, daß sie nicht glücklich ausfallen sollten. Denn, wie Gott selbst will, und seinen Willen durch die Offenbarung, durch die Natur, durch die Vorsehung, welche Verbindungen der Dinge, und Begebenheiten hervorbringt, so muß auch nothwendig der Ausgang der Handlungen, welche mit diesem Willen übereinstimmen, allezeit dem Willen gemäß, und der Absicht, die Gott dabey hatte, und welche in seinem Willen lag, gemäß seyn. Und dieses ist der Verstand, in welchem Jesus sagt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, daß es nicht auf Erden, auf dem Wege der Vorsehung, auf dem Wege der gewöhnlichen Verbindungen der Dinge, und Begebenheiten, welche, sich Freunde und Anhänger zu erwerben, sich ausbreiten könne.

Dieß wird in der Christlichen Gemeine, selbst unter denjenigen, die sich dazu bekennen, nicht Acht, und einer unrichtigen Gesinnung einen falschen Vortheil gab, welcher

zugleich einem andern gelehrten Berliner, Hrn. Leibarzt und Doktor Möhsen, zu dem Jubeltage seiner 50jährigen Doktorwürde Glück gewünscht wird. — Möge nebenbei diese Anzeige alles das Gute befördern helfen, welches jeder Deutsche Menschenfreund und Patriot so gerne befördert zu sehen wünschet!

Am kräftigsten wirket aber wohl hierzu, wenn die neuern Verfügungen edeldenkender Fürsten über diesen Gegenstand öffentlich bekannt gemacht werden. Mit Dank gegen den freundschaftlichen Herrn Einsender, und mit Vergnügen, eröfne ich deshalb dies neue Stück der Monatsschrift mit folgenden Reskripten des regierenden Herrn Herzogs von Meklenburg-Schwerin.

B.

Drei Herzoglich-Meklenburgische Reskripte, die Hemmung des Wildschadens betreffend.

Zum Beweise, wie menschenfreundlich unser Landesfürst gesinnet ist, und wie gerne Er den Beschwerden Seiner Unterthanen abhilft, wenn sie Ihm nur gehörig vorgetragen werden: mögen folgende drei kürzlich erst ergangene Herzogliche Reskripte dienen.

I.

„Wir erwiedern dem Magistrate zu Grabow „auf seine unterthänigste Vorstellung vom 30sten „vorigen Monats, betreffend die von den Ein„wohnern der Stadt Grabow angebrachten Kla„gen wegen Wildschadens, hiemit: Daß, da die „Wohlfahrt der Bürger Uns weit mehr am „Herzen lieget, als Unser Vergnügen, Wir „schon heute Befehl gegeben haben, daß Jagden „auf dem dortigen Felde angestellt werden sollen, „damit das Wild und die wilden Schweine ver„scheucht werden. Ludewigslust, am 4ten Mai, „1792."

„Friedrich Franz,
Herzog zu Meklenburg."

II.

„Den sämmtlichen Mitgliedern der Baugilde „zu Grabow bleibt auf ihre Vorstellung und Bitte „vom 30sten vorigen Monats, wegen des von „wilden Schweinen und Hirschen ihnen zugefügt „werdenden Schadens, hiedurch unverhalten: „Daß, da es keines jeden Landesherrn erste „Pflicht ist, das Wohl seiner getreuen Unter„thanen seinem Vergnügen vorzuziehen, Wir „heute schon Befehl gegeben haben, daß Jagden

„auf

„auf ihren benachbarten Feldern angestellet werden „sollen; auch dem Förster Linow zu Kremmin „wieder erlaubt worden, Wild zu schießen; und „dadurch ihre Bitte, so viel als thunlich, erfüllt „zu haben hoffen. Ludewigslust, den 4ten Mai „1792."

„Friedrich Franz, H. z. M."

III.

Des von Winterfeld auf Stieten und Görslow unterthänigste Bitte, um gnädigste Konzession, sich der schädlichen wilden Schweine zu allen Jahrszeiten entledigen zu dürfen.

Durchlauchtigster u. s. w.

Seit einigen Jahren haben sich in der hiesigen Gegend die wilden Schweine so sehr vermehrt, daß der Landmann seine Feld- und Gartenfrüchte gegen ihre Verwüstungen nicht mehr zu sichern weiß. Aufgestellte Popanze — statt sie zu schrecken — werden von diesen vorurtheilfreien Kreaturen zerrissen. Bei Tage und Nacht müssen die kleinen Leuten *) in ihren Gärten Wache halten, um diese andringenden Freibeuter abzuhalten; und da sie doch nicht an allen Orten zugleich seyn können,

*) Einlieger oder Tagelöhner.

so werden ihnen demungeachtet ihre Kartoffeln nach und nach größtentheils verzehrt, und was das Getreide anlanget, so geht diese Verwüstung ins Unendliche.

Geruhen Euer Herzogl. Durchl. gnädigst einen Blick auf den Schaden zu werfen, der durch diese Verwüstung dem armen Landmanne im ganzen Lande, besonders aber den Anwohnern Höchst Dero Forsten zuwächset. Um nur bei demjenigen stehen zu bleiben, der mich und meine Hintersassen betrift, so sind schon itzt die Gärten der kleinen Leute größtentheils aufgewühlet. Bald geht die Zeit an, daß Heerden von Sauen mit ihren Ferkeln in die Kornfelder einmarschiren, um daselbst ihre Sommerlager aufzuschlagen. Hier richten sie nun durch ihr Wühlen und Aufreissen, noch weit mehr aber durch Niedertreten, einen unnennbaren Schaden an. Vertreibt sie die Sense des Schnitters aus dem Winterkorne, so ziehen sie sich nach dem Sommerkorn zurück; und noch lange hernach verweilen sie in dem später reifenden Buchweizen, wo sie es durchgehends eben so, wie in den Rockenbreiten, machen.

Erst dann, wenn das Sommerkorn abgeschnitten ist, kann der jagende Landmann eine allgemeine Jagd auf diese Raubthiere anstellen; aber dann sind sie so klug, daß sie ihre Freistätte

in

in Euer Herzogl. Durchl. Forsten zu finden wissen: aus welchen sie nur bei nächtlicher Weile hervorkommen, um auf Kosten unserer ihre Fasten zu unterbrechen, und sich zu feisten. Nun werden die Gärten vollends ausgeleeret; und sie beeifern sich mit den Eigenthümern derselben um die Wette, ob sie bei Nacht, oder diese bei Tage, darin mehr leisten können.

Die Verwüstung der Wintersaat gehet bei den länger werdenden Nächten an, und dauert den ganzen Winter hindurch: indem sie nicht nur die Saat verzehren, sondern auch tiefe Gruben aufwühlen, um den Mäusen ihre Korn- und Eichelvorräthe zu entwenden.

Es empöret die Menschheit, daß ein so schädliches Raubthier gesetzlich autorisiret werden soll, ungeahndet zu schaden; und ich hoffe von Ew. Herzogl. Durchl. Gerechtigkeit und Menschenliebe, in meiner Erwartung nicht getäuscht zu werden, wenn ich Höchst Sie unterthänigst ersuche:

wo nicht das Verboth, wilde Schweine zu gewissen Zeiten zu fällen, allgemein aufzuheben, doch wenigstens mir, als dem nächsten Anwohner dieser gefährlichen Forst, gnädigst zu erlauben, diese Raubthiere zu allen Jahrszeiten schießen zu dürfen.

In Erwartung baldigst gnädigster und gewieriger Resoluzion ersterbe ich

Euer Herzogl. Durchl.

Stieten,
den 24sten Mai,
1792.

unterthänigster
Georg Adolph v. Winterfeld.

Friedrich Franz, u. s. w.

„Unsern gnädigsten Gruß zuvor. Vester, „lieber Getreuer! Auf eure unterthänigste Vor- „stellung vom 24sten v. M. soll euch hiedurch „gnädigst die Erlaubniß ertheilt seyn, für dieses „Jahr auf eurem Gute auch in der verbotenen „Zeit wilde Schweine zu schießen. Warnach ihr „euch zu richten; und Wir verbleiben euch mit „Gnaden gewogen. Gegeben auf Unserer Ve- „stung Schwerin, den 9ten Junii, 1792.

„Friedrich Franz, H. z. M."

„v. Dewitz."

2.

Ueber den Gang des menschlichen Geistes in der Ausbildung seiner Religionsbegriffe *).

I.

Die Güte oder die Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit der Religionen kann von uns nicht anders,

*) Ich muß den Herrn Verfasser, und zugleich das Publikum, um Verzeihung bitten, daß ich die Einleitung zu diesem Aufsatze weglasse, weil derselbe sonst gar zu lang, und folglich für ein Journal unbrauchbar, werden würde. Sie handelt, mit vieler Sachkenntniß und sehr richtigem Urtheil, von der Schwierigkeit, die Religionsgeschichte der Aegypter und Griechen zu studieren; von den verschiedenen Methoden dieses Studiums; von den Systemen, welche Huet, Boulanger, Warburton, Bailly, Court de Gebelin, Banier, in der Mythologie finden wollten, oder in dieselbe hineintrugen; von der natürlichen und richtigern Methode, welche Heine eingeführt hat, ohne Aufsuchung eines eigentlichen und noch dazu einzigen Systems, welches nicht da war, das Religionsgebäude der alten Völker aus dem Standpunkte ihrer Kultur zu erklären; von Plessings gelehrtem Werke, worin er dennoch ein wirkliches System, eine philosophische Religion, schon im frühesten Alterthume annimmt, und ziemlich wahrscheinlich macht; von dem Mittel endlich, beide mit einander zu vereinigen. — Da der Verfasser, sobald ihm Muße wird, ein eigenes ausführliches Werk hierüber liefern will, wozu man ihn allerdings aufmuntern muß; so habe ich, mit Vorbeigehung dieser literarischen Untersuchungen, hier nur die Sache selbst den Lesern vorlegen wollen. B.

ders, als nach ihrer Annäherung oder Entfernung, entweder von unserer geoffenbarten Religion, oder von dem reinen Deismus, gewürdiget werden.

Die Urtheile über ihren Werth sind bei diesen beiden Arten der Vergleichung immer die nehmlichen; denn die geoffenbarte und die allgemeinste natürliche Religion treffen in den Hauptpunkten der Vergleichung, in der Lehre von Einem vollkommenen, von der Welt verschiedenen, Schöpfer und Regierer der Welt, und in der Anweisung, denselben durch Streben nach Vollkommenheit zu verehren, zusammen.

Aber die Urtheile über die Entstehung und den Fortgang der Religionen werden gewöhnlich desto verschiedener, nachdem man sie gegen die eine oder die andere von jenen beiden hält. Diejenigen nehmlich, welche sie mit der geoffenbarten Religion vergleichen, betrachten sie meistens als Ausartungen von derselben, und ihre Abänderungen als eben so viele Rückschritte von der ursprünglichen Reinigkeit und Vollkommenheit. Diejenigen hingegen, welche sie mit dem reinen Deismus vergleichen, müssen eine stufenweise Annäherung zu demselben natürlicher finden.

Betrachtet man die Religionen als Ausartungen von der geoffenbarten: so kann man die

Veranlassungen zu dieser Ausartung mit vieler Wahrscheinlichkeit angeben. Die Bilder, unter welchen die Lehrer, um der Fassungskraft ihrer Zuhörer und vielleicht auch ihrer eigenen, zu Hülfe zu kommen, den unkörperlichen Gott darstellten, konnten sehr leicht an die Stelle der Idee von Gott treten; die Sonne, unter der man seinen wohlthätigen und mächtigen Einfluß auf die Welt, das Feuer, unter dem man seine Unkörperlichkeit, seine Reinigkeit, seine alles durchdringende Macht abbilden wollte, konnte sehr leicht, als die Gottheit selbst, der Gegenstand der religiösen Verehrung werden *).

Da man zu solchen Bildern der Gottheit wohl am häufigsten das Feuer, und die Sonne nebst dem übrigen Gestirne brauchte: so konnte aus der ursprünglichen geoffenbarten Religion sehr leicht der Feuerdienst der Perser, und der Sabäismus eines großen Theils des übrigen Asiens, entstehen; und diese beiden Religionen können also die erste Ausartung der reinen, die erste Stufe der verderbten Religionen gewesen sein. Es ist auch möglich, daß die in der ältesten geoffenbarten Religion liegende Lehre von den Engeln in Verehrung

*) S. unter vielen andern Mendelssohn in seinem Jerusalem.

ehrung der Gestirne überging, und so zum Zabäismus die Veranlassung gab *).

Wer hingegen die Religionen als Ideen von der Gottheit und von unserm Verhältniß gegen dieselbe betrachtet, welche bloß nach den natürlichen Gesetzen der Denkkraft sich gebildet haben; der muß, wie es scheint, den natürlichen Gang aller unserer Erkenntniß, den Fortschritt von Unwissenheit zur Aufklärung, auch für den Gang der Religionen anerkennen, und also die unvollkommenste bei jedem Volke, für die erste bei demselben annehmen.

Dennoch fehlt es auch bei dieser Klasse von Geschichtsforschern nicht an solchen, welche die höchste Stufe der natürlichen Kenntniß von Gott für die erste, und also den reinen Deismus für die ursprüngliche Religion annehmen, aus welcher die übrigen durch Mißverstand entsprungen, oder durch absichtliche Entstellung gebildet worden seien **).

Wie diese Forscher ihre Ableitung vertheidigen wollen, ist nicht wohl abzusehen. Es scheint ganz

*) Wie Kleuker will. S. seinen Zend-Avesta im Kleinen: Th. I, S. 9—28.

**) Unter diese gehört Warburton, und alle, die ihm folgen.

nung entsprechen, daß der wirklichen Existenz gerade in der transcendentalen Idee das Maß des Ganzen gehen sollte, der keinem Ding in allen übrigen Beziehungen der Umfang zunahme ist: daß die Vernunft, die in allen Erscheinungen auf der strengsten Einheit der Ursachen dringt, gerade in dieser auf den höchsten sich beziehen habe; und in einen neuen Widerspruch, in welchem sie die andere Seite hineinfliegen, von dieser wieder hinabgeschleudert zu werden. Wenn sich mit der Antithesis nun, daß nur die Welt alles umfassen und nichts außer ihr existiren solle, so müssen doch die Welt und ihre Gegenstände, wie sie sind, keine ganz bestimmte, in der Anschauung gegebene Größe haben, die weder zu klein noch zu groß für unsere Begriffe wäre, und sich zu ihnen proportionirte, in der Auffassung absolut wäre. Und wie läßt es sich denn begreifen, daß selbst der größte Stoß, der Anstürmung der Elemente, vor der Ueberzeugung eines unendlichen Daseyns der Welt, ohne die Hülfe eines besondern Gesetzes, verschwinde, und dem leichtesten

springung aller Zwischenstufen, zu der höchsten sich habe emporschwingen können?

Man darf also wohl mit Sicherheit behaupten, daß, wenn die Religion ein Werk der natürlichen Kräfte des sich selbst überlassenen Menschen war, die erste, welche er sich bildete, auch die unvollkommenste gewesen sein wird. War hingegen die Religion eine unmittelbare Wirkung der Gottheit, die zum Besten des Menschengeschlechts ihre Kenntniß nicht dem langsamen Gang seiner natürlichen Kräfte überlassen wollte: so muß offenbar die erste Religion die allervollkommenste gewesen sein.

Und dennoch müssen auch diejenigen Forscher, welche von der Offenbarung der wahren Religion überzeugt sind, bei allen denjenigen Völkern, von denen die Geschichte lehrt, daß sie irgend einmal die mangelhafteste Religion ergriffen, und von dieser wieder zu minder mangelhaften, und endlich bis zum reinen Deismus sich empor gearbeitet haben; dennoch müssen auch sie bei dem Studium ihrer Religionsgeschichte bloß ihrem Fortschritt in der Aufklärung folgen, und von der unvollkommensten ihrer Religionen, als ob sie ihre erste gewesen wäre, ausgehen.

Bei der bloßen Erklärung, wie es gekommen sei, daß sie so weit gesunken seien, würden sie immer nur die erste Hälfte ihrer Religionsveränderungen erklärt haben, und würden also ihre Religionsgeschichte nur halb liefern können. Und da die unterste Stufe der Religion nothwendig auch die unterste Stufe der Kultur voraussetzt, bei welcher, mit der Kunst zu schreiben, auch alle Quellen der Geschichte entweder ganz wegfallen oder höchst unzuverläßig werden: so müßten sie die Religionsgeschichte aus bloßen Vermuthungen, aus bloßem Räsonnement schöpfen, und dagegen den Theil dieser Geschichte, welcher sich aus historischen Nachrichten entwickeln läßt, gänzlich vernachläßigen.

Wenn also Nazionen durch Ereigniße, die uns nicht bekannt sind, vielleicht durch den despotischen Druck mächtigerer Völker, durch unfreiwillige Auswanderungen in unfruchtbare Gegenden, welche die Anstrengung aller Geisteskräfte zur Erwerbung des Unterhalts nöthig machten, und durch die hieraus entspringende Unvollkommenheit, Fehlerhaftigkeit, Mißdeutung, oder gänzliche Unterbleibung des Unterrichts, in ein gänzliches Vergessen ihrer ursprünglichen reinen, wahren, vollkommenen Religion gesunken sind: so ist es

immer besser gethan, in dem Studium ihrer Religionsgeschichte dieses traurige Sinken, das man doch nur durch Räsonnement, und also ganz unhistorisch, erklären könnte, gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen; folglich die letzte Stufe, auf die sie gesunken waren, als die erste zu betrachten, von der sie empor gestiegen sind, und also bloß ihren spätern Fortschritt von dieser zu höhern, als wäre er der Fortschritt von ihrer ursprünglichen Religion zu einer vollkommenern, zu beobachten, und mit Hülfe historischer Nachrichten so gut aus einander zu setzen, als es sich thun läßt.

II.

Wenn wir die Wilden, diese noch ungebildeten Kinder der Natur beobachten, die zwar bereits in einem gesellschaftlichen Zustande leben, und durch freie, vielleicht zufällige Verbindung mehrerer Familien sich bereits dem Stande bürgerlicher Gesellschaft nähern, aber noch nach der Befriedigung der allerdringendsten Bedürfnisse zu ringen, mit wilden Thieren, als gefährlichen Feinden, zu kämpfen haben, und alle Kraft ihres Geistes auf Erfindungen für jene und gegen diese verwenden müssen, ohne Zeit zu behalten und Begriffe sammeln zu können, um ihre Geisteskraft

um Kenntniß über unbegreifliche Gegenstände, über die unsere Vorstellungskraft über sich und den Gegenstand nicht hinaus kann, und über die Ursachen und Verbindung derselben, zu thun? und wenn wir sie thun, wie weit sind wir davon [illegible] entfernt, deutliche Vorstellungen zu machen, und uns fragen, was heißt es eigentlich vorausgesetzt seyn können, daß Gott sich selbst vollkommen bewußt seyn müsse, daß Dinge und Wesen sich bewußt werden, und wie das eine mit der ewigen Weisheit verwebet, die sie für sich selbst haben, und wie das Wesen als die wirkende Ursache handle, die auf einen Gott wirkt, und wie das [illegible] Wesen wirke selber in einem andern, und wie bei den [illegible] Wesen [illegible] wirkenden Dinge erwarten sollen ?).

Diese Art von Fragen, welche sich bei dem Mangel der genauen Bestimmung mit seinen Begriffen, seine Beobachtungen, Schlüsse, Maximen, seine Sprache, seine Person und seinen Charakter zu sehr verwickelten, seine Ruh und Sicherheit zu sehr verunsichern, seine Thä-

?) Dieses ist nicht Spiel der Einbildungskraft, sondern Sache der Vernunft, wie sie gemacht, und sowohl in der Cosmologie, als in der Theologie, und in der Psychologie, in mehrern Schriften, die in jetzigen speculativen zweifelhaften Zeiten, und bei dem Mangel der Kenntniß der Grenzen der Vernunft, und der Verwechslung der Begriffe, [illegible] [illegible] [illegible]

merksamkeit. Er ist zu unwissend, zu wenig neugierig, und zu wenig im Nachdenken geübt, als daß er ihre natürlichen Ursachen erforschen könnte. Ungehindert wirkt also in ihm die höchst merkwürdige Nothwendigkeit, unter welcher alle Menschen stehen, so lange sie im Denken bloß der Weisung der Natur folgen: die Nothwendigkeit, alle Naturereignisse von absichtlicher Veranstaltung abzuleiten. Aber noch ist sein Geist zu ungebildet und zu schwach, als daß er den Veranstalter außer den körperlichen Dingen, deren Veränderungen er seiner Anordnung zuschreibt, suchen, und zu der Idee eines unkörperlichen Weltregierers gelangen könnte.

Er bleibt also bei den Gegenständen der Natur selbst stehen, die ihn in Schrecken gesetzt haben und in Furcht erhalten, und schreibt ihre gräßlichen Wirkungen ihrer eigenen Macht und ihrer eigenen Willkühr zu: dem Strom oder dem Meer die Ueberschwemmung, den Wolken oder dem mit Wolken bedeckten Berge das Gewitter. Diesen Gegenständen also legt er Absichten, Neigungen und Leidenschaften bei, wie er sie selbst hat, hofft, sie auf eben die Art gewinnen zu können, wie er zu gewinnen ist, betet zu ihnen, opfert ihnen.

Er warf 30 Juden in Gegenwart des Schlangen- und des Affenvolkes. Man bringt der Schlange 3 Enthusiasten. Wasser, Feuer und Gewitter, gegen Hunten Wolfe zum Opfer; man stellt an ihre den Weeg Prüfungen an, und wirft Die in's Wasser, 1688 gefangene Juden, in tiefliefe, wo einer ertrinkt und den Uber einen Lösen.

Eine in verstehen ohne Zweifel die Brasilianer, wo man solche Szenen von Donner, der in ihrem Lande häufig und schrecklich ist; denn selbst, nachdem der Regen sich gelassen haben, begleiten sie Gewitter mit dem Worte Tupan, welches in der Sprache Donner heißt **).

Obwohl es viele Religion die verschiedenen Gottheiten oder mächtige, und also verehrt die eine, welche der wahre Gott ist, ist unbekannt. Man kann sie auch bei den rohesten Völkern in Amerika, wie bei den Brasilianern — nennen unter den Klugen, die sie verehren, diese Namen geben sich — Geister nennen ***): die

---

* Vom Leben Brasilien und Brasilianern Herrn Hans Staden, Gefangen in Brasilien Wolfen, 1548.

** Vom Leben Brasilien und Brasilianern Herrn Hans Staden, Gefangen in Brasilien Wolfen, 1548. Th. 2. C. 20.

*** Die Caraiben nennen so viel Geister, als sie Dinge in der Welt sehen, und sagen, daß sie Gutes und Böses thun.

kann man die erste und unvollkommenste Religion sehr bequem mit dem Namen Fetischism bezeichnen.

Die Fetischen dieser Wilden sind indeß nicht immer große und schreckliche Dinge; und es scheint, daß oft Gegenstände der Verehrung nach bloßer Laune, oder wenigstens auf ganz zufällige, dem Forscher unergründliche Veranlassungen, gewählt werden *). Indeß mögen auch manche dieser kleinern Gegenstände Symbole der größeren, ein Stein z. B. das Symbol eines Felsen sein, welches vielleicht deswegen gewählt wird, weil man es in seinem Hause aufstellen, und dadurch immer gegenwärtig haben kann.

Eine in mehr als einem Betracht sehr merkwürdige Vervollkommenung des Fetischism, die zugleich einen merklichen Fortschritt in der Aufklärung voraussetzt, ist es, wenn der Wilde nicht bloß die einzelnen Gegenstände aus der Natur, die er verehret, beseelt, sondern ganzen Gattungen dieser Gegenstände Einen lebenden Geist, eine Art von Platonischen Urbildern beilegt; denn nichts

sondern Europäischen Ursprungs: von den nach dem Senegal handelnden Seefahrern gebildet, und aus dem Portugiesischen entlehnt, wo Fetisso ein gefeiertes, bezaubertes, göttliches Ding heißt. B.

*) „Sur le culte des Dieux Fétiches. 1760." In Oktav. — Man schreibt dieses Werk dem Herrn de Brosse zu.

nichts anders scheinen die Manitu einiger Amerikanischen Völkerschaften zu sein, wenn anders den Nachrichten der Reisebeschreiber zu trauen ist. Man urtheile selbst. „Ein Wilder, dessen Manitu ein Stier war, erklärte einst: es sei nicht „der Stier selbst, den er anbete, sondern ein „Manitu der Stiere, der sich unter der Erde „befinde und alle Stiere beseele. Er setzte auch „hinzu, daß diejenigen, deren Manitu ein Bär „sei, einen ähnlichen Bären-Manitu verehrten. „Man fragte ihn hierauf, ob es denn nicht einen „eben solchen Manitu der Menschen gäbe? Welches er zugab *)."

Eine andere wichtige Vervollkommnung des Fetischism wird durch die Verfeinerung der Empfindungen bewirkt, welche selbst eine verbesserte äußere Lage des Wilden, Erfindungen, durch welche er größere Bequemlichkeit, und somit auch mehrere Muße zur Uebung seiner Geisteskräfte erhält, voraussetzen. In dieser Annäherung an die Gränzen des barbarischen Zustandes ist seine Seele nicht mehr auf das Schreckliche allein aufmerksam: er bemerkt auch das Gute, das Wohlthätige

*) „Ueber den Dienst der Fetischen Götter." Nach Pistorius's Uebers. (Berlin u. Stralsund, 1785.) S. 40.

thätige in der Natur; er ist nicht mehr der Furcht allein empfänglich, er wird es auch für Liebe und Dankbarkeit. Er kann nun schon Thiere verehren, die ihm nützlich sind, und die Sonne, die ihm leuchtet. Indeß hält diese Milderung und Veredlung seiner Empfindungen einen langsamen Gang: die sanften Gefühle sind bei ihm weit schwächer, als die erschütternden; und die zunehmende Aufklärung des Geistes, welche diese Besserung des Herzens entweder hervorbringt oder doch begleitet, ist nicht minder schwach, und schimmert kaum aus der rohen Dunkelheit hervor.

Der Zustand des Wilden in dieser Krisis ist vielleicht noch nie so klar gemacht worden, als durch folgenden Bericht von der Religion der Bewohner der Hudsonsbay: „Die Wilden verehren ein höchstes gütiges Wesen, das sie Kitsche-„Manitu, d. i. den großen Obern, nennen, zu-„weilen mit Gesängen; aber nicht so oft, als „die böse Gottheit. Er ist zu gut, sagen sie „vom ersten, als daß er uns schaden sollte. Aber „für den andern, der bei ihnen Whitiko heißt, „und der sie ihrer Meinung nach immer plagt, „gießen sie Brantewein aus, oder werfen ihm „etwas von dem, was sie genießen, ins Feuer; „doch eben so oft, zumal wenn sie aufgebracht

„oder

„der andern Welt, und so gar ihre Gewalten auf „der hiesen Welt, um sie zu leiten ?“

Du sagst mir bei dieser Stelle nicht genugsam? lassest, daß sie gar mit Denken des Wilden, bei- den Brust sich zum erstenmal ins andere Ungewissen über, weltweisen erläutert; daß andere mit den Bewohner der Fabelnwelt nicht unter diese gehören, und daß ihre Religion nicht mehr Fabelnwelt sein kann: wenn es gleich ist, daß sie ihr belebtes gläubiges Wesen mit dem ihrigen teilt werden. Im Grunde die Wirklichkeit, in der Vorstellungsart ist der Wesen so verschiedener, daß es unpaßlich, und selbst Jhren Rat nicht zu empfehlen, als daß es auch Jhre Kunst behaupten könnte, diese Gattungen unter einander zu vereinigen, oder zu trennen. Es ist möglich, daß von Bedeutung, um mir seine Nachricht verbunden, begegnet ist, und in vielen Gegenden auf der Jrrsternungen der Menschen, die er bedauert, sich verbreitet, und noch seinen Religionen begründet hatten; und daß sie, so wie sie von einem Gebäude einigen Wesen und Einer hohen Gottheit, wenn sie sich von höhern gläubigen und

Allgem. Literatur-Zeitung 1791. N. 20. Red. Die zweite Sure der Hindischen und in Persischen, so, wie Sale Universelle. Land. 1770.

feindseligen Wesen sprachen. Indeß ist es auch nicht unmöglich, daß er sie recht verstand, daß sie wirklich über die erste Stufe der Ausbildung hinaus sind, und die Idee Einer Gottheit bereits haben, ungeachtet diese mit den krassen Begriffen der Wildheit noch umfangen ist. Die Geschichte aller Religionen giebt uns nur zuviele Beispiele von ähnlichen Vermischungen heller Ideen mit den allerdunkelsten; welche nur beweist, daß der Mensch, der diese dunkeln Ideen mit jenen hellen zugleich haben kann, auf jene nicht durch eigenes Nachdenken gekommen ist, sondern sie von aufgeklärteren Menschen angenommen hat, ehe er im Stande war, sie ganz zu fassen, und seine vorigen nach ihr umzubilden.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß lebende Menschen nie Fetische werden können. Der Wilde kann den Grund von Naturbegebenheiten, über die er nichts vermag, unmöglich in Geschöpfen seines Gleichen suchen. Verstorbene kann er eher als Fetische verehren; denn er kann ihnen nach dem Tode eine Erhöhung ihrer Kräfte zutrauen, da der Glauben an Fortdauer nach dem Tode auch bei ihm schon allgemein ist. — Ein Glauben, über den viele scharfsinnige und sinnreiche Vermuthungen gewagt worden sind, und

den man nicht ohne Wahrscheinlichkeit von den Bildern geliebter Verstorbenen, die den Hinterlassenen in Träumen vorschweben, abgeleitet hat; der aber wohl viel natürlicher von eben der Nothwendigkeit abgeleitet werden kann, welche den Glauben an eine verständige, von der Welt verschiedene Gottheit in allen Menschen, die in der Ausbildung ihrer Ideen einzig der Leitung der Natur folgen, ohne Ausnahme erzeugt. Diese Nothwendigkeit scheint den Glauben an Unsterblichkeit zur Vorbereitung auf den Glauben an Gott hervorzubringen, der dann hinwiederum jenen Glauben begründet und bevestigt.

Nach Marsden *) findet sich bei den Reiangs keine Spur einer Religion oder einer Verehrung anderer höherer Wesen, als gewisser Orang Aluhs, feiner und unfühlbarer Menschen, worunter sie ihre verstorbene Vorfahren verstehen. Sie wissen, nach eben demselben, nichts von einem künftigen Zustande (womit er vermuthlich sagen will, daß sie nicht wissen, in welchem Zustande der Mensch sich befinde, ungeachtet sie glauben, daß er fortdauere); sie haben aber die höchste Achtung für die Gräber ihrer Vorfahren, und sind nicht leicht

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra. Aus dem Engl.

leicht zu bewegen, aus ihrer Nachbarschaft wegzuziehen. Auch haben sie einen unvollkommenen, gänzlich unsystematischen Begriff von der Seelenwanderung.

III.

So wie der Mensch die Erwerbung seines Unterhalts sich erleichtert, und dadurch mehr Zeit zum Beobachten und Nachdenken gewinnt: so erweitern sich seine Kenntnisse, läutern sich seine Begriffe, verbessert sich seine Religion. Er hört auf, den Grund großer Naturbegebenheiten in den Gegenständen zu suchen, an welchen und durch welche sie sich äußern. Zwar sucht er noch nicht in die physischen Ursachen derselben einzudringen; zwar leitet er sie noch von der unmittelbaren Veranstaltung höherer Wesen ab: aber er hält doch nicht Berge und Flüsse und Gewitterwolken mehr für diese höheren Wesen.

Auch seine Empfindungen verfeinern sich. Die Dankbarkeit, die ihn nächst der Furcht zur Verehrung seiner Gottheiten treibt, wirkt auf ihn stärker. Er wird auf das, was um ihn und mit ihm vorgeht, aufmerksamer. Er sucht nicht mehr allein den Grund der schrecklichen, sondern auch der wohlthätigen Begebenheiten, in dem Willen höherer Wesen. Er fühlt das Erhabene in der

Na-

Natur, und dieses erzeugt in ihm Bewunderung. Er beobachtet selbst die minder auffallenden Veränderungen, die auf der Erde und mit ihm selbst vorgehen, genauer, und findet auch in ihnen die Anordnung höherer Wesen. Vorhin fürchtete er nur seine Zerstörung, schätzte nur seine Erhaltung: itzt wird er aufmerksamer auf den Lauf und Zusammenhang seiner Schicksale; schreibt angenehme und glückliche Ereignisse dankbar wohlthätigen Wesen höherer Art zu, erfleht sie von ihnen, betet zu ihnen um die Abwendung unangenehmer und unglücklicher Begegnisse, mit denen er sich etwa von übelwollenden, feindseligen Wesen bedrohet glaubt.

Seine Verehrung der Gottheit wird in sofern reiner und uneigennütziger; aber sie ist weit entfernt ganz uneigennützig zu sein. Wie könnte sie das auch, da der Mensch, selbst auf der höchsten Stufe der Kultur, wenn er seine natürliche Religion möglichst gereinigt, und sogar wenn er die geoffenbarte Religion sich eigen gemacht hat, immer noch fortfährt, Gott in der Zuversicht zu verehren, daß diese Verehrung ihm eine fortdauernde Glückseligkeit sichern müsse? Diese Eigennützigkeit scheint auch so tief in unserer Natur gegründet zu sein, daß diejenigen Weisen, die sich

zu einer Gottesverehrung emporschwingen wollen, die gar keine Rücksicht auf ihr eigenes Bestes nimmt, die natürlichen Empfindungen mit Gewalt ersticken müssen. Wenigstens ist es offenbar, daß gerade diese Eigennützigkeit, wenn sie nur einmal so geläutert ist, als bei dem aus dem Stande der Wildheit herausgetretenen Menschen, die wohlthätigsten Folgen hat.

Er fängt an, den Grund des Wohl- oder Uebelwollens der Gottheiten in seinem Wohl- oder Uebelthun zu suchen: er strebt, durch Tugend sich ihrer Liebe und ihres Schutzes werth zu machen.

So entfaltet sich in ihm das moralische Gefühl: freilich nur langsam, nur etwa so, wie sich in der Wildheit die schwachen Empfindungen der Dankbarkeit zeigten. Es ist ihm nur bei einer sehr kleinen Anzahl von Pflichten vernehmlich, und ist auch da noch nicht ausgebildet. An Aufsuchung der Gründe von Recht und Unrecht ist noch nicht zu denken.

Seine moralischen Begriffe lernt man am sichersten durch die Eigenschaften kennen, die er seinen Gottheiten beilegt. Die Götter sind nie tugendhafter, als die Menschen, von denen sie angebetet werden; höchstens besitzen sie die Tugenden ihrer Anbeter in einem höheren Grade.

Was

Was diese für gut halten, ist eine Eigenschaft der guten Gottheiten; was sie recht finden, thun die guten Götter. Glauben sie zugleich böse Gottheiten, so haben und thun diese im Gegentheil alles, was ihre Anbeter böse und unrecht dünkt. Die moralischen Eigenschaften und Handlungen, welche beide Arten von Gottheiten mit einander gemein haben, sind in den Augen ihrer Verehrer gleichgültig; und so lange gute Gottheiten unmoralische Handlungen begehn, so lange haben diese Handlungen bei ihren Verehrern keine Moralität. So lange gute und böse Gottheiten die Töchter der Menschen beschlafen, und an ihren Feinden sich rächen, erkennt der Mensch weder die Keuschheit noch die Versöhnlichkeit für Tugenden.

Die ganze Idee des Menschen in diesem Stande von der Gottheit ist also durchaus anthropomorphistisch. Durch Anthropomorphism führt ihn die Natur allmählig zur geläuterten Idee eines allweisen und allgütigen Regierers der Welt.

Noch aber hat sich sein Geist zu dieser Idee nicht erhoben. Noch sind die einzelnen Theile der Natur abgesonderte Ganze für ihn; noch hat er die Idee Natur so wenig, als einen Begrif von Naturgesetzen. Zwar denkt er sich die Erde als ein Ganzes, aber als ein Ganzes in der Vorstel-

lung,

lung, dessen Theile nicht sämmtlich auf einander wirken; was außer und über der Erde ist, betrachtet er ohnehin nur, als zur Erde gehörige Stücke, die sich von den auf ihr befindlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie weiter von derselben entfernt sind. Sein Forschen über das Weltall schränkt sich daher bloß auf die Entstehung desselben ein. Er bildet sich Kosmogonieen, die, weil er jedem Theile, der nach seiner Vorstellungsart ein Ganzes ist, das einen besondern verständigen Urheber zugiebt, eben so viele Theogonieen sind. Er bildet diese Kosmogonieen mit dem Fortgang seiner Aufklärung weiter aus; und man kann aus den Verhältnissen, in denen seine Weltschöpfer untereinander, als Väter und Söhne, als Obere und Untergeordnete, stehen, sicher beurtheilen, in welchem Verhältnisse er annehme, daß ein Theil der Welt auf den andern wirke, von dem andern hervorgebracht werde, und von dem andern abhänge.

Am leichtesten bemerken die Menschen auf dieser Stufe der Kultur den mächtigen Einfluß der Sonne auf die Erde; und da diese zugleich ein Gegenstand ihrer Bewunderung, und wegen der Wohlthätigkeit ihrer Wirkungen ein Gegenstand ihrer Dankbarkeit ist: so folgt sehr natürlich,

daß

daß sie auch bald ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Anbetung wird. Bald geht mit der Bewunderung auch die Anbetung auf den Mond und die übrigen Gestirne über, die jedoch immer jenem prächtigsten und wirksamsten untergeordnet bleiben.

So lebhaft sie indeß den Einfluß der Sonne, und meistens auch des Mondes, auf die Erde erkennen, so betrachten sie doch denselben nicht als einen physischen, der sich aus Gesetzen der Natur begreifen ließe, und von denselben abhinge; sondern als eine Regierung höherer, verständiger, und auf menschliche Art beseelter Wesen. Sie verehren dieselben eben so, wie sie ihre Fetische verehrten; und ihre Verehrung trägt das Gepräge ihres Charakters: es leuchtet aus ihr hervor, ob Furcht oder Bewunderung und Dankbarkeit stärker auf ihre Gemüther wirke; ob ihre Neigungen noch roh und wild, oder schon verfeinert und gemildert seien.

Die Einwohner von Bagota verehrten, nach Robertson *), hauptsächlich die Sonne und den Mond; aber ihre gottesdienstlichen Gebräuche waren grausam und blutdürstig. Sie opferten ihren Göttern Menschen. — Der Stamm der Natschez hin-

*) Geschichte von Amerika: Bd. I., S. 449.

hingegen, deren größte Gottheit ebenfalls die Sonne war, verehrte sie mit weit sanftern, mit unblutigen Gebräuchen. Sie unterhielten in ihren Tempeln ein immerwährendes Feuer, als das Sinnbild dieser Gottheit *).

Bei den Peruanern war die Sonne die höchste Gottheit; der mit ihr wirkende Mond und die Sterne wurden als Untergottheiten verehrt. „Sie opferten der Sonne einen Theil jener Früchte, die ihre belebende Wärme aus dem Schooße „der Erde hervor und zur Reife gebracht hatte. „Als eine Gabe der Dankbarkeit, opferten sie ihr „einige von den Thieren, die dem Einflusse der „Sonne ihre Nahrung verdankten. Sie brachten „ihr auserlesene Muster jener Werke des Kunstfleißes, in deren Verfertigung ihr Licht die Hand „des Künstlers geleitet hatte. Aber nie befleckten „die Inkas die Altäre der Sonne mit Menschenblute; auch konnten sie nicht begreifen, daß ihrem gutthätigen Vater dergleichen abscheuliche „Opfer wohlgefallen würden **)."

Im eigentlichsten Verstande hielten die Inkas die Sonne für ihren Vater. Manko-Kapak und seine Gattinn Mama-Okollo, die wohlthätigen

Auf-

*) Ebendas. S. 447, f.

**) Ebendas. Bd. II, S. 359, f.

Aufklärer und ersten Regenten der Peruaner, hatten sich für Kinder der Sonne ausgegeben, und versichert, daß ihr wohlthätiger Vater, der sich über das Elend des Menschengeschlechts erbarmte, sie abgesendet habe, die Menschen zu unterrichten und zu bessern *). Diese fromme Täuschung, in der die Peruaner von den Nachkommen ihrer Wohlthäter erhalten wurden; und die Opfer und Gebete, die sowohl sie, als die Natschez und die rohern Bagotaner, der Sonne darbrachten, beweisen genugsam, daß sie dieselbe, als ein verständiges und frei handelndes Wesen betrachteten.

Hätten Manko-Kapak und Mama-Okollo die Verehrung der Peruaner auf sich selbst leiten wollen, so würde es ihnen höchst wahrscheinlich eben so leicht damit gelungen sein, als es ihnen mit der Hinleitung derselben auf die Sonne gelang; denn Menschenanbetung kann bei dem Menschen, der sich auf der Stufe der Kultur befindet, auf welcher damals die Peruaner standen, eben so leicht mit den Neigungen und den Einsichten in Uebereinstimmung kommen, als Anbetung der Gestirne. Ungewöhnlich gewaltige, oder große, oder wohlthätige Menschen können bei einer aus der Wildheit emporklimmenden Nazion

*) Ebendas. S. 189.

Schrecken, oder Bewunderung, oder Dankbarkeit in eben dem Grade erregen, in welchem diese Empfindungen durch Gestirne und andere Theile der leblosen Natur erregt werden.

Der Gang der fortschreitenden Aufklärung ist hier nur so angedeutet, wie ihn die Natur wahrscheinlich lenken würde, wenn nicht die besondere Lage jeder Nazion, zufällige Umstände, einzelne Weise, und hauptsächlich die Kollegien der Priester, ihn mannichfaltig änderten, hemmten, oder beschleunigten. Daß er aber, auch wenn er einzig von der Natur geleitet würde, dennoch bei den verschiedenen Völkern, nach dem Maaße ihrer Geisteskräfte, geschwinder oder langsamer gehe, und nach der Verschiedenheit ihrer Neigungen verschiedene Richtungen bekommen würde, die, ob sie sich gleich nie entgegen laufen würden, doch weit genug von einander divergieren könnten: bedarf wohl keiner weitern Ausführung. Eben so begreiflich ist es, daß in diesen untersten Graden der Aufklärung in der Religion Gebräuche die Hauptsache derselben sind *). Eigentlicher Unterricht von dem Wesen und den Eigenschaften

der

*) Man s. *Heine* de religionum et sacrorum cum furore peractorum origine et causis, in Commentatt. Soc. Reg. Gotting. Vol. VIII, p. 10, f.

der Gottheiten finden in einer Zeit, wo man so dunkle Ideen von ihnen hat, nicht Statt. Der ganze Religionsunterricht schränkt sich auf die Mittel, den Zorn der Gottheiten abzuwenden und ihre Gunst zu gewinnen, ein; und diese Mittel sind nichts, als Gebräuche, oder höchstens moralische Vorschriften, die aus der Voraussetzung, daß die Gottheiten den Menschen durchaus ähnlich seien, entspringen, und nicht eine nähere Kenntniß der göttlichen Natur, sondern nur einige Aufmerksamkeit auf die Stimme des sittlichen Gefühls voraussetzen.

Nürnberg. Vogel.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

3.

Ein paar Meinungen — vielleicht Vorurtheile — in Rücksicht auf itzige Zeiten.

Pope's ehemalige Aeußerung:

For Forms of Government let fools contest!
Whate'er is best administer'd, is best;

gehört zu den kraftlosen Denksprüchen der Alten. Ohne das Wahre zu untersuchen, welches in dem Satze liegt, scheint gerade das Gegentheil allgemeiner Glauben der itzigen schreibenden Welt zu sein. Es ist das Loos der Schwachköpfe, mit dem Wirklichvorhandenen zufrieden, für dessen Erhaltung still und unbemerkt zu wirken. Aber in das Reich der Möglichkeiten zu dringen, im Lehnstuhl neue Konstituzionen, oder Maaßregeln gegen ihre Entstehung zu entwerfen, und über alle Schattierungen von Monarchie, Aristokratie und Demokratie zu schwatzen und zu schreibseln: das zeichnet den Mann von Kopf aus. — Glückliches Zeitalter! bald wird unser liebes Deutschland lauter Politiker und lauter Genies aufweisen. — — Ob es eine Verschiedenheit zwischen dem Reiche der Möglichkeit und der Wirklichkeit giebt, das ist zur genauen Untersuchung zu unbedeutend; auch gehören Jahre und Kräfte dazu, in dem Fache ein einziges Resultat mit Gewißheit und genauer Bestimmung anzugeben: und das streitet mit dem Geiste des itzigen Zeitalters.

Aber eben die feste Ueberzeugung von dieser Verschiedenheit ist ein Hauptgrundsatz meiner altfränkischen Orthodoxie, die gewiß keine neufranzösische Konfusion umstoßen wird. Mangel an Aufklärung

Klärung mag das immer heißen; aber benutzte Erfahrung lehrt, daß ein Riß auf dem Papier gar artig lassen kann, wenn gleich kein zweckmäßiger Bau darnach aufzuführen steht. Oder hieße der nicht ein Thor, der seine bequeme gute Wohnung bloß aus Vorliebe für einige halberhaschte Regeln der Architektur umreißen wollte?

Kann ich nicht, mit dem entschiedensten Abscheu gegen alle Jesuitische Reservazionen, als Mensch, als Weltbürger, als Philosoph, diesen und jenen Satz im Allgemeinen und in gewissen Rücksichten billigen; den ich, als Bürger eines Staats, verdamme? Wichtig ist die Lehre von dem eigenthümlichen Werth, der innern Würde, der Gleichheit der Menschen. Sie ist ein Grundpfeiler der ersten Pflicht, die von dem Erhabensten aller Religionslehrer gepredigt ward: der Menschenliebe. Alle mit der Empfänglichkeit begabt, die Wonne zu empfinden, welche aus gewissenhafter Erfüllung unserer Pflichten entspringt: Alle können wir schon diesseits des Grabes eines gleichen Glückes genießen, gegen welches kein irdisches Verhältniß in Betracht kömmt; und entfernt von unserm Erdenball, von welchem wir uns doch Alle entfernen müssen: wer wird an Ansehen der Person denken? Sobald von Tugend, von edlen

Thaten, von ausübender Gerechtigkeit die Rede ist, so abstrahirt der denkende Mensch von dem was bloß äußerlich, bloß körperlich ist. In dieser Rücksicht konnte der Französische Dichter, in Wärme hingerissen, schön und verzeihlich sagen:

Les mortels sont égaux; ce n'est pas la naissance,
C'est la seule vertu, qui fait la différence.

Aber diese Lehre in einen politischen Grundsatz umschaffen, auf welchem ein Gebäude von unabsehbarer Größe und langer Dauer ruhen soll — ob das zur Menschenliebe, oder zum Blutvergießen, anfeuret?

Gleichheit der Menschen werde ich *nur dann* zum politischen Grundsatze annehmen, wenn ich eine Menschenrace entstehn sehe, welcher die Natur Körper und Seelenkräfte nach gleichem, um keine Linie verschiedenem, Maaßstabe zugetheilt hat. — Bei Menschen, die in Verbindung mit einander leben sollen und wollen, hört Gleichheit von selbst auf. Je näher sie dem ganz rohen wilden Zustande sind, um desto eher löst sie sich in das Recht des Stärkern auf: der Nerv des Arms schlägt Gleichheit zu Boden. Mehr Kultur setzt die Kräfte der Seele mehr in Bewegung. Thaten, Adel, Kenntnisse, Verstand, List, erhalten

schnell

schnell das Uebergewicht. Steigt endlich der Luxus hoch, mit dem vielleicht die Seelenkräfte erschlaffen; so ist die Befriedigung der tausendmal tausendfachen Bedürfnisse die Zerstörerinn der Gleichheit, die dem Golde weichen muß. — Irgend etwas Neues ist in diesen Sätzen nicht enthalten. Die Geschichte jeder Menschenverbindung zeigt, daß in derselben Menschengleichheit den Menschen unnatürlich, unmöglich ist.

Was die Folgen des Französischen Schwindelgeistes auf unser Vaterland noch sein können, wird kein Sterblicher zu berechnen sich unterstehen. Wer den bisherigen Einfluß kennen lernen will, braucht nur des Herrn Geheimen Kanzlei Sekretärs Brandes Schrift darüber zu lesen, die sich durch Einsicht und Mäßigung vor so vielen, die sich in dies Fach wagten, auszeichnet. — Sehr trübe wird mein Auge bei der Aussicht nicht; aber wenn uns irgend etwas gefährlich werden kann, so ist es übertriebene mißverstandene Idee von Menschengleichheit. Sucht diese zu berichtigen, ihr Weisen im Volke! und die ihr es sein wollt! Dann seid ihr an einer Hauptquelle aller Unordnungen und der größten zu befürchtenden Uebel, die ihr ohne Reisen und ohne Degen in der Faust vernichten könnet. Aber berichtigt ja zuvor eure

eigenen Grundsätze über diesen Gegenstand. Lernt, auf der einen Seite, den Menschen nach seinem wahren Werthe schätzen: dringt dem gemeinen Mann, wenn er mit euch in Kollision kömmt, nie den Zweifel auf, ob er wirklich Mensch sei; wenn Ihr ihm, auf der andern Seite, das Verderbliche der überspannten Begriffe von Menschengleichheit und daher entstehender Freiheit zeigen wollt.

Entbehrung der französischen Sitten der feinern Welt; der Besitz eines unerschöpflichen Vorraths von Schimpfwörtern, die, Dank sei es meiner Erziehung! mir nicht geläufig sind, deren geringste Anzahl ich erst nachschlagen müßte, wenn ich sie hererzählen wollte; und eine von Furcht schwangere Einbildungskraft: — dieses sind wahrlich die Eigenschaften nicht, die den Lehrer seiner minder erfahrnen Zeitgenossen, den Abwender eindringender Uebel, den edlen Verfechter der Ordnung und der hergebrachten Verfassung bilden sollen. Kleine Mittel führen oft zu großen Zwecken; wenn große, wenigstens Aufsehn erregende, des Zweckes verfehlen.

Nur aus der Wiener Zeitschrift weiß ich, daß eine Militär-Associazion der Hannöverischen Herren Offiziere unter einer höchsten Orts erhaltenen Erlaubniß Statt finden soll. Daß sie, unter-

tergeordnet den Vätern des Staats, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln mit Recht aufgefordert sind, weiß ich aus bessern Quellen. Zu einem gemeinschaftlichen Zweck: Sicherheit, Ruhe, und Frieden zu erhalten, sind sie ja, ihrer Natur und ihrem Wesen nach, schon verbrüdert. Wird denn dieser Zweck durch die anwachsende Masse der Wiener Zeitschrift schneller befördert? So sehr man sich zu freuen Ursache hat, daß Kriegsmänner nicht blind dem Kriegesgotte allein huldigen, sondern auch Apollo in seinem Heiligthume besuchen; so wenig mögte es doch zu wünschen sein, daß sie den Degen gegen die Feder vertauschen. Wenn *patriotische* Wünsche wirksam wären, o wie manche Schriftsteller sollten die Feder gegen Pflug und Grabscheit verwechseln! Kann nicht ein Land so gut, wie ein Mensch, sich zu Tode schreiben? Ich fürchte, es ist Todesgefahr vorhanden; und *mit* Kummer ginge ich in das Grab, wenn ich, mit meinem gefühlvollen Andenken an die welche mir im Leben theuer waren, auch diesen Verwandten noch betraurete. — Muß denn jede Fantasie eines witzigen Kopfes durchaus gleich Sturmglocke zum Aufruhr sein? und der Ton pfeilschnell mit irgend einem Makulaturbogen gedämpft werden?

Wahrlich, ein einziger Schwätzer im Bierkruge, welcher Menschengleichheit und Freiheit predigt, und dem Bauren oder Soldaten einen Traum von einem sechsspännigen Wagen in der folgenden Nacht verschaft, richtet mehr Unheil an, als vielleicht 10 Ballen von der Französischen Konstituzion ins Land vertheilt, stiften würden — die ich aber doch sicher verbrennte; und ein halbes Dutzend solcher irrenden Ritter, wenn es ihrer wirklich giebt, mit dem Staubbesen davon gejagt, wird gewiß mehr wirken, als die Summe der bestgemeinten Produkte sämtlicher Offiziere von sechs Regimentern.

Ob ich Setzer in einer Buchdruckerei bin, oder zu den Legionen von Räthen u. s. w. gehöre, deren Meinung der Herr Hofrath und Leibarzt Ritter Zimmermann sehr keck und kühn der Welt berichtet: ist gleichgültig. Hätte man in den itzigen Zeiten Ehre davon, oder nur nicht Beschimpfung; so würde mein Namen hierunter gesetzt. Wem indeß ernstlich daran gelegen sein sollte, der soll ihn erfahren, zu seiner Zeit.

Geschrieben im Hannöverschen, im ersten Drittheil des Monats Juli 1792.

4.

Auszug aus dem Bericht, welchen die zu Untersuchung der Kronschatzkommission ernannte Deputazion durch den Kastellan von Kaminiez Podolski, Herrn Morski, den versammelten Reichsständen abgestattet hat *).

Vorbericht.

Der erste Theil dieses Berichts, welcher auf Befehl der Stände unter dem Titel: Relacya z Examinu Kommissyi Skarbu Koronnego u. s. w. zu Warschau in Quart gedruckt worden ist, enthält *auf 116* Seiten das Resultat der Untersuchungen des

*) Auf die Wichtigkeit dieses politisch-statistischen Aufsatzes brauche ich wohl nicht erst aufmerksam zu machen. Büsching hat die Berechnungen von der Einnahme und Ausgabe der Republik Polen aus den vorhergehenden Jahren in seinem nunmehr geschlossenen „Magazin für die Historie und Geographie" geliefert: von 1776 bis 1778, und von 1778 bis 1780, Band 16; von 1780 bis 1782, Bd. 17; von 1782 bis 1784, für die Krone Polen, Bd. 19; für Littauen, Bd. 20; von 1784 bis 1786, Bd. 21. Hieran schließt sich nun die hier gelieferte Staatsschrift. Allein, Büsching lieferte bloß nur die Zahlen, ohne die Bemerkungen, wodurch die Tabellen erst lehrreich werden. Daß noch kein Deutsches Jurnal solche ausführliche, und dabei doch zusammengedrängte, Nachrichten von dem Finanzzustande dieses nachbarlichen Landes gegeben hat, fällt in die Augen. B.

des Finanzzustandes der Krone vom ersten September 1786 bis zum letzten August 1788: über welche zwei Jahre den Ständen im Jänner des itzigen (1791) Jahres Bericht abgestattet worden ist. Der folgende Theil soll die zwei folgenden Jahre, bis zum letzten August 1790, enthalten. — Einen ähnlichen Bericht von dem Zustande der Finanzen des Großherzogthums Littauen läßt der zur Untersuchung desselben mit ernannte Landbote von Pinsk, Herr Butrymowicz, drucken.

Um auswärtigen Lesern von einigen Einnahmen und Ausgaben der Republik Polen mehrern Begrif zu geben, als sich aus den Namen derselben ergiebt, füge ich hier eine kurze Erklärung bei, wie sie diesem Bericht angemessen ist. Denn in den nachstehenden Jahren sind zum Theil neue Auflagen festgesetzt, zum Theil in den ältern Veränderungen getroffen worden.

Podymne, Polpodymne: ganzes Rauchfangsgeld, halbes Rauchfangsgeld. Ein ganzes Rauchfangsgeld zahlen alle Rauchfänge im ganzen Lande, welche zu dem Ende in drei Klassen getheilt sind. Die Königlichen Städte aber zahlen außerdem noch ein halbes Rauchfangsgeld.

Pol-

Poltory Kwarty: Anderthalb Quart. Abgabe der Staroſten, welche anderthalb Viertheile der Einkünfte aus ihren Staroſteien betrug.

Lanowe, Hufenſchoß. Eine Abgabe der in den Staroſteien befindlichen freien Schulzeneien und Vogteien (Soltystw i Woytostw).

Clo Kupieckie: Kaufmannszoll.

Clo Szlacheckie: Adlicher Zoll. Bei der ehemaligen großen Zollfreiheit des Adels, war dieſer Unterſchied im Zoll ſehr groß. Itzt exiſtirt er nur noch in den Rubriken der Zollbücher, wo der vom Adel gezahlte Zoll noch beſonders verzeichnet wird.

Pobor. Eine Abgabe, wodurch jeder aus- und einfahrende Fuhrmann und Schiffer für ſeine Schiffs- und Fuhrknechte ein für allemal auf ein Jahr einen Paſſierzettel löſen muß.

Percepta potoczna: Gemeine Einnahme. Sind gewiſſe, größtentheils nur bei gewiſſen Vorfällen eintretende, daher ſehr unſichere, Abgaben.

Unter den Ausgaben des Staats ſcheinen folgende einer Erklärung zu bedürfen:

Sandy pograniczne: Gränzgerichte. Dergleichen wurden zuerſt zwiſchen den Littauern und Moskowitern im J. 1676 errichtet. Im J. 1736 wurden ſolche Gerichte für die Woiwodſchaften

Kiew,

Kiew, Braclaw, und Podolien, in Streitigkeiten mit den Unterthanen benachbarter Mächte, verordnet. Besonders aber wurden sie 1766 für Braclaw angesetzt, und die Unterhandlung darüber mit dem Khan der Krimm und mit der Pforte, durch die Konstituzion von 1768 anbefohlen, welche Konstituzion diesen Gerichten zugleich die hohe peinliche Gerichtsbarkeit, mit Verschneidung aller Appellazion, auftrug. Die Konstituzion von 1776 setzte für diese Gränzrichter zusammen die Summe von 50000 fl. Polnisch *) jährlich aus, welche unter sie vertheilt wird: doch aber so, daß derjenige von ihnen, welcher sich zu Gerichte nicht einfindet, verhältnißmäßig an seinem Gehalt einbüßt.

Fundusz z Dobr Ostrogskich: Die Ordinazion von Ostrog. Der Stifter derselben verordnete, daß aus den unter dieses Familienfideikommiß gezogenen und damit beschwerten Gütern 600 Mann zu Vertheidigung der Ukraine unterhalten werden sollten. In der folgenden Zeit ist dieses in eine Geldabgabe von 300000 Fl. zu Unterhaltung eines Ordinazionsregiments verwandelt wor-

*) Ein Polnischer Gulden ist bekanntlich vier Groschen Brandenburgischen Geldes am Wehrte gleich. Er enthält 30 Groschen, deren jeder 9 Pfennige hat.

worden. Von dieser Summe wurde im J. 1775 dem Malteserorden 120,000 Fl. jährlich angewiesen.

Nun folget der Auszug aus dem Berichte.

Berechnung der Kronschatzkommission auf dem Reichstage 1788.

Nr. I.

Zufolge der auf dem Reichstage 1786 abgelegten Rechnung, blieb ein Rest von		2,161,356 fl. 7 gr. 5 pf.
Hiervon müssen aber einige, bei ihren eignen angewiesenen Fonds zu berechnende, Summen abgesondert werden, nehmlich:		
Zu dem, unter Nr. III. folgenden Fonds zu Tilgung der Staatsschulden	18120 fl.	
Zum Fonds des sechzigsten Groschens Nr. IV.	270 fl. 6 gr.	
Zum Fonds aus der Ostroger Ordinazion Nr. V.	7000 fl. —	
	25490 fl. 6 gr.	
Bleibt also		2135866 fl. 1 gr. 5 pf.
Hiezu kommt noch für theurer verkauftes Magazingetreide	2540 fl. — —	
Also Summe		2,138,406 fl. 1 gr. 5 pf.

Ausgaben von diesem übriggebliebenen Bestande, und Auskunft darüber.

Der Kronschatz hat ausgezahlt zu besserer Einrichtung der Kronarmee	1983205 fl.	4 gr.	13½ pf.
Der Kronschatz hat ausgezahlt zum Ankauf der Lebensmittel für die in der Ukraine und in Podolien stehenden Truppen der Krone	54000 fl.	—	—
Ausfälle an Hufenschoß, anderthalb Quarten, und Trankſteuer	16957 fl.	18 gr.	3½ pf.
An Restanten sind	84243 fl.	7 gr.	14½ pf.
Summe wie oben:	2138406 fl.	1 gr.	5 pf.

vom 1 Es Unterschiedes zwischen dieser

	Mehr.			Weniger.		
	Fl.	Gr.	Pfg.	Fl.	Gr.	Pfg.
Rauchfan	—	—	—	1228	15	—
Halbes D	—	—	—	666	22	9
Trankſteu	3844	28	7	—	—	—
Anderthal	—	—	—	4226	25	9
Hufenſchl	680	—	—	—	—	—
Juden K	2848	6	15 1/2	—	—	—
Kaufman	1221	14	1 1/4	—	—	—
Adlicher	—	—	—	190218	11	2
Salzzoll	2545	21	9 3/4	—	—	—
Weinabl	—	—	—	110729	24	15
Trankſteu	—	—	—	87025	8	15
Pobor	—	—	—	26732	23	—
Stempelp	7981	20	16	—	—	—
Kartenſte	8574	16	9	—	—	—
Kalender	1804	22	9	—	—	—
Judenbüs	—	—	—	746	8	—
Tabakspr	1967	—	3 3/4	—	—	—
Lotterie	7108	26	13 1/2	—	—	—
Städte T	5500	—	—	—	—	—
	00000	—	—	—	—	—
Warſchau	—	—	—	112754	20	1 7/8
Gemeine						
	54077	7	12 6/8	534329	9	1 7/8
Alſo in der	19747	28	10 7/8			

nschatzes
ten August 1788.

	Nach Verordnung soll jährlich gezahlt werden.		Der Kronschatz hat in zwei Jahren wirklich ausgezahlt:		
	Fl.	Gr.	Fl.	Gr.	Pf.
In den	2666666	20	5333333	10	—
Den Gl	220000	—	460000	—	—
Den E	80000	—	160000	—	—
Dep					
	100000	—	200000	—	—
Des M	36000	—	72000	—	—
	67461	—	134922	—	—
Des K	40000	—	110000	—	—
	92000	—	184000	—	—
	100000	—	200000	—	—
Des S	100000	—	200000	—	—
	120000	—	276000	—	—
Auf Pr	230000	—	322695	15	5½
	200000	—	400000	—	—
ls	30000	—	60000	—	—
	500000	—	1000000	—	—
llmerscher	270000	—	512200	—	—
	50000	—	80666	20	—
: Republik	90000	—	255304	—	—
Verschi	16666	20	33333	10	—
	25000	—	50000	—	—
	178666	20	357333	10	—
	26000	—	37000	—	—
gaben	300000	—	600000	—	—
	6290000	—	12580000	—	—
	—	—	74000	—	—
	—	—	22261	21	—
Laut R	11848461.	—			
A	23696922.				
W 1788	—		23715049	26	14½

Einnahme: 6 gr.
26 gr. 1½ pf.

2 gr. 1½ pf.

Ausgabe: D
Bleibt baar Summe wie oben.
An Reſtanten

Einnahme: 7000 fl.
6000000

607000 fl.

Ausgabe:

Bleibt baar

Nr. I. Uebrig an Reſtanten
243 fl. 7 gr. 14½ pf.
Nr. II. Von

a°ion.

26981718 fl. 29 gr.	5⅛ pf.
23715040 fl. 26 gr.	14½ pf.
biger Einnahme 3266669 fl. 2 gr.	9⅞ pf.

; fl. 5 gr. 10¾ pf.		
2fl. 17 gr.	1578337, 22 gr.	10¾ pf.
bleibt im Schatze	1688331 fl. 9 gr.	17⅛ pf.

1786	300000 fl.	516000 fl.
eben	216000 fl.	
	995768 fl. 18 gr.	17⅛ pf.
	176562 21	—
mma concordat	1688331 fl. 9 gr.	17⅛ pf.

I.

r Staatsschulden.

s war übrig geblieben 18220 fl.

und 1787 1200000

Bemerkungen über diese Berechnung.

Zu Nr. I. Die Untersuchungsdeputazion muß es der zu Untersuchung des Kriegsdepartements des Immerwährenden Rathes anzuordnenden Deputazion überlassen zu untersuchen, ob die auf Requisizion des gedachten Departements, vermöge Verordnung des Reichstages von 1778 und 1780, auf die Kronarmee zugezahlte Summe von 1983205 fl. 4 gr. 13½ pf. auch wirklich zweckmäßig angewandt worden sei? Was aber die 54000 fl. betrift, welche zu Ankaufung der Lebensmittel für die in Podolien und der Ukraine stehenden Polnischen Truppen ausgezahlt worden; so bezeuget Herr Morski selbst, daß, da die Russischen Truppen fast alles ohne Bezahlung wegnahmen und Mißwachs dazu kam, eine solche Theurung und Mangel in dortigen Gegenden entstanden sei, daß die Polnischen Truppen daselbst, selbst bei dieser Unterstützung mit 54000 fl. hätten vor Hunger umkommen müssen, wenn ihnen nicht ihr Befehlshaber, der Krongeneralfeldzeugmeister Potozki außerdem mit 10000 Dukaten aus seinen Mitteln zu Hülfe gekommen wäre; welcher auch die ihm vom Rathe angebotene Wiedererstattung dieser Summe nicht annehmen wollen, sondern erklärt hat, daß dieselbe im Schatze bleiben solle, für die

Wittwen und Kinder der Offiziere, die zuerst fürs Vaterland das Leben verlieren würden. Die Deputazion träget also darauf an, daß diese Summe, als ein besonderer Fonds, bei Seite geleget werden möge.

Die Ausfälle am Hufenschoß hat die Kronschatzkommission völlig verifizirt, indem selbige gezeiget hat, daß verschiedene Veränderungen in einigen Domänenstücken diesen Ausfall verursacht haben. Eben dieses ist auch der Fall bei den anderthalb Quarten. Die Trankſteuer der einländischen Getränke aber ist ihrer Natur nach nicht immer gleich, da die Propinazion (der Schank) in den Königl. Städten jährlich durch öffentliche Aukzion verpachtet wird.

Zu Nr. II. Die Ursache des Minus bei dem *Podymne* und *Polpodymne* gegen die Jahre 1784 bis 1786, ist: daß unter die Einnahme der letztgedachten zwei Jahre auch eingegangene ältere Rückstände gezogen worden sind. Ferner ist gezeigt worden, daß durch Dekrete der Gerichtshöfe Domänenstücke für Adliches Erbe erkannt worden sind *);

wel-

*) Gegen verschiedene solcher Dekrete ist auf dem Reichstage 1790 Klage angebracht, und selbige zur Revision an die resp. Gerichtshöfe verwiesen worden. Es sollen überhaupt alle von Privatpersonen mit Unrecht usurpirte Domänenstücke im Wege Rechtens vindizirt werden. St.

welches auch bei den anderthalb Quarten itzt ein Minus verursacht hat.

Die Trankſteuer von einländiſchen Getränken hat in dieſen zwei Jahren ein Plus, weil ſich höhere Lizitanten bei der Verpachtung gefunden haben. Das Plus beim Hufenſchoß kömmt daher, daß die verſchiedenen Schulzeneien durch die Konſtituzion von 1776 ertheilten Befreiungen nunmehr expirirt ſind.

Die neue beſſere im J. 1787 vorgenommene Zählung der Juden hat die Einnahme des Juden Kopfgeldes vermehrt, obgleich auch bei dieſer Zählung viel Unterſchleif vorgefallen iſt, zu deſſen künftiger Verhütung die Kronſchatzkommiſſion den Ständen einen Plan vorlegen wird.

Die Einnahme vom Kaufmannszoll und der Trankſteuer von ausländiſchen Getränken iſt größer als in den vorigen Jahren, welches natürlicherweiſe eine ſtärkere Einfuhr durch Kaufleute anzeiget. Dagegen iſt itzt bei dem Artikel: Adlicher Zoll ein Minus, weil der Adel wegen Mißwachſes weniger ausgeführt, und zu ſeiner Konſumpzion weniger eingeführt hat. Eben dieſer Mißwachs hat auch mit zu dem Minus beim Artikel: *Pobor*: gewirkt, weil nehmlich weniger Schiffe ausgegangen ſind. Außerdem aber ſind

auf Resoluzion des Immerwährenden Raths durch die Konstituzion von 1782, die Fuhrleute aus den Kaiserl. Königl. Staaten vom Pobor befreit worden.

Der Judenbücherstempel hat weniger eingebracht, weil im Lande selbst die Druckereien in mehrere Aufnahme gekommen sind; die Einfuhr der Judenbücher aber zugleich dadurch erschwert worden ist, daß diese Bücher nur in gewissen bestimmten Zollkammern gestempelt werden dürfen.

Die diesmalige größere Einnahme aus dem Tabak kommt daher, daß in den abgewichenen drei Jahren der Mißwachs bei dieser Pflanze im Lande fast allgemein gewesen ist, überdem auch die Getreidepreise so hoch stiegen, daß die Pflanzungen zum Theil vernachlässiget wurden. Wozu auch noch die der Tabakskompanie zugestandene Freiheit kam, ausländischen Tabak einzuführen, wodurch der Absatz des Landtabaks geringer wurde. Da also wenig Tabak zu haben war, um sich ihn selbst zu reiben: so waren die Konsumenten genöthiget, solchen aus den Fabriken des Staats zu nehmen. Der Ertrag aus diesem Artikel aber wird noch viel größer werden, wenn, nach erloschenem Kontrakte mit der Tabakskompanie, der Staat selbst die Administrazion dieses Finanzzweiges

ges übernehmen wird. Den Beweis zu dieser Behauptung giebt die Lotterie, bei welcher in diesen zwei Jahren ein Plus ist, weil der Staat selbst, nach expirirter Verpachtzeit, dieselbe administriret.

Die Warschauer Brücke hat die Einnahme dieser zwei Jahre um 100000 fl. vermehrt, da die dem gewesenen Krongroßschatzmeister ertheilten Freiheiten expirirt sind.

In der *Percepta potoczna* kommt das Minus vorzüglich daher, daß Starosteien zu emphyteutischem Rechte vergeben worden sind.

Bei den Ausgaben bemerkt die Untersuchungsdeputazion vorzüglich Folgendes:

Daß auf den Immerwährenden Rath 20000 fl. mehr, als vorgeschrieben, ausgezahlt worden ist, kommt daher, daß die Gesetze erlaubt haben, daß auch Minister in den Rath gewählt werden konnten, jedoch ohne besonders Gehalt dafür, da sie ihr Ministergehalt zogen. Da also in diesen zwei Jahren weniger Minister im Rathe saßen, als in den vorhergehenden: so waren auch mehr zu besoldende Glieder darin; und daher die größere Ausgabe.

Der Kronkanzler hat in zwei Jahren, anstatt 80000 fl., wie die Tabelle von 1776 will, 110000 fl. bekom-

bekommen. Die Ursache ist, daß in nur gedachter Tabelle die 40000 fl. dem Kron-Unter-Kanzler angewiesen sind, weil das Kron-Groß-Kanzler-Amt damals ein Bischof besaß, welcher in solchem Falle für die Kanzlerstelle kein Gehalt ziehet. Da aber nach Resignazion dieses Bischofs der damalige Kron-Unter-Kanzler in desselben Stelle rückte, so fiel, Kraft der Konstituzion vom J. 1775, eine Resoluzion des immerwährenden Raths dahin aus, daß diesem Großkanzler weltlichen Standes jährlich noch 20000 fl. zugelegt werden sollten.

Die Errichtung einer Ingeniörschule für die Kadetten beim Kronschatzbataillon hat bei diesem Artikel eine nützliche Vermehrung der Ausgaben verursacht.

Auf Gesandten, Residenten, Kabinett, und Dollmetscher bestimmt eine ältere Verordnung jährlich 270000 fl. Nun hat zwar der Immerwährende Rath hierauf in diesen zwei Jahren im Grunde weniger assignirt, nehmlich 512000 fl. allein bei der damaligen Lage von Polen, da die auswärtigen Gesandtschaften fast ganz und gar ohne allen Nutzen waren, ist auch dieses bei weitem zuviel; und dieser Artikel wird künftig die Aufmerksamkeit der zur Untersuchung des Immerwäh-

währenden Raths zu ernennenden Deputazion vorzüglich mit auf sich ziehen.

Auf die Gränzrichter ist weniger ausgegeben, als die hiezu bestimmten 50000 fl., weil mehrere derselben sich in den bestimmten Gerichtsterminen nicht eingefunden, und daher an ihrem Gehalt eingebüßt haben.

Auf Reparatur der Schlösser und Palläste der Republik ist 75814 fl. mehr angesetzet, als dazu durch die Verordnung bestimmt ist. Darunter aber sind die Ausgaben auf Erbauung der Zollkammer in Warschau und des Lottohauses mit begriffen. Wenn man diese von der ausgegebenen Summe abziehet, so sind nicht mehr als die bestimmten 90000 fl. auf diesen Artikel verwandt worden.

Auch an Pensionen und Rekompensen ist weniger, als die bestimmte Summe beträgt, ausgegeben worden, weil der Tod des Landrichters zu Warschau eine Ersparung verursacht hat *).

Zu außerordentlichen und unvorhergesehenen Ausgaben sind jährlich 300000 fl. zur Disposizion

des

*) Unter diesen Pensionirten sind auch die Nachkommen des Büzow, welcher bei Vertheidigung des Königs in jener Nacht den 3 November 1771 sein Leben einbüßte.

des Immerwährenden Raths bestimmt worden Das hat dieser Rath so verstanden, als wenn er diese Summe jährlich nothwendig ausgeben müßte, damit ja davon nichts etwa im Schatze zurückbleibe. Ob diese Summe ganz zweckmäßig angewandt worden sei, ist eine andere Frage.

Auf die Truppen sind angesetzet: erstlich, nach Nr. I. (oben).	1983205 fl.
Ferner, nach Ausweisung der oben nach Nr. II. beigefügten Rekapitulazion	538455 fl. 5 gr. 10¾ pf.
Nach Ausweisung der Ausgaben unter Nr. II. in zwei Jahren	12580000 fl.
Summe	15101660 fl. 5 gr. 10¾ pf.
Laut Verordnung ist für die Kronarmee bestimmt jährl. 6290000 fl.	
Macht in zwei Jahren	12580000 fl.
Also in diesen zwei Jahren mehr ausgegeben	1521660 fl. 5 gr 10¾ pf.

Die Quittungen der Kommendanten der Truppen liegen freilich über die ganze ausgegebene Summe da. Allein, ob das, was über die bestimmte Summe, auf Befehl des über alles willkührlich disponirenden Rathes, ausgegeben worden, wirklich nöthig und nützlich gewesen, das ist eine andere künftig zu erörternde Frage, wenn

die

die Handlungen des Raths werden untersucht werden.

Die beiden Artikel: Steuer-Eintreiber und Kommissarien zur Zählung der Juden, sind durch die Sache selbst justifizirt.

Nun leget die Deputazion den Ständen einen weitläuftigen Auszug des Protokolls der Konferenzen vor, welche der Immerwährende Rath wegen Ankauf eines Pallastes für den Russisch Kaiserl. Gesandten mit der Kronschatzkommission gehalten hat, welche sich zu diesem Ankauf nicht bequemen wollte. Die Hauptsache kam auf zwei Konstituzionen eines und desselben Reichstages, nemlich vom J. 1768 an, welche sich zu widersprechen schienen. Eine nehmlich verordnet, daß ein Pallast für gedachten Gesandten gekaufet werden soll, und bestimmt dazu 30000 Dukaten; die zweite dagegen trägt der Schatzkommission auf, einen Pallast für diesen Gesandten zu pachten, und weiset dazu jährlich 25125 fl. an. Hiezu kam noch der Umstand, daß später, nehmlich im J. 1776, vom Reichstage verordnet worden, daß diese Pachtsumme aus dem Fonds zu außerordentlichen Ausgaben genommen werden sollen. Der Immerwährende Rath aber, welcher durchaus auf den Ankauf des von dem Russisch Kaiserl. Ge-

sandten ausgesuchten und beliebten Pallastes bestand, bediente sich hiebei des Rechtes, dunkle Verordnungen zu erklären, dahin, daß er erklärte, die den Ankauf befehlende Konstituzion sei noch in ihrer vollen Kraft. Der Ankauf ward hierauf durch Stimmenmehrheit in der Schatzkommission beschlossen, nur der Hofschatzmeister Kossowski, und der Kommissarius Czacki waren dagegen und ließen ihre Protestazioues nebst den Gründen ausdrücklich eintragen.

Hierauf hat die Deputazion sich alle die Finanzen betreffende Resoluzionen, wie auch die von dem Kronschatzgericht gefällten Dekrete vorlegen lassen; und bei erstern gefunden, daß die Kronschatzkommission ihrer Pflicht mit Klugheit und Fleiß nachgekommen ist. Die Anzahl der in diesen zwei Jahren in diesem Gerichtshof gefällten Dekrete ist 1055 *). Die Deputazion bemerkt hiebei alle diejenigen Dekrete, gegen welche bei der Unter-

*) Vermöge der Konstituzion von 1775, richtet das Schatzgericht in Sachen, welche die Auflagen angehen, in Depaktazionen der Kaufleute, und des Brücken- und Ueberfahrgeldes, in Wechselsachen, in Handlungskontrakten zwischen Edelmann und Kaufmann, in Maaß- und Gewichtbetrug, in Judensachen, und wenn die Parteien die Jurisdikzion auf das Schatzgericht prorogiren.

St.

Untersuchungsdeputazion Klage erhoben worden, und was das Kronschatzgericht darauf geantwortet hat.

Die Deputazion hat sich auch über alle zum Ressort der Kronschatzkommission gehörige Materien und Operazionen Auskunft geben lassen, und erstattet den Ständen davon Bericht, unter folgenden Rubriken.

Tabak.

Dieser Finanzzweig existirt erst seit dem J. 1776. Er wurde anfangs in den Städtchen verpachtet; in der Folge aber wurden darüber mit Unternehmern Kontrakte geschlossen. Der Termin des *letztern* Kontrakts ging mit dem 31 Dezemb. 1789 zu Ende. Vermöge desselben gaben die Entreprenöre der Kronschatzkommission 50000 fl. zu Unterhaltung der Aufpasser und Bereuter, und lieferten die verschiednen Gattungen von Rauch- und Schnupftabak dem Kronschatze in den verabredeten Preisen. Nun disponirte der Kronschatz weiter über den erhaltenen Tabak, machte die nöthigen Einrichtungen, und gewann, indem er denselben theurer verkaufen ließ.

Man hat oben bemerkt, daß verschiedene Ursachen zum größern Absatz aus den Depots des Staats gewirket haben; und unter diesen war

auch die den Entreprenören ertheilte Freiheit, fremden Rauchtabak einzuführen, welche aber in der Folge dadurch eingeschränkt ward, daß ohne Paß keiner eingeführt werden durfte. Itzt aber hat die Kronschatzkommission die wirksamsten Veranstaltungen getroffen, den Bau des Tabaks im Lande zu befördern. Sie hat die besten Saamen dazu kommen, selbige vertheilen lassen, zugleich mit einem vollständigen Unterricht für die Pflanzer, und dabei die Versicherung gegeben, daß sie nach Verhältniß der verbesserten Güte des im Lande gezogenen Tabaks die Einkaufspreise desselben erhöhen werde. Um den Absatz den Pflanzern auf alle mögliche Weise zu erleichtern, hat die Schatzkommission Magazine zu Korezk, Kamieniez, Bar, Luzk, und Krzemieniez anlegen lassen, wo bis auf einen Stein angenommen uud gekauft wird nach den festgesetzten Preisen.

Da für den Schnupftabak viel Geld außer Landes ging, weil der unsrige dem ausländischen an Güte nachstehet, so hat die Schatzkommission Schnupftabak aus Offenbach kommen lassen. Sie giebt den zu diesem Geschäfte angestellten geschworenen Kommissarien $7\frac{1}{2}$ Prozent vom verkauften Schnupftabak, ziehet aber davon an Pobor 3 fl., an Lagergeld 15 gr., und den Zoll ab. Also ge-

hen

hen wirklich nur 3¾ Prozent aus dem Lande. Außerdem tragen die Kommissarien das Posiporto, und übernehmen alles Risiko, lassen auch ohne weitere Vergütigung den Schnupftabak durch ihre Offizianten verkaufen.

Weil in der Konstituzion von 1776, in Absicht auf diesen Finanzzweig verschiedne Bedingungen enthalten sind, welche einer größern Benutzung desselben im Wege stehen, so soll die Kronschatzkommission darüber einen Plan zur Abänderung einreichen.

Lotterie.

Hier wird nur angemerkt, daß in diesen zwei Jahren, worüber die Untersuchung ergangen ist, dieser Zweig der Finanzen ein Jahr noch von dem Bankier Blank, das zweite Jahr aber schon von der Regierung selbst administrirt, und in lezterm ein weit größerer Nutzen daraus dem Staate erwachsen ist.

Handel.

Zu Erleichterung des innern Verkehrs und Handels hat die Kronschatzkommission allen nur möglichen Fleiß angewandt, um die Verordnung des Reichstages von 1764 aufrecht zu erhalten, vermöge welcher das von den Magistraten in Städten eingeführte Marktgeld (Targowe) aufgehoben

worden ist. In den Königl. Städten hat die Kommission Bestrafung der Uebertretungen und genaue Aufsicht angewandt, und ist ziemlich zu ihrem Zweck gelangt; aber ein gleiches in den dem Adel gehörigen Städten zu thun, liegt außer den Gränzen ihrer Macht.

An vielen Orten, wo Privateigenthümer die Herren von Dämmen, Brücken und Ueberfuhren sind, finden sich die Kaufleute willkührlicher Behandlung in Ansehung des Damm- Brücken- oder Ueberfuhrgeldes ausgesetzt. Die Schatzkommission hat deshalb an vielen Orten der großen Landstraßen genaue Untersuchungen anstellen lassen, und Tabellen verfertiget, worin Ort, Eigenthümer, wie viel mit Recht oder Unrecht erhoben wird, in was für Stande Brücken, Dämme oder Ueberfuhr sind, verzeichnet steht. Hierbei aber mußte sie stehen bleiben. Denn sollte sie alle Uebertreter vor ihr Gericht zitiren; so würde solches tausende von Edelleuten treffen müssen; auch würde es große Kosten verursachen, wenn die erste Untersuchung einer Unrichtigkeit beschuldigt, und zu Verifikazion derselben Kommissarien ausgesendet werden müßten. Eine Reichstagsverordnung könnte mit einemmal dem Unheil abhelfen, und

die

die Kommission liefert zugleich die Data zu einer solchen Verordnung *).

Da aber die Fahrt zu Wasser den innern Handel unendlich mehr befördert: so hat die Schatzkommission darauf ihre Aufmerksamkeit zu richten nicht unterlassen, und sowohl eine allgemeine, als auch besondere hydrographische Karten anfertigen lassen. Die Vereinigung des Baltischen und Schwarzen Meeres, welche schon von der Natur selbst begünstigt wird, war das vorzüglichste Objekt ihrer Aufmerksamkeit.

Der Slucz und Horyn fließen, von ihren Quellen aus, jeder besonders, vereinigen sich bei dem Dorfe Wielon, und fließen vereint bis Holze, wo sie sich theilen und jeder besonders in die Prypez fallen. Diese ergießt sich bei Czarnobyl in den Dnieper, welcher bekanntlich ins Schwarze Meer geht. Diese Prypez vereinigt sich mit der Pina;

*) In Polen werden nur diejenigen Ströme und Flüsse für öffentliche Flüsse angesehen, welche durch Reichstagsverordnungen für schiffbar erklärt worden sind. Nehmlich, vermöge Statut vom J. 1447, und des Littauischen Statuts in 29 Artikeln des 1 Kapitels: Die Weichsel, der Bug, die Narew, Warte, Wieprz, Tyszmieniza, Drewenz, Nida, Prosna, Netze, Niemen, Giel, Ruszna, Mrsza, Niemenek; und vermöge späterer Reichstagsschlüsse: der Styr, Wsbrza, Obra, Ruz, Pina, Muchawiez. Alle andere gehören mit allen Nutzungen den daran wohnenden Güterbesitzern.

und diese verbindet den von der Littauischen Schatzkommission veranstalteten Kanal mit dem Muchawiez, welcher bei Brzesc in Littauen in den Bug fällt. Dieser Strom fließt mit der Narew in die Weichsel, und diese in die Ostsee.

Wenn man alle diese von der Natur angebotene Vortheile brauchte und ihnen zu Hülfe käme, so würde der innere Handel zwischen Volhynien und der Ukraine einer, und Littauen anderseits ungemein erleichtert werden. Ueberdies wäre zwischen gedachten zwei Meeren Kommunikazion, und wir dürfen nicht die Beute drückender willkürlicher Zölle einer oder der andern Macht seyn, wenn wir zwei Debouchés hätten. Die Gründlichkeit und Möglichkeit dieses Plans beweiset die Kommission durch zwei beigefügte Karten der gedachten Ströme.

Daß sogar Holz wirklich auf diesen neuen Wege geflößet worden, beweisen die Zollquittung, und der Bericht des Superintendenten der Zollkammern der Ukraine vom 6 Aug. 1787. Es haben sich einige Beschwerlichkeiten gefunden. Wenn aber nur ein Fonds angewiesen würde: so würden beide Schatzkommissionen vereint dieselben bald wegschaffen können. Der Styr ist durch mehrere ältere Reichstagssatzungen für einen öffentlichen

Strom

Strom erklärt worden; die Anwohnenden Privatpersonen aber haben sich desselben zu ihrem Vortheile zu Nutze gemacht, und dadurch der freien Fahrt Hindernisse in den Weg gelegt. Die Kommission hat an dieselben schon Universalien zu Wegschaffung derselben ergehen lassen, um diesen alten Weg dem Handel wieder zu eröfnen.

Die Weichselfahrt fängt an, an vielen Orten durch abgerissene Ufer oder Versandungen zu leiden, wovon Kazimierz vorzüglich mit ein Beispiel ist. Die Schatzkommission hat den Untersuchungsbericht darüber, nebst Bitte und Anweisung eines außerordentlichen Fonds zu Wegräumung dieser Hindernisse, an den Immerwährenden Rath gelangen lassen; aber, so lange bis der Rath aufgehoben worden, nicht einmal Antwort erhalten.

Auch die Warte und der Bug sind auf Verordnung der Schatzkommission untersucht, und die Instrukzionen dazu vorgeschrieben worden. Die ausgetrockneten Moräste an der erstern werden ein Beispiel der Aufmerksamkeit der Regierung seyn.

Endlich hat die Schatzkommission verordnet, daß die Wohlthat der Remisse (das ist, daß die Kaufleute den Zoll erst in Warschau auf Anweisung der Gränzzollkammer bezahlen dürfen) bloß auf einländische Kaufleute eingeschränkt werde.

Um die Mängel und Gebrechen des auswärtigen Handels besser übersehen zu können, hat die Schatzkommission die ehemals verordnet gewesenen Bilanzen der Einfuhr und Ausfuhr wieder eingeführt, und den Kontrollören die dazu nöthigen Vorschriften gegeben. Aus diesen Tabellen nun leuchtet der klägliche Zustand unsers Handels mit unsern Nachbaren überall hervor.

Den in Absicht auf Gallizien im J. 1776 errichteten Tarif hat das Kaiserliche Universal von 1784 angegriffen, indem selbiges theils die auf den Zollämtern zu bezahlenden Prozente erhöhet, theils aber nur zwei Oerter angewiesen hat, durch welche die Peodukte geführt werden dürfen. Da indeß die neue Verordnung von diesem laufenden Jahre, Jänner 26, §. 6, den mit Polen bestandenen Tarif wieder zum Grunde zu legen scheinet, so hat die Schatzkommission dem Zollaufseher in der Provinz Rußland unter dem 14 April 1788 aufgegeben, die in diesem Tarif verbotenen Waaren, als Fajance, und ausgearbeitetes Leder, mit einem Attestat, daß es Polnische Produkte und Fabrikate sind, nach Gallizien zu schicken: diese wurden aber nicht eingelassen, und die Kommission zeigte solches dem Könige und dessen Immerwährenden Rath an; hat aber noch keine Antwort,

was dieses gefruchtet haben mag. Um auch zu verhindern, daß nicht Produkte anderer Nazionen, mit welchen ein verschiedener Tarif bestanden ist, sich unter dem Vorwand Oestreichischer Produkte, mit Bezahlung eines geringern Zolles, einschleichen, hat die Kommission beim Könige und dessen Rath unter dem 8 April 1788 angesuchet, daß alle Oestreichische Produkte mit einem Gezeugniß versehen werden müßten, daß sie wirklich aus jenem Lande sind.

Handel mit der Moldau.

Dieser Handel war für Polen ehemals vortheilhafter, weil es seine Produkte daselbst theuer absetzte, und von dort Salz einführte. Der Hospodar Mourrowicz gab unsern Kaufleuten den ersten Stoß, weil er verbot, Brantewein einzuführen, und die Kaufleute willkührlich behandelte. Die Schatzkommission hat dieses und den großen fürs Land daraus erwachsenden Schaden dem Könige und dem Immerwährenden Rathe vorgestellet, aber vergeblich. Die Kommission ergrif endlich das Mittel, dem zur Revision der Provinz Rußland und der Ukrainischen Zollkammern aus ihren Mittel abgeschickten Kommissar den Auftrag zu geben, zu setzen, wie diesem Uebel abgeholfen werden

den könne. Es ist daher abseiten der Koumission den Fürsten zu Jassy unter dem 31 Juli 1787 eine Vorstellung eingereichet, und ihm die Traktaten zwischen König Siegmund I und Bogdan vom J. 1510, wie auch zwischen eben diesem Könige und Johann Peter, ferner, da mit den Moldauer Fürsten nicht mehr direkte traktirt worden ist, mit dem Kaiser Solyman in den J. 1553, 1568, und spätere Traktaten, wie auch der 8 Artikel des Karlowitzer Traktats zu Gemüthe geführet worden. Die Wirkungen der Erklärung des Fürsten hierauf hat der einbrechende Krieg verhindert.

Handel mit der Türkei.

Die Schatzkommission hat nicht unterlassen, ihr Augenmerk auf die Handlung nach dem Schwarzen Meere zu richten, welche unter den Jagiellonen so vortheilhaft für Polen war, welche Siegmund, Vater und Sohn, so unterstützten, und welche endlich verfiel. Die auf dreizehn Karten verzeichnete Untersuchung des Flusses Dniestr hat die Kommission überzeugt, daß von Jampol an keine Steinstücke mehr zu finden sind, und daß selbst die zu Jampol befindlichen der Schiffahrt nicht nachtheilig sind. Man könnte sich also die glücklichsten Wirkungen des Handels nach dieser

Ge-

Gegend versprechen bei den Freiheiten, welche die Türkischen Kaiser durch Briefe und Traktaten unsern Kaufleuten zugestanden haben. Die Deputazion legt hier den Ständen einen Auszug aus sechszehn solcher Dokumente vor. Das erste ist ein Brief Bajazets an König Kasimir, von 1489, worin den Polnischen Kauf- und Handelsleuten vollkommene Sicherheit und Handlungsfreiheit versprochen wird. Diese bestätiget Selim in dem Traktat mit Siegmund I, 1519; mit dem Zusatze, daß sie bloß nach Billigkeit die Abgaben bezahlen sollen. Diese Freiheiten zu Wasser und zu Lande bestätigen die nachfolgenden Traktaten mit Suleiman, 1527, 1553, und 1561; mit Murad, 1591; mit Osmann, 1619. Mustafa befreiet im Traktat von 1623, den 23 April die Polnischen Kaufleute von den Zoll Kofte und von einen andern Zoll Kasabie genannt, auch von der Abgabe von den Thalern, welche sie mitbringen, und sie sollen bloß zu Konstantinopel, Bars und Jedronopol zahlen. Der Traktat mit Mehmet, 1667, bestätiget die Freiheiten; und schließt, außer den Handlungsleuten beider Nazionen, alle andern Nazionen vom Dniester aus. Mahomet IV, im Zurawninschen Traktat mit Johann III, 1677, befreiet die Polnischen Kaufleute vom Karatsch, und

gewäh-

gewähret den Danziger Schiffen im Mittelländischen Meere gegen Erlegung des gebührenden Zolls vollkommene Sicherheit. Der Karlowitzer Traktat ist allgemein bekannt.

Quarantänen.

Dergleichen Häuser haben Lanzkoronzki, Woiwode von Braclaw, in Zwaniez, der Krongeneralfeldzeugmeister in Mohylow, und der Kastellan von Kiow Lubomirski zu Balta errichtet. Die Schatzkommission hat selbige untersuchen lassen. Auch hat diese Kommission sich Plane auswärtiger Quarantänhäuser kommen lassen, um darnach nöthigenfalls dergleichen an den Gränzen neu anlegen zu lassen; wie dem auch der gedachte Fürst Lubomirski erklärt hat, zu Festsetzung der Quarantäne zu Balta 40000 fl. zu geben, und noch zu den andern Ausgaben beizutragen.

Transitohandel.

Der Transitohandel mit Oestreich hat seine verabredeten Bestimmungen, und bedurfte also keiner neuen Anordnungen. — Wie drückend der Transitohandel mit Preußen sei, wo 12 Prozent gezahlt werden müssen, fühle das Land; und es steht nicht in der Gewalt der Kommission, dieses

abzu-

abzuändern. Den nach Cherson bewilligten Transitohandel hat die Kommission an Ort und Stelle genau untersuchen lassen. Ihre Bemerkungen sind ins Archiv gelegt, und könnten nach geendigtem Kriege gebraucht werden, um einige Bedenklichkeiten aufzuklären.

Vermöge der Verordnung von 1768, muß die Kommission die Transitoabgabe der Russischen Kaufleute nach Pferdenanzahl bestimmen. Dieses ist sehr unschicklich und unrecht. Aber die Kommission konnte es nicht ändern.

Die Deputazion empfiehlt alle diese Bemerkungen den Reichsständen zur Beherzigung.

Vom Salze.

Nachdem die Polnischen Salzwerke einer fremden Macht in die Hände gerathen sind, hat die Kronschatzkommission sich alle nur mögliche Mühe in Absicht auf dieses unentbehrliche Produkt gegeben. Die oben erwähnten Negoziazionen mit dem Fürsten von der Moldau wegen Ausführung des Salzes von dorther sind durch den ausgebrochenen Krieg ins Stecken gerathen. Die Gerüchte von den Operazionen der Preußischen Seehandlungssozietät bewirkten im J. 1788 eine Konferenz zwischen dem Immerwährenden Rathe und der

Kronschatzkommission. Die letztere schlug vor, daß man aus eben den Orten, aus welchen die gedachte Sozietät ihr Seesalz ziehe, Seesalz kommen, und, durch Bewirkung der Konkurrenz, dieses Produkt in einem mäßigern Preise erhalten möchte: da, vermöge des XI Artikels des zwischen Polen und Preußen subsistirenden Traktats von 1773, eine völlige Salzhandlungsfreiheit festgesetzet, und auch in dem von letzterer Krone eingegebenen Tarif das Salz nicht für Kontrebande erkläret worden ist. Daher könnte man über Danzig Seesalz ziehen.

Der zweite Vorschlag der Kommission war: daß man versuchen möchte, ob, wenn man über Liebau Salz kommen ließe, solches auf dem Niemen nach Grodno geschifft, von da zu Lande sechs Meilen bis zur Biebrz geführt, weiter auf diesem Strom bis zu Narwa, und aus dieser in den Bug und die Weichsel abgeschift werden könne. Denn in die Provinzen Groß- und Kleinpolen über Riga Salz zu ziehen, hat seine großen Hindernisse: da dieser Stadt das Jus Emporii et Stapulae bewehrt: und überdem ein Zoll errichtet worden ist, welcher also dieses Produkt von dorther vertheuern würde; auch über dieses alles die Abführung desselben in gedachte Provinzen, da es

zum

zum Theil zu Lande, zum Theil aber auch Strom herauf geführt werden müßte, sehr viele Schwierigkeiten hat. Man hat, im J. 1786, 153127 Zentner Wallachisches Salz kommen lassen; und die mit dem Fürsten der Moldau schon getroffenen Verabredungen würden, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, eine große Erleichterung hierin geschaft haben. Das Salz in der Krimm ist nur alsdann in größerer Menge zu finden, wenn die heißen Strahlen der Sonne eine Verdickung bewirken, und ist also für eine sichere Spekulazion zu sehr dem Zufall ausgesetzt.

Hierauf kömmt die Deputazion in ihrem Berichte auf die im Lande selbst angestellten Versuche und Fabriken zum Salze, wovon zum Theil in der Polnischen Bibliothek *) schon hinlänglicher Bericht den Ausländern mitgetheilt worden ist. Auch haben sich bei Lublin im Czechocinschen Distrikte unter Racianz Anzeigen eines vorhandenen Küchensalzes gefunden.

Außerdem hat die Schatzkommission sich bemühet zu erfahren, wie viel Geld das Land für Salz ausgebe. Zoll wird nur von dem zu Lande

*) Dieses, im J. 1718 von Lengnich angefangene, und von verschiedenen Verfassern hernach fortgesetzte Werk wird itzt seit 1787 von Hrn. Prof. Steiner bearbeitet und herausgegeben. B.

eingehenden Salze bezahlt; das zu Wasser einkommende zahlt keinen Zoll, auch wird dessen Quantität nicht verzeichnet.

	Tonnen		fl.	gr.		fl.	gr.
Wiliczkaer Salz jährlich	70000	zu	40	—	macht	2800000	—
Saunborer Salz jährlich	30000	zu	10	—	macht	300000	—
Englisches Salz jährlich	45000	zu	18	--	macht	810000	--
Gesottenes Salz in verschiednen Tönnchen	400000	zu	5	--	macht	2000000	--
	Centner		fl.	gr.		fl.	gr.
Krimmer Salz jährlich	124000	zu	3	20	macht	454666	20
Wallachisches Salz jährl.	153000	zu	3	20	macht	561000	—
						6925666 fl.	20 gr.

Die Kommission legt ihr weiteres Gutachten über diesen Artikel dahin vor: daß es durchaus nothwendig sei, daß die Kommission freie Hände habe, nach Gutbefinden wegen des Salzes Kontrakte zu schließen. Dieses sei selbst in dem Fall, wenn der zwischen der Kaiserl. Administrazion und der Preußischen Direkzion bestehende Kontrakt aufhören solle, unumgänglich nothwendig. Es sei zweitens nöthig, daß die Republik durch Reklamirung der Traktatenmäßigen Freiheit, in diesem Artikel die Konkurrenz befördere; daß endlich die Republik zu Untersuchung der Salzanzeigen, zu Anlegung der Siedereien u. s. w. das Nöthige anweise.

Münze.

Die Konstituzion von 1786 verordnete, daß der Dukaten 18 Gulden gelten solle; und empfahl die Silbermünze zum Gehalt der benachbarten

Mün-

Münzen zu proporzioniren; die Schatzkommissionen der Krone und des Großherzogthums sollten darüber mit der Münzkommission des Königs einen Stand treffen. Diese sind auch zusammengetreten; verschiedne Umstände aber haben verhindert, daß nichts festgesetzt werden konnte. Da gleichwohl die Kronschatzkommission bemerkte, daß, weil die gedachte Konstituzion unter Dukaten und Dukaten keinen Unterschied gemacht hatte, die in den Kaiserlichen Staaten herabgesetzten Dukaten zu uns im Werth von 18 fl. gebracht und ausgegeben wurden; so hielt sie sich für berechtigt, und zwar in Kraft älterer Reichstagsverordnungen, welche bloß des Ungarischen Dukatens erwähnen, und der Verordnung von 1766, welche den Werth des Holländischen Dukatens bestimmet, diesem gemäß in ihrem Universal vom 22 Dezemb. 1786 den Kurs einer jeden Gattung Dukaten verhältnißmäßig zu ihrem innern Werth zu bestimmen, und ließ auch die verschiednen Gattungen zu besserer Achtung des Publikums in Kupfer dabei stechen. Die Wirkung hievon war, daß die Päbstlichen Dukaten, welche nur 16 fl. 8 gr. werth sind, sichtbar zu verschwinden anfingen.

Es erfolgten hierauf weitere Konferenzen, in welchen die Königliche Münzkommission sich

gänzlich gegen die empfohlne Veränderung des Münzfußes gutachtlich erklärte. Es würde, meinte selbige, eben so viel sein, als wenn man die traurigen Redukzionsauftritte der vorigen Regierung erneuern, und zwischen Schuldnern und Gläubigern, Käufern und Verkäufern, unendliche Verwickelungen erregen wollte. An der Ausführung der Münze aus dem Lande sei auch nicht die Güte derselben Ursache; sondern, daß große Stücke geprägt würden. Man müsse also dagegen ein Mittel in Ausprägung von achtehalben und halben Gulden suchen. Weiter führte eben diese Münzkommission an, daß sie genöthigt werde, ausländisches Silber in Piastern und in Barren einzuführen, wovon die Mark, mit Einschluß des Transitozolles an 90 fl. zu stehen komme. Die Kosten also zu vergüten, müsse man mehr Kupfer ausmünzen.

Dagegen führte die Kronschatzkommission die Empfehlung der Veränderung des Münzfußes abseiten der Stände, und die Erfahrung an, daß vom J. 1766 an, 40000000 Polnischer Münze aus dem Lande gegangen und kaum der achte Theil in Cirkulazion geblieben sei.

In Ansehung der Vergütung der Münzkosten, verlangte die Schatzkommission der Krone von der Münzkommission, daß selbige einen Plan vor-

vorliegen möchte, wie viel man nöthig sei. Dieß überzeichnet zwei Verordnungen, deren erste folgende war:

Auf jeden 8. Silber-groschen die Gelder und Land-Steuer eines jeden Landsassen eines Land Gutes		
1 Land-Gut 100 Thl.	100	20
1 Land-Gut 200 Thl.	200	40
1 Land-Gut 300 Thl.	300	60
	Summa	1200
Pfarrherren, mit dem Siebenten, so 8. auf die Gelder geben		
1 Pfarr-Gut	1200	8
Von der Verwaltung der Amter insgemein		
	1800	—
		12160
Auf jeden 8. Landsassen erfordert man 1 Kopper Groschen, so 8. Gelder		
1 Landsassen auf sein Land	1563	8
	23438	8
		48878
Auf jeden 8. Silber-groschen eines jeden Land Gutes		
1 Pfarrherren auf sein Land	1200	8
	2000	—
Kopper zum Kessen		
	3200	—
Wie es Anhalt Geschaft ist		
1 Pfarrherren auf sein Land	1200	8
	27316	—
	Summa	127000	10181	13000
Zehrung auf unterschiedliche Weise			23335
			48878
	Summa	127000		127000

Die zweite Berechnung Band folgendermaßen:	Rthlr.	Sgr.
Auf vorigen Silberwerken	1000000	
den Silber treue Band		
Kundschafter dazu Mark 12		
12 K. macht	144000	
Bleiblechen und Silber		
Mark 40 K.	342720	
Summe	1486720	
Bleiglocken auf Silber und		
das Band auf	1500000	—
Summe	2986720	—
Auf jenen K. Bergwerksregal		
auf die Mark 40 macht	342720	
Mark 40 K.		
Bleiglocken 40 Silberglocken		
1500 und das Band	671000	
do.	2156720	—
Silberner Band der Minen	1000000	—
Ueberhaupt	3156720	—
Mark auf unverbrennlichen		
Bleiglocken	6000	
In Summa	1500000	—
Bleibt zu unverbrennlichen Bleiglocken	671000	

Summa wie oben 1671000

Nach Wiederlegung dieser Berechnungen, hat die Bergkommission die Proportion zwischen Gold und Silber in Ermäßigung genommen; und, nach Ueberlegung aller Umstände, welche der Stand der Handlung nach beiden Arten, und andern Pfälzen in der Zeit jahre, gehabten, und im J. 1762. aber in der Epoche der Reichsordnung

zwischen den Häusern Oestreich und Baiern, und auch noch später im J. 1766, man für funfzehn Mark Silber eine Mark Gold kaufen konnte; itzt aber stehe die Mark Goldes gleich 14 Mark 11 Loth 13 Gran Silber. Hieraus ergebe sich sichtbar, daß der Fuß zu 80 Gulden sich itzt nicht mehr erhalten könne. Ueberdem erfordere es die Lage dieses Staats, zwischen der Währung des Hauses Oestreich und der Staaten des Königs von Preußen das Mittel zu halten. Von den Staaten des erstern Hauses hatte man den Aufkauf weniger zu befürchten, da in der Vorschrift der Münze von 1753 an keine Veränderung erfolget war. Der König von Preußen ließ aus der Mark, in größern Münzsorten, 84 fl. 15 gr. ausprägen; daher war unsere Münze zu 80 fl. aus der feinen Köllnischen Mark von daher dem Aufkauf unterworfen. Mithin gab die Mittelproporzion, zum Verhältniß zwischen Gold und Silber eingerichtet, 83 fl. 15 gr.

Der König, besorgt, daß die gute Münze, sein Werk, vernichtet werden möchte, erklärte unter den 22 Januar 1787 schriftlich: daß Er zur Veränderung des Münzfußes nicht rathen könne, und die übeln Folgen einer solchee Veränderung vor der Nazion und den Nachkommen nicht

zu verantworten haben würde. Doch gaben endlich Se. Majestät auf obenerwähnte triftige Gründe Ihre Einwilligung.

Die Kronschatzkommission, welche, weil sie an dem Münzorte ihren Sitz hat, zugleich von der Littauischen Schatzkommission ersuchet worden war, weiter zu arbeiten und die Resultate ihrer Untersuchungen der letztern mitzutheilen, nahm hierauf in Erwägung: in wieweit Billons, und in welcher Quantität selbige dem Staate schädlich werden könnten; und ob zu Bonifikazion der Prägekosten Billons oder Kupfergeld gemünzet werden sollten; imgleichen, was die Münze für Ausgaben hätte, und ob es nöthig sei, selbige zu bonifiziren. Die Schatzkommission glaubte, die Nazion könne so, wie in England, die Prägekosten tragen; und wollte zu diesem Zwecke zuvor untersuchen, welche Ausgaben nothwendig sind, und welche füglich wegbleiben könnten. Aber die Königliche Münzkommission schützte gegen diese Untersuchung vor, daß dem Könige allein das Recht zustehe, in der Münze Anordnungen zu machen.

Hier liefert nun die Deputazion den Ständen einen weitläuftigern detaillirten Bericht der Gründe für und wider das Ausmünzen von Billons oder mehrerer Kupfermünze zu Vergütung

der

der Prägekosten; und fügt die von der Kronschatzkommission gefundenen, von der Littauischen Schatzkommission endlich auch beliebten Resultate hinzu, welchen aber die Königliche Münzkommission zum Theil nicht beitreten wollen. Die vornehmsten dieser Resultate sind: Die Ausmünzung von Billons wird verworfen; dagegen aber zur Bonifikazion der Prägekosten die Ausmünzung mehrerer Kupfermünze vorgeschlagen: wozu jedoch die Einwilligung der Stände erfordert wird. Der Anfang mit Ausmünzen nach dem neuen Fuße, nehmlich 83 fl. 15 gr. aus der Köllnischen Mark, soll mit dem 20 März 1787 geschehen. Es sollen jährlich nicht mehr, als 12800 Mark ausländisches Silber eingeführt werden. Die alte Münze wird mit der neuen einen Kurs haben; aber für eine Mark alter in die Münze gebrachter Münze wird 83 fl. 18 gr. neuer Münze gezahlt u. s. w. — Die zwischen den Schatzkommissionen und der Königl. Münzkommission noch streitigen Punkte dieser Resultate übergiebt die Schatzkommission den Ständen des Reichs zur Entscheidung; und fügt eine Tabelle bei, wieviel vom 1 März 1787 bis zum letzten September 1788 ausgemünzet worden ist. Nehmlich:

	fl.	gr.	fl.	gr.
Gold.				
Dukaten 13634 Stück, macht zu 18 fl.	—	—	245412	—
Silber.				
In Thalern	244456			
In halben Thalern	305676			
In Zweiguldenstücken	3167326			
In Guldenstücken	2818171			
In Zehengroschenstücken	366095			
		—	6901724	—
An Kupfergelde.				
In Dreigroschenstücken	844721	27		
In Groschenstücken	256529	28		
		—	110125	25
Summa Summarum			8248387	25

Eine beigelegte weitläuftigere Tabelle zeigt das nähere Detail dieser Ausmünzung an.

* * *

Zuletzt rühmt die Deputazion, auf Empfehlung der Kronschatzkommission selbst, die ausnehmenden Dienste, welche der Kronschatzkommissarius und Staroste von Nowogrod, Herrn Czacki, geleistet hat: da er persönlich an Ort und Stelle auf eigene Kosten wegen Gewinnung von Salz Untersuchungen angestellt und Proben gemacht und eingeschickt hat; die zum Handel mit der Pforte dienenden Flüsse untersucht, die Gränzzollkammern,

und, zu Beförderung des Handels auch die Moldau bereiset, und über alles genaue Bemerkungen bei der Kronschatzkommission niedergeleget hat, — deren Rubriken hier aufgeführet werden, nemlich: „Revision der Provinzial-Zollkammer-Bemerkungen wegen Tabaksplantagen. Ueber Landes- und ausländischen Tabak. Ueber Verbesserung der Handlung. Von den Flüssen Slucz, Horyn, Styr, Bug. Vom Handel mit der Moldau, Türkei, Gallizien; und allgemeine Bemerkungen über unsere Handlung. Vom Transitohandel. Von Quarantänen. Zustand unsers Handels. Anordnungen der Nachbarn in Ansehung Polens. Mittel unserm Handel Leben zu geben, und den Passivhandel zu verringern. XIII Karten vom Flusse Dniester nebst den Jampolschen Katarakten. Die Flüsse Nida und Slupiez, auf VI Karten. Flüsse Slucz und Horyn, auf einer Karte. Hydrographische Karte von Polen." Und viele und mancherlei Modelle zu Maschinen und Fabriken.

* * *

So weit geht der erste Theil des Berichts der Untersuchungsdeputazion. Der Bericht über die gleichfalls schon ergangene Untersuchung über die folgenden zwei Jahre 1789 und 1790, folget

im zweiten Theile, welcher itzt eben in Polnischer Sprache die Presse verlassen hat.

Warschau. Steiner.

5.

Der Schwärmer Detry.

Schreiben eines reisenden gelehrten Berliners.

Von der Ausbeute, welche mir meine bisherigen Wanderungen durch das Hessische, Hannöversche, und Braunschweigische gegeben haben, will ich Ihnen doch ein Pröbchen senden: nehmlich einen Auszug meines Tagebuchs über die itzt seltene Schrift eines nicht bloß mir, sondern mehrern Literatoren, die ich darum befragt habe, unbekannten Schwärmers, aus dem ersten Viertheil unsers Jahrhunderts.

„Peter Friedrich Detry Kurze Verknüpfung „der Göttlichen Wahrheiten, d. i. das Geheim„niß der ganzen Theologie. Bielfeld, 1724.“ Zwölf Bogen in 8. — Daß das Theologische Geheimniß nicht aufgedeckt, und die Göttlichen Wahrheiten gar übel verknüpft waren, fand ich auf den ersten Blick. Dagegen aber fand ich einen ausgemachten Schwärmer, welcher freilich hin und wie-

wieder nur ein Nachhall von Jak. Böhme ist, aber doch wieder ein Vorgänger anderer Schwärmer scheint geworden zu sein. Und eben dieses Umstands wegen, hielt ich meine Zeit bei Durchlesung des Büchleins nicht für übel angewandt; weil eine Geschichte der Entstehung und Verbreitung auch der elendesten Schwärmereien nöthig ist, da nun einmal Fanatiker, zumal in den neuern Zeiten, einen so großen Artikel in der Literatur und Kirchengeschichte einnehmen. Dieses letztere scheint auffallend, ist aber offenbar ein Beweis der itzigen mildern Denkungsart. Wir nennen nehmlich itzt bloß Schwärmer, was ehedem Ketzer würde geheißen haben; und so schwindet die letzte Klasse zusammen, indem die erstere an Zahl gewinnt. Auch kommen sie, unter dieser milderen Benennung, viel dreister zum Vorschein; denn, so ungebärdig sie sich auch über diesen Namen stellen, so fühlen sie doch ganz wohl den Unterschied, ob man sie in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek oder der Jenaischen Literaturzeitung als Phantasten verlacht (worüber sie sich sehr leicht mit dem Vorzug des innern Lichtes trösten), oder ob ein Inquisitor sie als Irrgläubige einkerkert oder verbrennt. Eine Bemerkung, welche, wie mich dünkt, sehr einleuchtend ist, und zugleich zeigt,

daß

daß die sogenannten Spötter nicht nur die Beschützer der Schwärmer, sondern auch die Beförderer ihrer Ausgeburten sind. Und so muß auch Toleranz und Wahrheitsliebe, mit Spotte und im Ernst, verfahren: muß immer zu veranlassen suchen, daß Jeder seine Meinung vortrage; — mit dem Vorbehalt des natürlichen Rechtes, diese Meinung, wenn sie thöricht und abgeschmackt ist, als solche darzustellen.

Das bekannte mystische Geschwätz übergehe ich. Z. B. daß der Mensch (S. 33—47) aus drei Theilen besteht: Leib, Seele, und Geist; obgleich die Bestimmung des Unterschiedes hier etwas anders ist. Durch den Geist habe der Mensch Gemeinschaft mit Gott; durch die Seele, Gemeinschaft mit den Geistern aller erschafnen Dinge. Die Verderbtheit sei so groß, daß der Mensch nichts von seinem Geiste wissen wolle; ja sogar disputire, er habe keinen Geist. — Daß der Verf. (S. 25) die erschafnen Werke Gottes in drei große Welten, Prinzipien, oder Regionen eintheilt: 1) die Lichtwelt, oder den Himmel; 2) die finstre Welt, Hölle oder Abgrund: wo Gott sich seinen Geschöpfen in lauter Finsterniß, Zorn, Fluch und Schrecken offenbart; wo man Gottes unter Heulen und Zähnklappen genießt; und wo

die

die Einwohner nach diesem Prinzip formirt, also lauter abscheuliche giftige Geschöpfe sind. 3) Die sichtbare Welt, von der Feste des Himmels über den Fixsternen bis an den Brunnen des Abgrunds. Hier offenbaret sich Gott, wie auf einer Schaubühne, wo jene beiden ewigen Prinzipien ihre Wunder spielen: die Lichtwelt sendet lauter Segen und Gutes durch die Gestirne herab; die finstre Welt bringt Böses und Fluch hervor, womit sie die Luft infizirt; u. s. w. — Luft und Gestirne haben bei ihm überhaupt viel Einfluß, S. 20, 21. Was des Menschen Leib, Leben und Güter anlangt, das hängt von den Mittelursachen ab; diese aber von der Influenz des Gestirns. Daher kann ein Astrolog jedem Menschen, Stadt und Land ihre Fata vorhersagen, nach der Influenz des Himmels. — Die Verwirrung der Sprachen, sagt er, liegt nur in den Worten, und nicht im Wesen; denn man kann keinen Ton hervorbringen, welcher nicht seine Bedeutung in einer oder der andern Sprache hätte. — Mit Zahlen, Abtheilungen, und Bestimmungen der Arten, ist er sehr fertig. Die heil. Dreiheit, wie er sich ausdrückt, ist (S. 17) in ihren Offenbarungen auf folgende Weise verschieden: der Vater ist Feuer; der Sohn, Licht; der heil. Geist, die lebendige Kraft aus beiden. S. 23: Gott führt seinen Rathschluß durch Bündnisse aus; als da ist der Bund des Fleisches, des Verderbens, der Hölle, u. s. w. Der Bund Christi ist geschlossen auf sechs Kondizionen oder Pflichten. Bei dem geistlichen Streit stellt er sieben Hauptarmeen auf; das Leben Christi hat sieben Perioden; das Neue Testament, sieben Zeiten; die Wiedergeburt, sieben Staffeln; u. s. w.

Seine Mystik nimmt (S. 10) neun Stufen an, auf welchen sich Gott dem Menschen, so wie jeder es fähig sei, offenbaret. 1) Durch das Licht der Natur; 2) durch Gottes Wort: und zwar a) das innerliche; b) das äußerliche; 3) durch Träume; 4) Visionen; 5) deutliche Stimmen; 6) Inspirazionen; 7) Illuminazion; 8) Entzückungen; 9) unmittelbaren Umgang mit dem Dreieinigen selbst. . . . . Ein fürchterlicher Gedanke ist es, wenn man sich vorstellt, daß ein Mensch die Stufen von Nr. 3 bis 8 durchgegangen ist, und endlich wähnt, die letzte erstiegen zu haben. Welche Verwirrung im Verstande und in der Moralität muß ein solcher Durchbruch nicht anrichten! Die Selbstgenügsamkeit ist übrigens begreiflich, mit welcher ein solcher Illuminirter sagen kann (S. 13): „Wenn ein Mensch gleich die ganze Schrift wüßte, und alle Weisheit hätte, so kennet er Gott doch nur bildlich, idealiter; eben wie ein Geographus die ganze Welt kennt. Aber, wenn er zum Wesen gelangt, dann kennt er es wesentlich, experimental." Dann hat der Geist des Menschen Gemeinschaft mit Gott (S. 36); denn Gott wohnet und stralt in dem Geist, wie die Sonne im Firmament (S. 38). Also freilich unmittelbar und experimental genug!

Am auffallendsten waren mir seine krassen und anstößigen Bilder, welche er von der leiblichen Zeugung hernimmt, und theils mit großem Detail ausmalt, theils durch das tollste Allegorisiren in dem Gange der moralischen Vervollkommnung eines Christen zu finden weiß. Die Wiedergeburt — dieser von einigen Aposteln gebrauchte Ausdruck, um den sinnlich denkenden Juden die innere Heiligung

ligung und Besserung des Menschen bildlich vorzustellen — muß, wie unser Detry will, eben so vorgehn, als die leibliche Geburt eines jeden Menschen geschieht, und als die Menschwerdung oder Geburt Christi in Bethlehem geschehen ist.

S. 143: „Der Mensch hat, außer dem „sichtbaren Leib, ein geistlich ewiges Wesen vor „den ewigen Welten. Sobald itzt ein Mensch „durch die Zeugung anhebt zu sein, und der Geist „seinen äußern Menschen formirt, sobald formirt „auch der Geist der Finsterniß sein Bild in dem „Innern desselben. Diese höllische Geburt wird „in ihm durch Christi Tod getödtet, und die neue „geht bei ihm wieder vor in Christi Leben. Da ist „dann 1) der Vater, der dreieinige Gott; 2) die „Mutter ist die gläubige Seele; 3) der Saamen, „Gottes Wort; 4) die Werkzeuge, treue Knechte „Christi, als geistliche Väter; 5) die Matrix, „der Glauben, welcher den Saamen Gottes em„pfängt; 6) das Kind heißt Christus in uns; „7) die Geburt selbst ist der wesentliche Aus„bruch des neuen Menschen in allerlei Früchten „des heil. Geistes. Der zwiefache Saamen, als „der Schlange und des Weibes, liegen beide we„sentlich in allen Menschen." — Völlig seltsam „heißt es S. 61: „Christus muß in jedem Gläu„bigen so geboren werden, daß Alles, was zu „Bethlehem in den geringsten Umständen vor„gegangen, in ihm erfüllt werde." — Doch mich ekelt, die absurden Vergleichungen weiter abzuschreiben.

Vorzüglich ist diese Zusammenstellung der geistlichen und körperlichen Zeugung, der Wiedergeburt und der leiblichen Geburt mir so auffallend,

weil sie mich an eine neuere Schrift, die ganz des nehmlichen Inhaltes ist, erinnert. „Analogie „der leiblichen und geistlichen Geburt. Breslau, „bei Löwe, 1786." So viel mir in Gedanken vorschwebt, könnte man eine Analogie des Pastor Detry und des Ungenannten schreiben. Dem Letzteren ist freilich die Spielerei mit dem Quadrat und dem Dreieck, mit der Zahl 10, mit dem Göttlichen 1 und der irdischen Null oder Peripherie 0, vorzüglich aber mit den Tönen in dem musikalischen Septimen- und dem vollen reinen Akkorde, mehr eigen. Sonst aber spricht dieser, wie Jener, von der Eintheilung in Geist, Seele und Leib, von den verschiedenen Prinzipien oder Regionen, von der Obern Lichtwelt, von dem großen Einfluß der Luft, von Stufen der Offenbarungen Gottes, u. s. w. Auch sind sie ja wohl beide bei Einem Meister, nehmlich Jakob Böhme, in die Schule gegangen. Hauptsächlich aber gefällt sich der Analogieensucher in der unwürdigen Ausmalung aller Umstände bei der Erzeugung und der Geburt, als wenn dadurch etwas Intellektuelles und Moralisches könnte erklärt werden. Er weiß Alles gar geistlich und fromm auszulegen: „Das sehnliche Verlangen der Weiber nach einem Manne, und die unbeschreibliche Wonne bei der Vereinigung (wodurch ein Zeugniß von der ehemaligen Kraft und Herrlichkeit des ungefallenen Menschen abgelegt wird); das Schlummern des Keimes im Eie, und dessen Erweckung durch eine Kraft von außen (welches auf die Einwirkung des heil. Geistes hindeutet); die Nahrung des Kindes, vermittelst der Nabelschnur, vom Blut der Mutter (jenes ist das Band des Glaubens, und dieses das

„Ver-

Versöhnungsblut); die umgekehrte Stellung, wann die reifende Frucht sich mit dem Kopfe niedersenkt (ein Bild der Demuth); die falschen und die wahren Wehen; die Wickelfrauen und Kinderwärterinnen (die dienstbaren Engel und Geister); u. s. w."

Meiner Meinung nach, kann für den Leser und für den Verfasser hierbei nichts bessers geschehn, als daß man darüber lacht. Für den Verfasser: damit man ihm seine seltsamen Grillen und Verirrungen nicht ernstlicher anrechne; für den Leser: damit man bei Vernunft und ruhigem Gleichmuth bleibe, und nicht wohl gar seine Indignazion auf die hier abgehandelten geistlichen Sachen übertrage. — Aber, da tritt ein „Theologi„scher Schriftsteller" in der „Vorrede" auf, und *will nicht*, daß man lache. Mich wundert nur, daß dieser Theologus nicht, in seiner Gelehrsamkeit, auf die seichten Quellen gestoßen ist, woraus der Verfasser geschöpft hat; noch, in seiner Orthodoxie, Anstoß an den hier vorgetragenen phantastischen und völlig schriftwidrigen Behauptungen genommen hat: z. B. gleich Anfangs, daß der Mann, als Gott ihn schuf, das Vermögen hatte, aus sich selbst zu zeugen, bis die Macht der höllischen Magie es dahin brachte, daß er itzt einer zärtlichen Gehülfinn hierzu bedarf. — Allein, eine weitere Ausführung ist hier um desto unnöthiger, da der vortrefliche Lieberkühn die Sache der Vernunft und des wahren Christenthums gegen den Verfasser und den Vorredner, in einer Recension der Schrift, meisterhaft verfochten hat. Sie steht in der Literarischen Chronik, welche als Beilage mit den Schlesischen Provinzialblättern ausgegeben

ward, im Jahrgang 1786; und verdiente allerdings einen neuen Abdruck.

Ich will nur noch die Stelle berühren, wo der Theologische Schriftsteller in das Gebiet eines Prophetischen übertritt, und welche ich mir unter meinen Excerpten gemerkt habe. Nachdem er gegen die sogenannten Spötter deklamirt hat, welche sich gegen alle Schwärmereien erklären, sagt er (Vorrede, S. XVI): daß „ihr Bestreben selbst „eine ärgere Schwärmerei sei, als sie noch glauben und denken mögten. Wer das, was ich „itzt schreibe, nicht glauben will, der warte noch „eine kurze Zeit. Die periodische Thorheit der „unbefugten Religionsverbesserung wird bald „vorübergegangen sein, wie mehrere in unserm „eitlen Jahrhundert schon vorübergegangen sind." Ob dieser Schriftsteller in den Zeitumständen, wo er dies schrieb, im J. 1786, etwa eine besondere Veranlassung zu einer so bestimmten Prophezeihung über eine bald erfolgende Sache zu finden glaubte, kann ich nicht sagen. Genug, er fährt fort: „Alsdann werden diejenigen, die itzt noch „so laut schreien [gegen Schwärmerei] ohne ihren „Zweck erreicht zu haben, schweigen. Ein sichrer „Beweis, daß sie schwärmten. Denn, wer einen „guten und wahren Zweck hat, kann der, wider „seine Pflicht, von dem Bestreben ihn zu erreichen, ablassen? Sie werden schweigen, sage „ich; mögte nur nicht Mancher von ihnen hernach „die Larve des Heuchlers nehmen!"

Es ist schon außerdem die Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes, kein Heuchler zu sein noch zu scheinen. So aufgefordert aber, wenn auch nur von einem Ungenannten, wenn auch nur von einem

nem Vertheidiger elender Schwärmerei, ist es um so mehr Pflicht, nicht zu schweigen, damit der neue Prophet, wie billig, verlacht und verachtet werde. Denn (5 B. Mose, XVIII, 22), „wenn „der Prophet redet, und wird nichts daraus, und „kömmt nicht; dann ist es das Wort, das der „Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es aus „Vermessenheit geredet, darum scheue dich nicht „vor ihm." Die Stimme der Vernunft und des freien vernünftigen Christenthums hat aber gegen Schwärmerei und Anmaßung so wenig seit dem Jahre 1786, als vor demselben, geschwiegen; wie der Verfasser, wenn er mit der neuen Literatur etwas bekannt ist, gewiß selbst weiß, und wie ihn oft mag verdrossen haben. Auch wird sie nie schweigen; oder er müßte dann, welches nie zu hoffen steht, die Macht haben, sie zu verhindern. Hinderte er sie aber, so wäre seine Ehre, als Prophet, freilich in etwas gerettet; wie aber seine Ehre, als Mensch, als Christ? — —

Ich kehre von dem Schlesischen Schwärmer zu dem Westfälischen zurück, von welchem ich etwas mehr Auskunft *), als von diesem letztern geben kann. Detry war eigentlich ein unstudirter Mann, hatte Anfangs die Kaufmannschaft getrieben, legte sich dann auf Medizin, Physik und Chemie, und ward endlich Hofprediger bei einer Reformirten Geistlichen Fürstinn, der Aebtissinn von Herford. — Aber, seine Schwärmerei, welche sich anfing über die Gränze zu verbreiten, fand bei derjenigen Regierung den schnellsten und thätigsten

*) Aus den Unschuldigen Nachrichten, oder Fortgesetzter Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen, auf das J. 1727.

sigen Wiederhall, welche immer den Unterthanen barmherzige Herzen für Dankbarkeit und Treue sicherlich finden sie immer niederlegen wird.

Königlich Preußisches und Kurfürstlich Brandenburgisches Gesetz-Buch.

„Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König in Preußen, u. s. w. Unsern gnädigen Gruß zuvor, liebe Getreue. Es hat der Allmächtige Fürsehung zu Erhaltung Unsers, eingesetzten Justiz, unter den Leuten: Kurze Verfassung der Gerichten Wohrheiten, u. s. w. anzuordnen gefallen. Weil nun bei Wohrhaften solchen Fürsehung gethanen Worten, und darin unser Gemüthe, Wille, und wie Gestalt Wort nicht allen in Gemeinde Frage und Antwort gegeben, so sind die beigelegten Gesetzen nicht anderst worden gefasset, als laut der Worten Gerichts Ordnung, wie, und warum sie seyen, damit solcher nicht anderst wie sonst gebraucht werde. Wornach Ihr Euch zu achten, und Wir sind euch in Gnaden gewogen. Minden, den 23 Mai, 1725."

In unsers lieben andächtigen Bürger, Bürgermeister, Schöppen und Rath zu Stadt Berlin."

— J. G. Niemann.**)

*) Gelegentlich sind drei verwitwete Kurfürstinnen Brandenburg in der Kurfürstlichen Familie, und zu Preußisch Brandenburg erzogen, und standen

Jene, getraut bei Zeit. Mich' Mutter

Berlinische Monatsschrift

1792. Oktober.

I.

Die vortrefliche Fabel des Hrn Pfeffel: der Gebrauch der Freiheit (man s. den Junius, Nr. 1), ward dem Herausgeber von Hrn Prof. Ramler mitgetheilt. Eben derselbe sandte sie auch dem Hrn Bankier Kohen, als dieser im Begrif stand, nach seiner Vaterstadt Amsterdam zu reisen: weil Er glaubte, daß sie auch den Holländern zur Lehre dienen könne; und begleitete sie mit einigen Zeilen. Ein Holländischer Dichter hat jene und diese in seine Sprache übertragen.

Da von einem Pfeffel und Ramler auch Kleinigkeiten merkwürdig sind, so wird der Leser Folgendes nicht ohne Theilnahme sehen.

* * *

An den Herrn Bankier Kohen, als er aus Berlin nach Amsterdam reisete.

Laß, edler Bataver! dies Mährchen dich begleiten;
Und trifft du einen Dichter an,
Der deinem Volk es übersetzen kann:

So mag es in ganz Holland sich verbreiten!
So lerne jeder falsche Patriot,
Daß dies nicht Freiheit heißt, wenn man dem Prinzen droht,
Wenn man des Besten Königs Schwester kränket;
Nein, daß man Sklave bleibt, wenn man als Sklave denket.

* * *

Het Gebruik der Vrijheid.

Aán den Heere L. H. v. Nicolay, in Petersburg.

Eéns uit 'een' jonkers burcht ontvloden twee paar slaven,
Een Hond, een Morméldier, een Kater, en een Spreeuw.
„Triömf! nu zijn wij vrij!" riep, met een woest geschreeuw,
De stoet; en elk terstond aan 't hupplen en aan 't draven.
Doch eindelijk raakt de hoop tot staan,
En zei bedaard: „Wat nu gedaan?"
„Ik", sprak het Morméldier, „ik wil één jaartje zoeken
„In rust te leven, buiten nood."
„En ik", zei meester Spreeuw, „ik wil, om 't lieve brood,
„Met kracht op onzen Landheer vloeken."
De Maauwer sprak: „Ik niet, ik ben een andre knaap,
„'k

„'k Wil mij geneeren met gekaap."
„En ik", beſloot de Hond, „voor mij, geliefde vrinden!
„Ik tracht, met allen ſpoed, op nieuw een Heer te vinden"
ô Gij! mijn oude vrind! die zelfs aan Nevaas ſtrand
De groote kunst verſtaat van waarlijk vrij te leven,
Wat is de Vrijheid ſchaers! zelfs in ons vaderland,
In 't vrijst van Galliën *). Hoe zo? De ſlavenhand
Kan bij de vrijheid zich de wijsheid nimmer geven.
Dus blijft de ſlaaf verſlaafd, terwijl de wijze man,
Zelfs in Siberiën, geen ſlaaf ooit worden kan.

Pfeffel.

* * *

Aan den Heere Bankier Cohen, bij zijne Afreize van Berlijn naar Amſterdam.

Laat, eedle Batavier! dit fabeltje u geleiden;
En treft gij éens een' dichter aan
Die 't in het Nederduitsch uw volk kan doen verſtaan,
Zo moog' 't zich onbeſchroomd op Hollands grond verbreiden;
Zo leere elk valſche Patriot,
Door ſlecht begreepen Vrijheid zot,
Dat dit geen Vrijheid heet, wat hij ook voor moog' wenden,
Den hoogen Vorstenſtand te dreigen of te ſchenden.

*) De beide Vrinden zijn in den Elzas geboren.

En dat men ſtout de hand, als waar' 't een heldendaad,
Aan 's besten Konings Zuster ſlaat,
En ſpoorloos een Vorstin durft in haar' luister krenken:
Ja, dat men ſlaven blijft, door woest, als ſlaaf, te denken.

Karl Wilhelm Ramler.

2.

Ueber den Gang des menſchlichen Geiſtes in der Ausbildung ſeiner Religionsbegriffe.

(Beſchluß; man ſ. September, S. 203, f.)

IV.

Wenn endlich der Menſch aus den Ständen der Wildheit und Barbarei ſich losgeriſſen hat, und in den Stand des ausgebildeten geſellſchaftlichen Lebens eingetreten iſt; wenn die Künſte, die zur Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens dienen, erfunden ſind; wenn, durch die vollkommener gewordene bürgerliche Geſellſchaft, Perſon und Eigenthum geſichert iſt: ſo kann, dem Gang der Natur nach, ſeine Religion nicht mehr diejenige bleiben, die ſie auf der vorigen Stufe war. Der

Geiſt

Geist hat sich ausgebildet, die Wissenschaften sind von ihm bearbeitet worden, und haben ihn zur Reife gebracht. Er beobachtet nun die Natur und ihre Gesetze. Theogonie verschwindet aus der Kosmogenie und Kosmologie. Er studiert sich selbst. Das moralische Gefühl wird durch den Verstand begründet, geleitet, berichtigt, erweitert.

In gleichem Schritte gehn nun auch die Begriffe des Menschen von der Gottheit fort. So wie die Welt für ihn Ein großes Ganze wird, so verlieren sich die Gottheiten, welche über die Theile der Welt das Regiment hatten; und der einzige Schöpfer und Regierer der Welt tritt an ihre Stelle, und ist nunmehr der Inbegrif aller der Tugenden, zu denen der Mensch sich verpflichtet findet, der Inbegrif aller der Vollkommenheiten, nach denen er ringt.

Mit der wachsenden Klarheit und Würde der Vorstellungen von dem höchsten Wesen, wächst und veredelt sich auch die Zuversicht, nach dem Tode fortzudauern, und abgeschieden von dem Körper, der Gottheit und der höchsten Vollkommenheit näher zu kommen, die kein Endliches erreichen kann.

So weit führt die Natur, wenn sie allein und ungehindert wirkt, den Menschen; so weit

führt ihn die innere Nothwendigkeit, das Daseyn der Welt und die Gesetze der Natur von der Macht und dem Willen eines höhern, verständigern, dem Menschen ähnlichen, obgleich über ihn erhabenen Wesens abzuleiten. Und diese Religion allein ist die Natürliche, nicht nur im Gegensatz gegen die Geoffenbarte, sondern auch gegen die Philosophische, die man so häufig mit der natürlichen verwechselt, die aber über diese nicht nur hinausgeht, sondern sich oft ganz von ihr entfernt, und sich schon dadurch von ihr unterscheidet, daß sie nicht eine einzige ist, sondern sich in viele, einander entgegenstehende Systeme trennt.

Dem rastlosen Geiste des Philosophen sind die Schranken zu enge, welche die Natur seinen Kenntnissen setzt; seine grübelnde Vernunft, die alles aus sich selbst zu schöpfen begehrt, unterwirft sich keiner Auktorität; die natürliche Nothwendigkeit ist ihr nicht Grundes genug, einen verständigen, von der Welt verschiedenen Schöpfer und Regierer der Welt anzunehmen, dessen Daseyn sie nicht demonstrieren kann. Lieber behauptet sie eine rückwärts gehende unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen, ungeachtet sie dieselbe nicht zu denken vermag; lieber übergiebt sie die Schöpfung und Regierung des Weltalls einer

blin-

blinden Nothwendigkeit, welcher Empfindung und Analogie widerspricht; oder erklärt eben das Weltall, dessen Schöpfer und Regierer die Natur sie in einer verständigen Gottheit suchen hieß, für die Gottheit selbst, ungeachtet sie es dann existiren lassen muß, ohne begreifen zu können, wie es entstand, und sich selbst durch seinen Verstand regieren lassen muß, ohne das Räthsel lösen zu können, wie eine unzählige Menge von Theilen, die einen beschränkten Verstand haben, Einen unendlichen Verstand ausmachen können.

V.

Die bisherigen Betrachtungen setzten bloß auseinander, wie der Mensch, wenn er einzig durch die Zunahme seiner Geisteskräfte und seiner Einsichten von der rohesten Religion zur ausgebildetern hinaufsteigt, durch die Natur auf reinen Deismus geleitet werde. Da aber eine Nazion, so klein sie auch sein mag, nie aus Menschen besteht, die sich in Geisteskräften und Einsichten völlig gleich wären, da es unter jeder Aufgeklärtere giebt, welche die Lehrer der Unaufgeklärtern, in der Religion so gut als in andern Gegenständen des Nachdenkens, werden; da ferner in keiner bürgerlichen Gesellschaft die Religionsmeinun-

gen der Willkür jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft gänzlich überlassen bleiben, sondern entweder von den Lehrern oder der Obrigkeit in Aufsicht genommen werden, und folglich Aenderungen in der Religion nur durch die Veranstaltung, oder wenigstens mit der gutwilligen oder erzwungenen Einwilligung, der Lehrer oder der Obrigkeit eingeführt werden können: so ist es zur Aufhellung des Ganges der Religionsveränderungen unumgänglich nothwendig, auf diejenigen, durch deren Veranstaltung oder unter deren Begünstigung diese Veränderungen bei einer Nazion eingeführt werden, Rücksicht zu nehmen, und genau zu überlegen, was für ein Interesse sie haben können, Veränderungen zu machen oder zu erlauben; und welche Beweggründe sie haben können, sich ihnen zu widersetzen, oder sie einzuschränken, und so oder anders zu modificiren. Diese Personen sind nun entweder Religionslehrer oder Regenten. Da aber die letztern, wenn sie von den ersten verschieden sind, ihren Unterricht selbst von jenen bekommen, und folglich von denselben in Religionssachen meistens abhängen: so ist es nöthig, seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf jene zu richten.

Der gegenwärtige Abschnitt hat also hauptsächlich die Priester zum Gegenstande. Da nun

die

die Geschichte ihr Benehmen bei Religionsänderungen nicht in dem vortheilhaftesten Lichte zeigt: so ist es vielleicht nöthig, voraus zu erinnern, daß das, was hier von den Priestern natürlicher Religionen gesagt wird, nicht auf die Lehrer der geoffenbarten Religion ausgedehnt und übergetragen werden darf, welche sich, wie man bei mäßigem Nachdenken leicht einsieht, in einer ganz andern Lage befinden, als jene.

Wir können übrigens hier in unsern Betrachtungen keinen andern Gang nehmen, als den wir bisher gehalten haben; und müssen uns also zuerst in die Lage der Priester der rohesten Religion, oder des Fetischism, zu versetzen suchen, welche gewöhnlich Jonglörs genannt werden.

Man kann in gewissem Sinne sagen, die Jonglöre seien eher da, als die Fetischen-Religion. Denn, wiewohl der Wilde sich Gegenstände aus der Natur zur Verehrung nach dem innern Drange seiner Empfindungen und auf zufällige Veranlassungen erwählt, und also die Fetischen vor den Jonglören sind; so sind doch die Jonglöre insofern vor der Fetischen-Religion: daß entweder ihre Empfindungen, die um ein gutes Theil feuriger, als die der gemeinen Wilden sind und sie zu Schwärmern machen, oder daß

ihr Verstand, der eben fein genug ist, um ihnen Erfindungen zu leichterer Erwerbung ihres Unterhalts, als durch die Anstrengung ihrer körperlichen Kräfte, an die Hand zu geben, sie auf die Ueberzeugung oder auf das Vorgeben führen, sie ständen in vertrautem Verständnisse mit den Fetischen, wüßten von ihnen die Art, wie sie verehrt sein wollten, erhielten von ihnen die Macht, ihren Verehrern und Vernachläßigern Gutes und Böses zu thun, würden durch sie Aerzte, Zauberer, u. d. gl. m.

So sind sie es demnach, die diese unvollkommenste aller Religionen, welche der niedrigste Grad der Kultur zur natürlichen macht, — zu einer falschen positiven machen. Sie winden sie der Natur aus den Händen, legen hiemit der menschlichen Vernunft den ersten Kappzaum auf, und lenken sie nach ihrem Gutdünken und — ihrem Interesse.

So wird der Mensch zu einer Zeit an sie gefesselt, wo er noch nicht Verstand genug hat, die Gründlichkeit ihrer Anmaßungen zu prüfen; nicht einmal den Muth, sie in Zweifel zu ziehen: und so wird es der Natur unmöglich gemacht, ihn auf ihrem Wege ungestört weiter zu führen. Alles Licht, das sie ihm mittheilt, erhält er entweder

durch

durch das Medium der Gläser, die seine Priester ihm vor die Augen halten; oder er verschließt selbst die Augen vor demselben, bis die Priester ihm das Glas, geschliffen und gefärbt, darreichen, durch welches er das Licht, ohne seinen Augen — das heißt, ihrem Interesse — zu schaden, auffassen kann.

Man glaube nicht, daß dies zu hart von den Jonglören geurtheilt sei; denn es würde sich ja doch wohl von selbst verstehn, wenn auch die Geschichte es nicht ausdrücklich bestätigte, daß die Priester einer mangelhaften Religion nie mit gutem Willen diese Religion, welche sie lehren, für falsch erklären lassen können. Sie müßten sich ja dann selbst für Irrende oder Betrüger erklären, würden dadurch nothwendig ihr Ansehn und ihren Einfluß verlieren, und man würde ihre Dienste zur Einführung der neuen Religion nicht einmal verlangen, noch weniger in der eingeführten ihnen das vorige Zutrauen, den vorigen Glauben an ihre innige Vertraulichkeit mit den Gottheiten, an ihre Macht, durch die Gottheiten zu nützen und zu schaden, schenken.

Wenn also der Fortgang der Kultur, einer Nazion die Augen über die Schwächen ihrer Religion öfnet, und sie auf eine minder unvollkommene

leitet;

leitet: so werden die Priester Alles anwenden, um die Abschaffung der Religion zu hintertreiben, welche unvermeidlich sein würde, wenn die Nazion ihren verbesserten Einsichten ungehindert folgen könnte. Sie werden entweder der Verbesserung der Einsichten und der Veredlung der Empfindungen selbst entgegen arbeiten — und wahrscheinlich halten die Jonglöre bei den Verehrern der Fetischen die Regungen der Dankbarkeit und Liebe gegen die Gottheiten zurück, und verstärken dagegen die ihnen vortheilhaftere Furcht vor denselben —; oder wenn sie der Gewalt der Natur nachgeben müssen, so werden sie doch nie zugeben, daß die alte Religion ganz aufgehoben werde, sondern sie werden die neue mit ihr zu verschmelzen, die Lehren und Gebräuche der alten Religion auf die neue zu deuten, und der alten den Schein zu geben suchen, als ob die neue bereits in ihr verborgen gelegen wäre.

Und so entsteht ein Phänomen in der Geschichte der Religionen, das unerklärbar bleiben würde, wenn man es bloß aus der natürlichen Entwickelung des menschlichen Geistes erklären müßte: das Phänomen, daß Spuren von der allerroheſten, allermangelhaftesten Religion, selbst

bei

bei sehr aufgeklärten Völkern, sich neben viel hellern und reinern Ideen ungestört erhalten.

Es ändert wenig an dem Benehmen der Priester bei einer solchen Revoluzion, ob sie selbst noch mit ganzem Herzen an der alten Religion hängen, oder ob sie aufgeklärt genug sind, dieselbe für mangelhaft und unrichtig, und die neue für vollkommener und wahrer zu erkennen. In beiden Fällen hängt ihr Ansehen, ihr Wohlbefinden, in der That ihre Existenz, als Priester, davon ab, daß sie für erleuchtete Lehrer der Religion und für die Lieblinge und Vertrauten der Gottheiten gehalten werden. Immer werden sie also die eingeführte Religion zu erhalten suchen; und sie, wenn sie nicht mehr zu halten ist, doch nicht ganz fallen lassen, doch wenigstens an die neue anschmiegen.

Findet man also bei einem Volke eine gänzliche Umänderung der Religion, so darf man sicher annehmen, daß sie wider den Willen der Priester zu Stande gekommen sei. Sie haben dann entweder durch die dem ganzen Volke einleuchtende Mangelhaftigkeit ihrer Religion ihr Ansehen und ihren Einfluß auf einmal verloren; oder widrige Umstände versetzten sie in die Unmöglichkeit, zu widerstehen.

Das Ansehn einer Religion und ihrer Priester kann aber durch die Priester einer andern Religion gestürzt werden. — So ward, nach der Erzählung der Tamulen, der Dienst des Bauth in Tanjore (Tandschaur) gestürzt *). „Die Bra„minen waren nach Tanjore gekommen, fingen „an, ihre Religion durch Lehren und Beispiele „zu predigen, und hatten die Geschicklichkeit, sich „bei dem König einzuschmeicheln. Sie wandten „alle geheime Künste ihrer Politik an, den König „dahin zu bringen, daß er den Gott, den er an„betete, verabschiedete, und ihre Religion annäh„me, die sie ihm für weit vortreflicher schilderten, „als die Religion des Bauth. Allein die Diener „Bauths setzten den Neuerungen der Braminen „ihr ganzes Ansehn entgegen. Da also diese nicht „zu ihrem Zweck kommen konnten, waren sie fein „genug, Wunderwerke vorzuschlagen, und ge„schickt genug, Wunder zu thun. Sie verlang„ten, man solle ihnen einen Menschen bringen, „der das Fieber hätte; und sie heilten, in Ge„genwart des Königs, die eine Hälfte dieses „Mannes, indem sie dem Fieber befahlen, von „dieser Hälfte abzuziehen. Das Fieber gehorchte,

„und

*) Voyage dans l'Inde, par *le Gentil*: tom. I, P. 232, f.

„ und quartierte sich in die andere Hälfte ein. „ Man begreift leicht, daß diese weit kränker „ ward, als sie vorher war. Nun schlugen die „ Braminen den Priestern des Gottes Bauth vor, „ diese so krank gewordene andere Hälfte zu heilen. „ Eines solchen Streiches hatten sich die Bauths- „ Priester nicht versehen: sie blieben erstaunt und „ verwirrt stehen, und vermogten die kranke Seite „ nicht zu heilen. — Der König, zufrieden mit „ dem Kunststück der Braminen, und voll Glau- „ bens an das Wunder, gerieth in Zorn gegen die „ Priester des Bauth, jagte sie fort, und riß die „ Bilder ihres Götzen nieder. Sogleich steckten „ die Braminen ihre Fahne auf, und ihre Reli- „ gion ward als die wahre angenommen."

Auch einzelne Personen können einen gänz- lichen Umsturz einer Religion zuwege bringen, wenn günstige Umstände ihnen zu Hülfe kommen, wiewohl sie freilich viel bei einer solchen Unterneh- mung wagen. Anacharsis büste, nach Herodots Bericht *), für den Versuch, die Griechische Ver- ehrung der Mutter der Götter bei den Scythen einzuführen, mit seinem Leben. Indeß kann es einem ungewöhnlich weisen und allgemein verehr- ten Mann allerdings damit glücken, wenn die An- häng-

*) Lib. 4, cap. 76.

hänglichkeit der Nazion an ihre Religion nicht allzugroß, und die Gewalt der Priester über ihre Gemüther nicht allzustark ist; besonders wenn das Glück ihm den Schutz und die Unterstützung des Regenten verschaft. Leichter noch, als der Eingeborne, kann der Fremdling eine solche Revoluzion bewirken: man kennt seine Schwachheiten weniger, man hat ihn nicht schon als Kind und Jüngling gekannt, die Erwartung ist gewöhnlich bei ihm schon größer; und er hat endlich den großen Vortheil, seine Religion für eine alte, bei andern Völkern längst eingeführte, ausgeben zu können — ein Vortheil, den auch der gereiste Eingeborne mit ihm gemein hat.

Wahrscheinlich ward in Persien die alte Volksreligion durch den einzigen Zoroaster (Zerdusch) gestürzt. Wahrscheinlich hätte aber auch der vorzügliche Werth seiner Religion, und ihre Verbindung reiner Begriffe von der höchsten Gottheit mit Lehren von dem Einfluß untergeordneter Wesen auf die Regierung der Welt und der menschlichen Schicksale, durch welche seine Lehre der Fassungskraft und Vorstellungsart seiner Zeitgenossen näher kam, so wenig als sein persönliches Ansehen, zugereicht, diese Revoluzion zu bewirken; wenn nicht ein glückliches Zusammentreffen von

Er-

Ereignissen, die mit der Religion nicht zusammenhingen, das Ansehn der Priester niedergeschlagen, und für ihn den Schutz eines mächtigen Königs erweckt hätte. Wenn nehmlich, nach den meisten und gültigsten Zeugnissen, der Despote Hydasp (oder Gudasp) sein Freund war; und wenn dieser Hydasp, wie es höchst wahrscheinlich ist, kein andrer war, als Darius, Hydaspes's Sohn: so ist es vollkommen begreiflich, daß dieser Monarch schon aus Rache gegen die Priester der alten Religion (gegen die Magier, die den Betrüger Smerdis, den Er entlarven und tödten half, auf den Thron gesetzt hatten) die Lehre Zoroasters mit aller seiner Macht unterstützet haben werde; und eben so begreiflich, daß das tief gefallene Ansehen der Magier viel zu gering war, um die Nazion gegen seinen Willen auf ihrer Seite zu erhalten. Auch versäumte Zoroaster selbst nichts, was seiner Lehre den Eingang erleichtern konnte. „Ungeachtet er sich ganz eigentlicher Offenbarungen „Ormuzds rühmte, so behauptete er dennoch, daß „seine Lehre nicht neu, sondern das uralte Lichtgesetz sei, welches von den besten und weisesten „Menschen der Vorzeit erkannt und befolgt worden; und in der That lehrte er auch nichts, „was den Grund des bis dahin herrschen-

„den Glaubens ganz und gar umgestoßen „hätte *).“

So wie diese Aehnlichkeit der neuen Religion mit der alten die Einführung der Zoroastrischen sehr erleichtert haben muß; so muß hingegen eine gänzliche Verschiedenheit die Einführung einer neuen nothwendig äußerst erschweren. Wenn die Volksreligion ganz sinnlich ist, so gränzt es an Unmöglichkeit, eine geistige, die eine intellektuelle Gottheit bloß durch Gesinnungen zu verehren befiehlt, an ihre Stelle zu bringen. Der große Haufen, der immer im Stande der Kindheit bleibt, ist immer für einen solchen Gottesdienst viel zu unreif, wenn auch die zunehmende Kultur den bessern Theil längst desselben empfänglich gemacht hat. Und am schwersten hält es, dem großen Haufen die lebendige Ueberzeugung einzuflößen, daß der einzige Regierer des Weltalls nicht nur für die Geschlechter der leblosen und beseelten Natur, sondern auch für jeden einzelnen Menschen sorge, und daß die Urquelle aller Vollkommenheit die Gebete und Wünsche sei-

ner

*) Kleukers Zend-Avesta im Kleinen, S. 26. Ueberhaupt ist der 2te Theil dieses Werks darüber nachzulesen. Der Streit über die Aechtheit der Zoroastrischen Schriften ist, wie mich dünkt, durch die Kleukerischen Untersuchungen so gut als abgethan.

ner unvollkommenen Geschöpfe, ohne die Vermittelung minder unvollkommner Wesen, anhöre und befriedige.

Wenn aber auch das Volk erwachsen genug wäre, eine solche geläuterte Religion ergreifen zu können, so würden doch die Priester ihr mit Anstrengung aller ihrer Kräfte entgegen arbeiten müssen, da in der That ihr ganzes Ansehn, ihr ganzer Einfluß, dabei auf dem Spiel steht. Zwei von einander noch so verschiedene Religionen können, wenn sie nur beide sinnlich sind, nur beide Untergottheiten annehmen, in einander verschmelzt werden; in beiden können die Priester Vertraute, wenigstens der Untergottheiten bleiben. Aber eine Anbetung eines allervollkommensten Wesens duldet weder eine Vereinigung mit Religionen von gröbern Begriffen, noch eine vorzügliche Vertraulichkeit der Priester mit der Gottheit. Sobald also das Volk sie für die einzig wahre erkennte: sobald wären die Priester überwiesen, Lehrer und Diener einer falschen Religion gewesen zu sein; und sie könnten nur als erleuchtete Lehrer die Achtung des Volkes erwerben, auf keine Weise aber es in seiner bisherigen ehrerbietigen Furcht und blinden Unterwürfigkeit erhalten.

Wenn also auch gleich die Priester selbst von der Wahrheit einer solchen philosophischen oder natürlichen Religion innigst überzeugt wären: so könnten sie doch, ohne eine fast übernatürliche Verläugnung ihres persönlichen Vortheils, sich unmöglich zu derselben bekennen, oder zu ihrer Ausbreitung beitragen. Einzelne edle Männer unter ihnen könnten einer solchen Verläugnung allerdings fähig sein; aber das ganze Kollegium, wäre es auch übrigens noch so ehrwürdig, wohl nie.

Das Höchste, was sie für eine solche Religion thun können, wenn sie von ihrer Wahrheit überzeugt sind, und sich in ihrem Gewissen verbunden fühlen, auch Andere der von ihnen erkannten Wahrheit zuzuführen, ist: daß sie dieselbe einigen hinlänglich aufgeklärten Menschen, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen können, ingeheim beibringen. Schon dazu gehört aber ein bei ganzen Kollegien seltener Drang, Wahrheit und bessere Erkenntniß Andern mitzutheilen. Wo dieser seltene Fall nicht eintritt, ist an eine solche geheime Mittheilung bei der ganzen Priesterschaft einer Nazion nicht zu gedenken. Es ist auch einleuchtend, daß selbst die allerbehutsamste Mittheilung mit Gefahr für die Volksreligion, und folglich

lich auch für die Priesterschaft derselben, verbunden sei. Denn wer bürgt den Priestern dafür, daß die Aufgeklärten, welche von ihnen unterrichtet sind, nun die Pflicht, Andere in einem der wichtigsten Stücke des menschlichen Wissens aufzuklären, nicht eben so stark fühlen, als sie; und sich nicht verbunden glauben, dieser Pflicht das ungerechte, ihnen abgelockte Versprechen, die erkannte Wahrheit Andern zu verbergen, aufzuopfern, und somit allmählich und unmerklich die dem Priesterstande schädliche Aufklärung über das ganze Volk zu verbreiten?

Indessen findet sich wirklich ein Beispiel einer solchen gewagten Mittheilung einer reineren Religion bei den Braminen. Wenigstens besitzen *) „diejenigen Braminen, die es in der Vollkommenheit am weitesten gebracht haben, zugleich „ein Privilegium des Standes, die geheimen „und reinen Lehren ihres Glaubens und ihrer „Philosophie Andern, die sie für fähig halten, „wieder zu lehren und zu erklären." Es ist aber auch die Gefahr, ihr Ansehen und ihren Einfluß dadurch zu verlieren, bei ihnen nicht so groß als bei andern: denn nicht nur haben die Gentoos

*) Nach Kleuker zu Holwells Nachrichten von Hindostan und Bengalen, Leipz. 1778. S. 562.

(Dschentuhs) eine zu feste Anhänglichkeit an ihre Religion, als daß ein allgemeiner Abfall von derselben zu befürchten wäre; sondern es ist auch die geheime Religion der Braminen von der öffentlichen nicht so verschieden, daß diese jene nothwendig aufhöbe. Beide sind vielmehr im Grunde die nehmliche: nur daß die öffentliche durch Zusätze, die den Braminen vortheilhaft sind, verfälscht ist; und über das ist selbst die bessere Religion keine reine, sie erkennt untergeordnete Gottheiten, und läßt den Priestern Einfluß genug auf das Wohl ihrer Gemeinde.

Eine geheime Mittheilung einer vollkommnern Religion an wenige Auserwählte wird also bei dem Priesterstande immer Ausnahme von der Regel bleiben. Der ordentliche Fall wird immer der sein, daß das Kollegium der Priester die Wahrheit der Volksreligion versicht; selbst wenn es von ihrer Unvollkommenheit und Falschheit überzeugt ist. Die Priesterschaft hat alsdann eine geheime Religion für sich; und man betrügt sich sehr, wenn man aus Spuren von dieser schließt, daß sie bei dem Volke die herrschende gewesen sei.

Ist aber bei dem Volke, durch irgend ein glückliches Ereigniß, die Religion auf eine Stufe der Reinigkeit gestiegen, auf welcher das Ansehen

der

der Priester wankend wird: so werden sie zwar nicht wohl die neue Volksreligion geradezu bestreiten können; sie werden aber nicht unterlassen, ihr in der Stille entgegen zu arbeiten, und sie nach und nach zu ihrem Vortheil zu verfälschen.

Durch den weisen Bramah, wer er auch gewesen sein mag, wurde unter den Gentoos eine Volksreligion eingeführt, deren Hauptlehren folgende waren: „Es ist ein ewiger und einziger „Gott, Schöpfer alles dessen, was ist. Dieser „entschloß sich, Geister zu schaffen, die der Theil„nehmung an seiner Seligkeit und des Dienstes „seiner Herrlichkeit fähig wären. Einige von „diesen thaten Böses, und versagten dem Ewigen „ihren Gehorsam. Zur Strafe ließ sie Gott in „die Finsterniß hinabstürzen, und verdammte sie „zu unaufhörlichem Jammer. Durch die Für„bitte der gutgebliebenen Geister ließ er sich end„lich erweichen, und erklärte, die rebellischen „Geister sollten mit sterblichen Körpern bekleidet „werden, und nach 88 Wanderungen in andere „Körper endlich den Körper des Menschen bele„ben. Diese Wanderungen sollten sie auf der „untersten, zu ihrer Strafe und Läuterung be„stimmten Region, der Erde, durchgehen; und „wenn sie in der letzten Wanderung sich besserten,

„sollten sie von dieser Region nach und nach 7 an„dere zur weitern Strafe und Läuterung, und, „wenn sie auch hier in der Probe beständen, noch „7 Regionen zur Vollendung ihrer Reinigung „durchgehen, und dann zu ihrer vorigen Selig„keit gelangen. Beständen sie aber in dem Prü„fungsstande nicht, so sollten sie auf Jahrtausen„de, oder gar auf ewig, in die Finsterniß zurück„geworfen werden *)."

Nach der Erzählung, die selbst einige gelehrte Braminen dem Engländer Holwell machten, der 30 Jahre in Bengalen diese Religion studierte, wurden die Lehren Bramah's tausend Jahre ohne Veränderung gepredigt und fortgepflanzt. Dann schrieben einige Braminen eine Paraphrase über die Bücher Bramah's, in welchen der Originaltext noch unversehrt beibehalten, doch aber die simpeln Lehren schon in Geheimnisse eingehüllt wurden. Allein, etwa 500 Jahre später, wurden die Laien von der Kenntniß ihrer ursprünglichen Religionsbücher gänzlich ausgeschlossen, und das Ganze der Religion durch Allegorieen und Fabeln in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Geschichten ihrer Rajahs und ihres Landes wurden unter Figuren und Symbolen in die Religion ein-

*) Kleuker am angeführten Orte.

eingewebt, und eine Menge von neuen Ceremonien und äußern gottesdienstlichen Gebräuchen angeordnet. Endlich wurden diese Gebräuche so sehr vervielfältigt, ein solch unzähliches Heer von neuen Gottheiten geschaffen, daß die Lehrer der Theologie, die Braminen, nun eine ganz neue und große Wichtigkeit erlangten. „Denn die täglich zu voll„bringenden Religionspflichten, die man durch diese „neuen Anordnungen jedem Gentoo aufbürdete, „waren so verwickelt und schwer, und man machte „ihnen das geringste Versehen so fürchterlich, daß „sie immer einen Braminen bei der Hand haben „mußten, ihnen in Vollbringung derselben mit „Erklärung und Hülfe beizustehn. Gleichwohl „verstanden sie die Kunst, durch Glanz und Ge„pränge, womit sie alle ihre Feste und Fasten aus„schmückten, die Gemüther des Pöbels zu fes„seln; und durch eine einzige neue politische An„ordnung, nehmlich die Erhaltung ihres Stam„mes oder ihrer Zunft, zogen sie die ganze Na„zion in das Joch der Priestertyrannei *)."

Nürnberg. Vogel.

*) Holwell am angef. Orte, S. 187—192.

3.

Bemerkungen über Luxus, Trägheit, und Fleiß *).

Es ist höchst wunderbar, wie verkehrt die Sachen in der Welt gehen. Natürlicher weise sollte man denken, es müsse der Vortheil von wenigen Einzelnen dem allgemeinen Vortheile nachstehen; allein, die Einzelnen führen ihre Geschäfte mit so viel mehr Eifer, Emsigkeit und Geschick, als das Gemeinwesen die seinigen führt, daß der allgemeine Vortheil gewöhnlich dem besondern nachsteht. — Wir bringen Parlamente und Staatsräthe zusammen, um ihre gemeinschaftliche Weisheit zu benutzen; nothwendig haben wir aber zugleich den Nachtheil von ihren gemeinschaftlichen Leidenschaften,

*) Da Franklins Brief über das Leben und den Tod (August, Nr. 5) solchen Lesern gefallen hat, welchen zu gefallen allein Ehre ist; so lasse ich auch diese Bemerkungen, aus einem Briefe Franklins, hier abdrucken. Das Original steht im European Magazine, 1792, June, S. 431, f. Der Brief ist wahrscheinlich aus Paris an einen Freund nach Nordamerika geschrieben, welcher zu ängstlich über den dort zunehmenden Luxus der Handelsstädte geklagt hatte. Die Bemerkungen können zugleich in Bezug auf zwei andere wichtige Aufsätze des Augusts der Monatsschrift angesehen werden: auf den Möserschen (Nr. 2), über die Arbeitsamkeit, unter dem Titel: Der arme Freie; und auf den Aufsatz (Nr. 4) über den Luxus.

ten, Vorurtheilen, und Privatabsichten. Vermittelst dieser, machen ränkevolle Menschen sich zu Meistern ihrer Weisheit, und bethören die Besitzer derselben. Ja, wenn man nach den Verhandlungen, Beschlüssen, und Verordnungen in Absicht des Handels, auf dem ganzen weiten Erdboden, urtheilen darf; so wird keinem Gutherzigen ärger mitgespielt, als einer Versammlung von Staatsministern.

Noch habe ich an kein Mittel gegen den Luxus gedacht. Ich bin noch nicht gewiß, ob er in einem großen Staate ein Heilmittel duldet; noch, ob das Uebel wirklich immer so groß ist, als man es vorstellt. Laßt uns unter dem Namen Luxus allen unnöthigen Aufwand begreifen, und dann zusehn, ob Gesetze zur Verhütung eines solchen Aufwandes in einem großen Lande ausführbar sind; und ob, wenn sie in Ausführung gebracht werden könnten, unser Volk im Ganzen glücklicher, oder auch nur wohlhabender sein würde. Ist nicht die Hofnung, einst in den Stand zu kommen, Dinge des Luxus sich anzuschaffen und zu genießen, ein großer Sporn zu Arbeit und Fleiß? Kann folglich der Luxus nicht mehr hervorbringen als er verzehrt, da ohne einen solchen Sporn die

Men-

Menschen, wozu sie von Natur nur zu geneigt sind, faul und träge sein würden?

Ich erinnere mich hierbei eines Falles. Der Patron einer zwischen Kapmay und Philadelphia gehenden Schaluppe hatte uns einen kleinen Dienst erzeigt, wofür er keine Bezahlung nehmen wollte. Als meine Frau hörte, daß er eine Tochter habe, schickte sie ihr eine neumodische Haube zu. Drei Jahre nachher kam der Schifsmann, mit einem alten Pächter aus Kapmay, seinem Passagier, wieder in mein Haus. Er sprach von der Haube, und wie sehr seine Tochter sich darüber gefreuet habe. „Aber," setzte er hinzu, „es ward eine „theure Haube für unsre Gemeine." — Wie so? — „Als meine Tochter mit dem neuen Kopfputz „in der Kirche erschien, ward er so bewundert, „daß alle Mädchen darauf bestanden, auch solche „Hauben aus Philadelphia zu haben; und ich „und meine Frau haben berechnet, daß Alles zu„sammen nicht unter hundert Pfund kann gekostet „haben." — „Richtig!" sprach hierauf der Pächter; „allein Sie erzählen die Geschichte nur „halb. Ich denke, die Haube hat uns dennoch „Vortheil geschaft: denn sie hat zuerst unsre Mäd„chen dazu gebracht, wollene Handschuh zum Ab„satz nach Philadelphia zu stricken, damit sie sich

„Hau-

„Hauben und Bänder von dorther anschaffen „könnten. Und Sie wissen, daß dieser Zweig der „Emsigkeit fortgedauret hat, und wahrscheinlich „immer fortdauren und noch zunehmen wird, um „einen viel höhern Ertrag zu liefern, und bessere „Endzwecke zu erreichen.“ — So ward ich dann, im Ganzen, mit diesem kleinen Zuge des Luxus wieder ausgesöhnt: da nicht nur die Mädchen glücklicher geworden waren, daß sie hübsche Hauben bekamen, sondern auch die Philadelphier, daß ihnen warme Handschuhe zugeführt wurden.

In unsern Handelsstädten an der Seeküste wird von Zeit zu Zeit großes Vermögen erworben werden. Einige von den Reichgewordenen werden klug sein, ordentlich leben, und ihren Gewinn für ihre Nachkommenschaft aufsparen. Andere, in dem Kitzel ihren Wohlstand zu zeigen, werden ausschweifen, und sich zu Grunde richten. Gesetze können das nicht verhüten. — Und vielleicht ist es nicht immer ein Unglück für das Ganze. Ein von einem Thoren verschleuderter Schilling fällt einem Weiseren in die Hände, welcher besser weiß, was er damit anfangen soll. Der Schilling geht folglich nicht verloren. Ein eitler Geck baut sich ein schönes Haus, möblirt es prachtvoll, lebt darin mit Aufwand, und hat in wenig

Jahren ausgespielt. Aber die Maurer, Zimmerleute, Schmiede, und andre ehrliche Handwerker wurden, durch seine Verwendung des Geldes, bei der Ernährung und Erziehung ihrer Familien unterstützt; der Landmann ward für seine Arbeit bezahlt und ermuntert, und das Gut ist itzt in besserm Stande.

In einigen Fällen freilich können gewisse Arten des Luxus ein Staatsübel werden, wie er ein Privatübel ist. Führt z. B. eine Nazion ihr Rindfleisch und ihr Linnen aus, um die Einfuhr von Franzwein und von Porter zu bezahlen, während noch eine Menge Menschen bei ihr von Kartoffeln leben und keine Hemden tragen; wodurch ist sie von dem Bruder Lüderlich verschieden, der Frau und Kinder verhungern läßt, und seine Kleider hingiebt um Brantwein dafür zu kaufen? Unser Amerikanische Handel hat, ich muß es gestehen, so etwas von dieser Art. Wir verkaufen unsre Nahrungsmittel an die Inseln, gegen Rum und Zucker: die wesentlichen Bedürfnisse, gegen unnöthige. Allein, wir haben Ueberfluß; und leben dem ungeachtet gut; obgleich wir, bei größerer Mäßigkeit, reicher sein könnten.

Die ungeheure Menge Waldland, welches wir noch auszuroden und zum Anbau in Stand zu

setzen haben, wird auf lange hinaus das Ganze unsrer Nazion emsig und mäßig erhalten. Will man aus dem, was man in den Seehäfen sieht, einen Schluß auf unser Volk und dessen Sitten ziehen, so urtheilt man nach einem unpassenden Beispiele. Das Volk in den Handelsstädten kann reich und üppig sein, indeß das Land alle Tugenden besitzt, welche zur Beförderung der Glückseligkeit und des öffentlichen Wohlstandes dienen. Jene Städte werden von dem Lande nicht sehr geachtet: kaum sieht man sie, als einen wirklichen Theil des Staates, an; und die Erfahrung des letzten Krieges hat gezeigt, daß ihre Einnahme vom Feinde nicht nothwendig die Unterwerfung des Landes nach sich zog, welches nichts destoweniger muthig fortfuhr seine Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten.

Einige politische Arithmetiker haben berechnet, daß, wenn jeder Mann und jede Frau vier Stunden täglich etwas Nützliches arbeiteten, diese Arbeit genug hervorbringen würde, um alle Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen. Mangel und Elend würden aus der Welt verbannt sein, und die übrigen zwanzig Stunden könnten in Muße und Freuden hingebracht werden.

Was verursacht demnach so viel Mangel und Elend? . . . . Die Zeitverwendung so vieler Männer und Frauen bei Arbeiten, die weder das Nothwendige noch das Bequeme des Lebens hervorbringen; welche dann, zusammt denen die gar nichts thun, den nöthigen Bedarf verzehren, welchen die Emsigen herbeigeschaft haben. Folgendes mag zur Erläuterung dienen.

Die ersten Bestandtheile des Vermögens erhält man, durch Arbeit, aus der Erde und dem Wasser. Ich besitze Land, und ziehe Korn daraus. Ernähre ich mit demselben eine Familie, welche nichts thut; so wird mein Korn verzehrt, und ich bin am Ende des Jahres nicht reicher, als ich bei dessen Anfang war. Wenn ich diese Menschen aber, indem ich sie ernähre, zum Spinnen, zum Ziegelbrennen und zu andern Arbeiten für einen Hausbau gebrauche; so wird der Wehrt meines Kornes nicht verfliegen, sondern bei mir bleiben, und am Ende des Jahres können wir alle besser gekleidet sein und besser wohnen. Ferner, wenn ich einen Mann, den ich ernähre, statt ihn zum Verfertigen von Backsteinen zu gebrauchen, vor mir geigen lasse; so verschwindet das Korn welches er isset, und kein Theil seiner Fabrikazion bleibt, um das Vermögen oder die Bequemlichkeit

der

der Familie zu vermehren. Ich werde, dieses Geigers wegen, um so viel ärmer werden, als meine übrige Familie nicht mehr arbeitet, oder weniger isset, damit der Ausfall, welchen jener verursacht, wieder gut gemacht werde.

Man sehe sich rund in der Welt um, und betrachte die Millionen, welche mit Nichtsthun, oder mit Sachen welche auf Nichts hinauslaufen, beschäftigt sind, indem von der Nothdurft und der Bequemlichkeit des Lebens die Rede ist. Worin besteht das grose Handelsgewühl, weswegen wir Kriege führen und einander vertilgen, als in dem Frohndienste von Millionen Menschen um unnöthige Bedürfnisse; und zwar mit augenscheinlicher Gefahr, ja mit wirklicher Aufopferung von vielen Leben durch das immerwährende Ungemach der See? Wie viel Kräfte werden zum Bauen und Ausrüsten der grosen Schiffe aufgewandt, welche aus Sina und Arabien uns Thee und Kaffee, aus Westindien Zucker, und aus Amerika Tabak hohlen sollen! Alle diese Dinge können doch nicht zu den Nothwendigkeiten gerechnet werden: denn unsre Vorfahren lebten ganz gemächlich ohne dieselben.

Es liese sich die Frage aufwerfen: Könnten alle die Menschen, die izt mit Hervorbringen, Bereiten, und Fortbringen der überflüssigen Dinge

beschäftigt sind, durch das Hervorbringen der Nothwendigkeiten ihren Unterhalt finden? Ich denke, Ja. Die Welt ist groß, und noch liegt ein beträchtlicher Theil derselben brach. Viele hundert Millionen Morgen in Asia, Afrika, und Amerika, sind noch eine Wildniß; ja selbst in Europa ist dies eine weite Strecke. Auf hundert Morgen solchen Bodens könnte Jemand ein tüchtiger Landmann werden. Und 100,000 Menschen, wovon jeder seine hundert Morgen ausrodete, würden kaum einen Fleck bestellen, der groß genug wäre, um vom Monde aus gesehen zu werden; oder man müßte dann ein Herschelsches Teleskop dort haben. So ausgedehnt sind noch die Wildnisse.

Mit einigem Trost, indessen, sieht man, daß im Ganzen die Menge von Fleiß und von Verstand unter den Menschen die Menge von Faulheit und Thorheit überwiegt. Daher der Zuwachs von guten Gebäuden, bearbeiteten Landstrichen, volkreichen und wohlhabenden Städten, in ganz Europa; welche, noch vor wenig Jahrhunderten, bloß an den Küsten des Mittelländischen Meeres gefunden wurden: und alles dies ungeachtet der beständigen Wuth rasender Kriege, welche oft in einem Jahre die Arbeit von vielen Friedensjahren vernichtet. — So dürfen wir also hoffen, daß die

Ueppig-

Ueppigkeit einiger wenigen Kaufleute an der Küste nicht das Verderben von Amerika nach sich ziehen wird.

Nur noch eine Betrachtung, und ich schließe diesen langen abschweifenden Brief. Fast alle unsre Gliedmaßen erfordern einigen Aufwand. Die Füße wollen Schuhe haben; die Beine, Strümpfe; der übrige Leib, Kleidung; und der Magen, eine beträchtliche Menge Speise. Unsre Augen nur, so ungemeinen Nutzen sie uns auch gewähren, verlangen, wenn sie vernünftig sind, höchstens die wohlfeile Unterstützung einer Brille *), welche unsre Finanzen nicht sehr zerrütten kann. Nur die Augen andrer Leute, das sind die Augen, welche uns zu Grunde richten. Wären Alle um mich her blind, so brauchte ich weder hübsche Kleider, noch schöne Wohnung, noch zierliches Hausgeräth.

1784. Benjamin Franklin.

*) Franklin trug in seinen letzten Lebensjahren (er war, als er diesen Brief schrieb, 78 Jahre alt; man s. über ihn den Aufsatz im Julius 1783, Nr. 2) so gewöhnlich eine Brille, daß er auf vielen seiner Bildnisse damit ist vorgestellet worden.

4.

Drei Gemälde in der Gallerie zu Dresden.

I.

Der Christuskopf von Hannibal Carracci.

Hoher Adel, sanft verflößt in Milde,
Reinheit, die das Laster nie entweiht,
Ruh' und stille Gottergebenheit
Leuchtet hell aus diesem Himmelsbilde.

Lästrer schweigen, Heuchler werden besser,
Zweifler glauben; und der Bosheit Blick
Bebt getroffen und beschämt zurück,
Und der Tugend frommes Herz wird größer.

Die Ihr ihn mit Lug und Trug entweihtet,
Seinen Namen frevelnd oft genannt,
Bonzen, sehet! Habt Ihr ihn gekannt? —
Edle, schauet, wessen Ihr euch freutet!

Ja ich darf ihm, diesem Manne, trauen:
Freudezitternd küss' ich seinen Mund,
Knüpfe neu mit ihm den Freundesbund;
Und sein Urbild werd' ich dort einst schauen.

II.

Battoni's Magdalena.

Der Schauplatz ist eine wilde Felsenhöhle, die im Hintergrunde Licht durch eine Oefnung erhält. Eine himmlische Form, die mehr durch ihren eigenen Glanz die Szene beleuchtet, ist in unbeschreiblicher Anmuth hingegossen. Ihr Auge voll Grazie ist auf ein Buch geheftet, das auf einem Todtenkopfe ruht; die gefaltenen Hände hat sie auf ein Felsstück gestemmt. Der weiche seidene Fluß ihrer Locken umwallt die linke Seite; auf der rechten, tritt am gebogenen Halse das Haar zurück, um dem blendendsten Weiß des Busens Platz zu machen. Ihr Gewand ist himmelblau, und von dem blendendsten Kolorit. König Friedrich ließ sich eine mehr verkleinerte Kopie, doch ohne Todtenkopf, für die Potsdammer Gallerie davon machen. Bei Hrn David Friedländer in Berlin sah ich eine meisterhafte Abbildung von Dieterich. Ein vortreflicher Johannes in der Wüste — ein herrlicher, nur etwas zu sinnlich, schöner Jüngling — den ich im Winklerschen Kabinet zu Leipzig fand, könnte als Pendant von diesem Stücke betrachtet werden.

Schöne Heilige, die mit lazulifarbenem Schimmer
Dieses Dunkel erhellt! sag, wie verirrte dein Fuß
Sich in die schaurige Kluft, wo in unwirthbarer Oede
Unter Ruinengraus keine der Grazien weilt?
Wo mitfühlende Liebe vom Wiederhalle nicht redet,
Nur der Verwesungen Bild, Todesempfindung nur herrscht?
Diese Reize sind nicht für diese Wüste geschaffen.
Dieses Auge, worin Anmuth mit Kümmerniß ringt,
Findet gewiß noch Trost in der Welt: So kehre beglückter,
Wo du beglücken wirst, schöne Verirrte, zurück.

III.

Raphaels Maria.

Ich habe die von Andern schon öfter gemachte Bemerkung, daß Raphaels Gemälde nicht auf den ersten Anblick überraschen, auch hier vollkommen bestätiget gefunden. Kein schreiendes Kolorit, keine wunderbare, oder kühn hingeworfene Gruppirung fesselt hier unsre Aufmerksamkeit: aber eine stille Größe wehet uns entgegen, und zieht uns bei näherer Betrachtung immer enger und enger an dieses göttliche Stück hin. — Diese ruhige Hoheit war der Charakter der ersten Künstler aller Zeit. Sie ist es, um die wir ewig die Alten wer-

werden zu beneiden haben, und die in keinem Kunstprodukte neuerer Zeit sich besser abdrückt, als in Klopstocks unsterblicher Messiade. Ohne das Studium der Antiken würde Raphael, so sehr eingeborner Künstler der vortrefliche Jüngling auch war, nie des Ideals der Schönheit, das seiner Seele vorschwebte, sich so bemächtiget haben; so wenig als Klopstock, ohne das Studium eines Homers, sein göttliches Genie auf diesen Grad der Reife ausgebildet hätte.

Das Gemälde, von dem die Rede ist, gehört zur dritten, der vollkommensten, Manier Raphaels. Man findet hier den Mann auf seiner höchsten Kunststufe. In seine übrigen Madonnengesichter soll sich immer etwas Kokettenmäßiges eingeschlichen haben. Hier ist reine Heiligkeit, abgesondert von allem Irdisch-sinnlichen; Andacht ohne Frömmelei, was in so vielen Marienfiguren beleidiget. Eine idealische Größe herrscht in den einzelnen Figuren, wie im Ganzen. Maria mit dem Kinde in einer Glorie; die heilige Barbara zur Linken, und der kniende Papst Sixt zur rechten Seite; unten eine vorliegende Engelgruppe in drei Halbfiguren. Maria scheint nur die Würde, die Mutter eines solchen Kindes zu sein, zu fühlen. Ihre lange edle Gestalt wird

von den Wolken gleichsam getragen, und schwebt in Duft. Ein himmlischer Knabe, dem das ingenium velocius annis aus Stirn' und Auge spricht, nicht das Bild der lächelnden Unschuld, das Bild der künftigen Mannesgröße, ist dieses Kind, das ihr Arm leicht emporhält. Barbara schwimmt, wie verloren, im Glanze der Heiligkeit und Herrlichkeit, die von dem Kinde und der Mutter ausgeht. Sie hat die Hände gefalten und das Gesicht weggewendet. Vater Sixt, eine ehrwürdige Greisenfigur, scheint all seiner Dreikronenwürde vergessen zu haben. Die Engel sind in Betrachtung versenkt; und auf ihrer Stirne runzelt sich leicht und anmuthig ein nachdenkender Ernst, der über ihr Knabenalter, in dem sie vorgestellt sind, hinausreicht. Ueber das Ganze scheint ein mildes Licht aus der unsichtbaren Welt zu schweben. Von der vortreflichen Zeichnung und Anordnung der Figuren, von dem Nicht zu viel und Nicht zu wenig, der auf das feinste getroffenen Linie der Schönheit, schweige ich. Tage lang, ohne müde zu werden, könnte man dies Gemälde betrachten. Zu fünf verschiednenmalen stand ich mit immer neuer Wollust vor ihm.

Noch eines andern Raphaels in der Dresdner Gallerie erwähne ich hier. Es ist der heilige

Georg,

Georg, wie er den Drachen erlegt hat; auf einem edelstolzen, mit den vordern Füßen keck aufstrebendem, Rosse. Roß und Reuter sind voll kühnem Feuer. In einer Hand hält der Sieger die zersplitterte Lanze hervor; die heilige Klotalinde kniet zur Seite. Ein wildes Dunkel umgiebt die Szene, durch welches die Figuren, am lebendigsten das Roß und der heilige Reuter, herausschimmern. Das Gemälde ist in Raphaels zweiter Manier: Man könnte sie seine jugendlich-männliche nennen.

* * *

Wie über Erd' und Sinnlichkeit erhaben,
Vom Duft der eignen Heiligkeit umwebt,
Dies hohe Weib in lichten Wolken schwebt!

Leicht hält ihr Arm den schönsten Götterknaben,
Aus dessen Auge frohe Weisheit spricht.
In Anbetungen, von Bewundrung trunken,
Flehn Vater Sixt und Barbara versunken;
Und weggewendet schwimmt ihr Blick in Licht.

Auf Erden fandest du dies Urbild nicht.
Nur aus den unsichtbaren Regionen,
Wo Reinheit, Schönheit ohne Lüste thronen,
O Jüngling mit dem Himmelsfunken, stahl
Für uns dein Genius dies Ideal.

Berlin, 1792.

Conz, aus Tübingen.

5.

Einige Anmerkungen zu einigen Stellen in Robertsons historischer Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien.

Der Hang der Israeliten, fremde Götter anzubeten, kann nicht stärker, nicht schwärmerischer gewesen sein, als es der Hang der Deutschen ist, ausländisches Verdienst zu verehren. Kaum darf bei irgend einem Volke ein neuer Namen mit Achtung, mit Beifall genannt werden, so hallt Deutschland diesen Namen zehnfach zurück; und wo die fremde Nazion selbst bloß gerechtes, gemäßigtes Lob entrichtet, da opfert der Deutsche, mit Ungestüm und Geschrei, übertriebne Bewunderung. Jedes neue bei irgend einem Volke erscheinende Verdienst sieht der Deutsche durch Dünste eines blinden bigotten Enthusiasmus in vergrößerter Gestalt; und erhebt, was vielleicht kaum ein außerordentlicher Mensch ist, zu einem übermenschlichen Wesen, zu einem Genie vom höchsten Range: denn was sind solche Genies, wie man sie annimmt, anders als übermenschliche Wesen?

Ich will nicht untersuchen, ob Beifall und Bewunderung der Fremden, wenn man sie so sehr über-

übertreibt, noch Gerechtigkeit sein können; nicht untersuchen, ob dieses Bezeigen gegen ausländisches Verdienst der ganzen deutschen Nazion, oder nur ihren Schriftstellern, vielleicht gar nur einer gewissen Klasse derselben, den Recensenten, eigen ist; ob nicht vielleicht das Interesse dieser Menschen, sich durch ihre wirkliche oder vorgegebne Bekanntschaft mit ausländischer Literatur ein Ansehen zu verschaffen, an dieser anscheinenden Großmuth Antheil habe. Auch will ich die Ungerechtigkeiten hier nicht aus einander setzen, die wir, vor lauter sogenannter Gerechtigkeit gegen die Fremden, unsern eignen verdienstvollen Männern erweisen; noch weniger will ich die Folgen herzählen, die hieraus zum Nachtheil unsrer Literatur erwachsen: die leidige Uebersetzungssucht; die tolle Nachahmungswuth, die abgeschmackte Art zu loben, da man einem Deutschen kein größeres Kompliment zu machen weiß, als daß man ihn irgend einem Ausländer zur Seite stellt. Oft muß einem patriotischen Deutschen Literator der Gedanken aufsteigen, daß diese Materie sehr verdiente, ausgeführt und unserm Publikum zur Beherzigung empfohlen zu werden. Allein dazu habe ich weder Beruf, noch Zeit, noch Lust.

Meine gegenwärtige Absicht ist bloß, dem schädlichen Einfluß vorzubeugen, den das Urtheil eines unter uns sehr berühmten Ausländers, über einen für das menschliche Geschlecht wichtigen Punkt, bei einer gewissen Klasse in Deutschland haben könnte. Damit man sich nicht auf den Namen dieses Mannes, als eine Auktorität berufe, sollen hier seine Gründe geprüft und ihre Richtigkeit gezeigt werden. — Ich rede von Robertson, der in seiner Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien die Eintheilung der Hindostaner in Kasten billigt und sogar lobt; und dies auf eine solche Art thut, daß er unfehlbar den überkriebnen Lobpreisern der Erblichkeit der Stände viel Freude damit gemacht hat. Auch zweifle ich nicht, diese werden alles anwenden, um das Ansehn Robertsons aufs möglichste auszubreiten und zu vergrößern, um nachher durch den Ausspruch eines so angesehnen und berühmten Schriftstellers ihre Behauptung zu unterstützen.

Robertson hat einen berühmten Namen, und er verdient ihn. Aber ich kann doch nicht umhin zu bekennen, daß ich keinen Livius oder Sallustius in ihm finde. Ich kann Robertson weiter keinen Vorzug, als fleißige Untersuchung und einen ordentlichen deutlichen, fließenden Vortrag zugestehn.

Histo-

Historische Darstellung aber, Enthüllung der innern Triebfedern, lebendige Gemälde, Kenntniß des menschlichen Herzens, die dem Geschichtschreiber das ist, was Anatomie dem großen Geschichtsmaler; große, wahre Politik: man muß sich in der That mit Wenigem begnügen, wenn man diese Eigenschaften, die eigentlich das Charakteristische eines großen Historikers sind, in Robertson bewundert. — Aber noch schlimmer! ich frage: über welches Vorurtheil seiner Zeiten, seiner Landesleute, seines Standes, seines Berufs, ist Robertson erhaben? . . . Wie tief steht er in dieser Hinsicht unter Hume!

Ich habe bei einer andern Gelegenheit nur einen kleinen Theil seiner Geschichte Karls V genauer geprüft. Ich zeigte, wie er die letzten Feldzüge Georgs von Fronsberg in Italien auf das gröbste verzeichnet, mit den falschesten Farben gemalt, und diesen Helden und seine Deutschen Krieger auf das unwürdigste und sogar pöbelhafteste behandelt hat *). — Gegenwärtig will ich Robertsons sonderbare, doch aus seinem Charakter erklärbare Urtheile über die Hindostanischen Kasten zer-

*) Zweimal nennt er sie die hungrigen Deutschen in einer Verbindung, als ob der Hunger die Triebfeder ihres Muthes gewesen wäre.

zergliedern, und zeigen, wie diese Urtheile aus grundlosen Voraussetzungen und fehlerhaften Schlüssen entstanden sind.

Robertson bewundert die Eintheilung in Kasten! die ewige Absonderung der Menschen in Herrscher und Sklaven! er hält sie für eine Frucht der höchsten Kultur! der vollkommensten Weisheit! ... Und dieser Einrichtung soll Ostindien seinen Wohlstand, den Vorzug seiner Manufakturen, seinen bereichernden Handel zu danken haben!

Im Anhange zu seinem Werke will er beweisen, daß Indien seinen uralten Ruhm, seinen Handel und Reichthum seiner frühen Civilisirung habe zu verdanken gehabt; und als die erste Probe dieser frühen Civilisirung steht S. 261 der Unterschied des Ranges und die Absonderung der Stände, mit dem Zusatz: einer der unbezweifeltesten Beweise von den beträchtlichen Fortschritten der Gesellschaft! Diese Absonderung soll die Vollkommenheit der Wissenschaften, der Künste, kurz jeder Art menschlicher Beschäftigungen befördern. Ich will die Wissenschaften ganz bei Seite setzen; es würde sonst leicht sein zu zeigen, daß eben diese Kasteneintheilung das Stillstehn der Ostindier auf der Bahn der Wissenschaften,

ten, die ihre Vorfahren eröfnet hatten, höchstwahrscheinlich verursacht hat, oder vielmehr nothwendig verursachen mußte. Ich will seine Behauptung, bloß in so weit sie die Industrie betrift, untersuchen.

In keinem Lande hat heut zu Tage die manufakturirende Industrie einen höhern Grad von Vollkommenheit erreicht, als in Großbritannien. Dennoch ist der Schluß: daß diese Vollkommenheit den großbritannischen auf diese Art der Industrie sich beziehenden Parlamentsakten beizumessen sei, noch lange nicht entscheidend; es bleibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit über, daß jene Vollkommenheit der Englischen Manufakturen dem Nazionalcharakter und hundert andern Umständen eben so sehr und mehr noch, als den Parlamentsakten müsse zugeschrieben werden. — Wenn in keinem andern Lande Künste und Erfindungen der Menschen so vollkommen gerathen wären, als in Ostindien, so könnten Robertsons Schlüsse als wahrscheinliche gelten: denn zu bündigen Schlüssen fehlt ihnen doch noch Vieles. Allein, jener Schluß ist um so viel schwächer, um so viel erbärmlicher, da es der Länder viel gegeben hat und noch giebt, wo die Industrie, an Erfindsamkeit und Betriebsamkeit der Ostindischen wenigstens

völlig

völlig gleich kam, vielleicht sie übertraf, wo aber diese Kasteneintheilung unbekannt und vielmehr das Gegentheil von jeher eingeführt war. Ich weiß nicht, ob Robertson sich getrauen würde, der Ostindischen Industrie vor der Sinesischen den Vorzug zu geben. Ich sollte es kaum vermuthen. Mir scheint die leztere vor der ersteren den Vorzug zu verdienen. . . . . Was liefert die Ostindische Industrie? Ursprünglich nur einen Artikel: Baumwollne Zeuge. Der Sinese hat weit mehr Artikel aufzuweisen: er ist der Erfinder der Seide, des Porzelans, er liefert die lackirten Arbeiten. Sodann erfordert das Kunstprodukt des Ostindiers nur einfache Erfindungen, nur viele fleißige Hände; und wo sind diese eher zu finden, als unter einem zahlreichen, armen, muthlosen Volke? Der webende und färbende Indianer ist kaum anders, als Maschine zu betrachten: denn den Vorzug seiner Farben hat er der Natur, die seinem Lande vollkommnere Färbemittel verlieh, nicht seiner Erfindungskraft, zu danken. Hingegen der Seidenbau, die Porzelan- und lackirten Arbeiten erfordern wenigstens mehr Intelligenz bei den Vorstehern und Aufsehern dieser Art Fabriken, als bei den Weber- und Färberaufsehern der baumwollnen Zeuge nöthig ist. Die heutigen Franzo-

sen und Engländer haben gewiß in Absicht auf Industrie keine Ursache, die Vergleichung mit den Ostindiern zu scheuen. Wie ungerecht müßte man sein, wenn man ihnen nicht den entschiedensten Vorzug in Absicht auf Erfindsamkeit, Geschmack und Vollendung der Bearbeitung zugestehen wollte? Sie können nur nicht so wohlfeil arbeiten, wie die Ostindier; sie haben nicht alle die schönen dauerhaften Farben, die der Ostindier hat. Jenes liegt am Klima und Boden, dieses besonders am Mangel der Färbemittel, welche die Natur bloß jenem Lande verlieh. — Nun bei allen diesen Völkern, bei den Sinesen, Franzosen und Engländern, ist die Kasteneintheilung nicht; folglich muß die Vollkommenheit der Industrie nicht so sehr von dieser Verfassung abhängen, als Robertson meint: weil sie sonst in einem Lande nicht möglich wäre, wo es an einer Hauptursache dieser Vollkommenheit, wenn sie in der Kasteneintheilung läge, fehlen würde. In Sina ist sogar überall kein erblicher Standesunterschied. Die Mandarinen machen keinen erblichen Stand aus; aller Ständeunterschied daselbst ist auf persönliches Verdienst gegründet. Bei Franzosen und Engländern ist wenigstens kein solcher Unterschied, wie in Absicht der Kasten in Ostindien, wodurch die

Nachkommen eines Vaters bis in alle Ewigkeit an die nehmliche Lebensart und Handthierung, die der Vater trieb, gebunden werden. Gleichwohl möchte ich Robertson auf sein Gewissen fragen: ob er in der That die Ostindier für industriöser, für erfindsamer und betriebsamer hält, als die Sinesen, Franzosen und Engländer? Dieser Glauben, wenn er sich dazu bekennen sollte, würde gewiß keinen einzigen Anhänger außer ihm bekommen.

Robertson gesteht, daß diese Kasteneintheilung den Erfindungsgeist wenigstens hemmen müsse. Er hätte aber gestehen sollen, daß sie ihn erstickt. Was haben die Ostindier erfunden in allen den Jahrhunderten, die seit der Einführung dieser Kasten verflossen sind? Ihre nützlichen Erfindungen sind wahrscheinlich vor der Epoche gemacht, wo diese Eintheilung durch Eroberer und Theokraten errichtet ward. Auf Fertigkeit und Feinheit der Hand schränkt Robertson endlich selbst alle diese gepriesenen Vorzüge ein, die er als Wirkungen der Kastenabtheilung betrachtet. Erhabne Vorzüge! was ist Erfindsamkeit, was sind alle Geistesgaben gegen Fertigkeit und Feinheit der Hand! Zwar sollte man denken, auch den Griechischen Künstlern, ihren Bildhauern, ihren Malern,

lern, müsse es an Geschicklichkeiten der Hand nicht gefehlt haben; zwar scheint es, daß die Französischen Seidenzeuge und Spitzen, daß die Englischen Stahlwaaren und hundert andre Artikel nicht weniger von geübten gewandten Händen zeugen. Nein, in Robertsons Augen muß allen diesen Produkten des Europäischen Fleißes noch etwas fehlen, um sie den Arbeiten Ostindischer Hände an die Seite zu setzen! — Also ist auch wohl unsre gerühmte Europäische Kultur mit der Ostindischen nicht zu vergleichen? Denn gerade darin setzt Robertson den Vorzug der letzteren, daß die Vollkommenheit der Händearbeit durch Unterdrückung des Geistes befördert ist. Dieses Urtheil von einem Manne, dessen Beruf, Vaterland und Lage eine richtigere Denkungsart und edlere Gesinnungen erwarten ließen, ja ihm zur Pflicht machten, muß bei jedem Indignazion erregen, dem die Sache der Menschheit am Herzen liegt.

Noch sonderbarer ist es, daß Robertson aus eben dieser Kasteneintheilung, S. 268 und f. die Festigkeit und Dauerhaftigkeit der monarchischen Regierung in Indien herleiten will. Wie kann er von Festigkeit der Monarchischen Regierung daselbst reden? Die auf Trug gegründete

Herrschaft der Braminen ist fortdaurend; fortdaurend sind die auf das ausschließliche Waffenrecht gegründeten Vorzüge der Tschettries oder Krieger; fortdaurend sind die Unterdrückung, Muthlosigkeit und Schwäche der niedrigen Kasten! Aber von Festigkeit und Dauerhaftigkeit der monarchischen Regierung in Ostindien zu reden, ist die ungereimteste Sache von der Welt. Wo haben die Thronen öfter schnelleren und leichtern Wechsel erlitten, als in Ostindien? Wie leicht ist es nicht jeder aus Nordasien kommenden Horde geworden, die größten Königreiche in Ostindien zu erobern! Hat Robertson denn vergessen, wie oft und wie lange Ostindien fremden Herrschern, die es durch ihr Schwert wurden, hat fröhnen müssen? wo sind die Staaten daselbst, die noch unter alten Ostindischen Regenten ständen? deren Beherrscher nicht Mogolen oder Patanen, oder sonst Fremdlinge von Abkunft wären? . . . Nein, die ganze Geschichte jenes Landes beweiset, daß Verfassungen, wie die Ostindischen, zwar herrschsüchtigen Pfaffen und Aristokraten ersprießlich, wenigstens angenehm sein mögen; aber der Fortdauer des Regentenstamms, seinem Glanze und seiner Herrschaft, nichts weniger als günstig sind.

Z.

6.

Geheimnißvolles Mittel gegen die Raupen.

Bis die in der That musterhafte, und Bewunderung und Dank verdienende Sorgfalt, welche das Königliche Forstdepartement in Vertilgung des entsetzlichen Raupenheeres angewandt hat, öffentlich bekannt wird; will ich doch eine seltsame Grille anzeigen, womit der Aberglauben, und leider selbst in dem Kopfe eines Landgeistlichen, noch immer etwas auszurichten denkt. Ordentliche Mittel, die sich auf Natur und Vernunft gründen, und zu deren richtiger Anwendung und immer größerer Vervollkommnung wahrlich Geist genug gehört, sollen gleichsam als unbedeutend, als geistlos verschmäht werden; und nur das, worin keine Physik und keine Logik einen Zusammenhang entdecken kann, soll für ein geheimnißvolles, höheres und untrügliches Mittel gelten.

Der Prediger Sch—z zu Hohen-Z—z ersuchte das Forstdepartement Eines hohen General-Direktoriums, die Vertilgung der Kienraupen, welche dieses Jahr bei uns einen so fürchterlichen Schaden verursacht haben, versuchen zu dürfen. Es trafen Umstände zusammen, weshalb man

dies Gesuch bewilligte. Es ward ihm das Königl. Kunersdorfer Revier unter dem Amte Saarmund, im Zauchischen Kreise der Mittelmark, dazu angewiesen.

Er versicherte, daß er ein unfehlbares Mittel, die Raupen durch Sympathie (wie man sonst sprach), oder vielmehr (wie er sagt) durch Antipathie zu tödten, besitze. Er habe den Versuch zuerst in seinem Pfarrgarten, worin ein Schock Obstbäume gestanden, unternommen, und die Raupen glücklich dadurch vertilgt. — Da mancher Zufall diesen Insekten tödtlich ist, und schon wegen der ganz unglaublichen Menge, womit die gelinde und daher zu ihrer Ausbrütung günstige Winterwitterung einiger Jahre uns heimgesucht hat, auch Hunderte und Tausende aus Mangel an Nahrung und Einfluß der Luft wieder wegsterben müssen; so ermangelt Herr Schw. nicht, alle diese Zufälle seinem Geheimnisse zum Vortheil anzurechnen.

Am 15 Jul. ließ sich der genannte Prediger, nach Sonnenuntergang, nach den mit Kienraupen befallenen Oertern in dem ihm angewiesenen Reviere hinführen. Seinen Begleitern befahl er — das beim Schatzgraben und bei andern Geheimnissen gewöhnliche; hier aber, wo man nicht mit

Gei-

Geistern, sondern mit unvernünftigen Thieren zu thun hatte, nicht so nöthig scheinende — Stillschweigen (die Beantwortung seiner Fragen jedoch ausgenommen), als einen Umstand, worauf es hauptsächlich ankomme.

Als er an dem Raupenfraße war, fragte er: 1) Meine Herren! warum führen Sie mich in Ihre Forst? Auf die Antwort: Wir haben Raupen darin; 2) Wie sehen sie aus? 3) Sind auch Kokons (Puppen) und Kalitten (ein Brandenburgischer Provinzialism, statt Schmetterlinge, Nachtvögel) darin? 4) Wie sehen sie aus? — Bei jedem mit Raupen befallenen Distrikte fragte er: Ob viel oder wenig Raupen, Kokons, und Kalitten, und ob sie nach einer oder nach beiden Seiten befindlich wären? — Als sie dahin zurückgekommen waren, wo sie angefangen hatten, fragte er: Dies ist also die Forst, worin Sie Raupen, Kokons, und Kalitten haben? — — Mehr durfte nicht gesprochen werden.

Am 16ten, des Morgens, durchfuhr er die ganze ihm gestern gezeigte Kienheide, um die Sorten der Raupen und die Distrikte zu besehen, weil er die Vertilgung der Thiere darnach einrichten müsse. — Am Abend desselben Tages wurde ein Distrikt umgangen, wobei wieder nicht gesprochen

werden durfte. Es wurden, von allen Ecken und aus der Mitte, Raupen Puppen und Schmetterlinge von den Zweigen genommen, und in leinene — angeblich dazu besonders bereitete — Beutel, womit 4 Jungen an den 4 Ecken des Distrikts angestellt worden waren, gesteckt. Die angefüllten Beutel hängte der neue Wunderthäter hiernächst in den Schornstein.

In den folgenden Tagen wurden die übrigen Distrikte eben so behandelt. Vierzehn Tage sollten die Beutel im Rauche hängen, und alsdann nach Sonnenuntergang vergraben werden. In den ersten drei Tagen, oder doch am neunten Tage gewiß, sollte sich der Erfolg dieses geheimnißvollen Versuches, an den frei im Walde lebenden Brüdern und Vettern der mit Segensformeln und Rauch geängstigten Insekten, zeigen.

Schon am Tage darauf fand Herr Schw. Gelegenheit zu triumphiren. Am 18 Jul. warf der, mit einem Gewitter begleitete, Regen eine Menge Raupen von den Bäumen todt zur Erde. Der Raupenräucherer schrieb dieses der Wirkung seines Mittels zu. Der Forstmeister, welcher der Operazion mit beiwohnte, aber nicht von dem Glauben des Herrn Predigers war, führte den Leztern in eine andere Gegend der Forst, welche er nicht

um-

umzogen hatte, und wo der Regen, unbestellt, dasselbe gewirkt hatte. — Daß er demungeachtet fest bei seiner Meinung blieb, versteht sich von selbst.

Er behauptete ferner: daß, sobald er mit seinem Mittel den Anfang gemacht habe, die Raupen nicht mehr so gefräßig wären, sondern sich krank befunden, auch am 9ten Tage sich ziemlich, die zwei jüngern Generazionen aber sich gänzlich verloren hätten. Bei Eröfnung und Untersuchung der Kokons haben viele darin befindliche Puppen sich todt, andere aber dem Absterben nahe befunden. — Der Forstmeister sagte zwar dagegen: daß, wenn die Raupen sich zu verpuppen anfangen, sie immer schwach werden und zu fressen aufhören; daß natürlicherweise von der ungeheuren Zahl viele sterben müßten; daß eben so natürlich nicht alle Kokons auskommen könnten: wie denn auch ihm, ohne Antipathie, von 10 Kokons, welche er in der Stube gehabt, nur eine Phaläne ausgekommen sei. Allein, der Prediger beklagte die Wirkungen des Vorurtheils und des Unglaubens.

7.

Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde *).

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauchte ich kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptideen vermehrte, sie auf alle einzelne Gegenstände nach und nach anzuwenden. Allein diese Anwendung wird hier um so weniger unnütz sein, als ich mich allein bei der Wirkung des Kriegs auf den Charakter der Nazion, und folglich bei dem Gesichtspunkt beschränken werde, den ich in dieser ganzen Untersuchung, als den herrschenden, gewählt habe. Aus diesem nun die Sache betrachtet, ist mir der Krieg eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts; und ungern seh ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurücktreten. Es ist das, freilich furchtbare, Extrem, wodurch

*) Der Herausgeber merkt hierbei an: daß die Frage, welche hier in Absicht Eines Gegenstandes beantwortet ist, in Absicht aller Gegenstände der innern Politik untersucht, in einer eigenen Abhandlung dem Publikum vorgelegt werden soll. Der obige Aufsatz ist nehmlich ein Bruchstück eines Werkes, welches den Titel führen wird: „Ideen zu einem Ver„such, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats „zu bestimmen.“ B.

durch jeder thätige Muth gegen Gefahr, Arbeit, und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedene Nüancen im Menschenleben modifizirt, und welcher allein der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit giebt, ohne welche Leichtigkeit Schwäche, und Einheit Leere ist.

Man wird mir antworten: daß es, neben dem Kriege, noch andere Mittel dieser Art giebt: physische Gefahren bei mancherlei Beschäftigungen; und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — moralische von verschiedener Gattung, welche den festen, unerschütterten Staatsmann im Kabinett, wie den freimüthigen Denker in seiner einsamen Zelle, treffen können. Allein, es ist mir unmöglich, mich von der Vorstellung loszureißen: daß, wie alles Geistige nur eine feinere Blüthe des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, auf dem sie hervorsprießen kann, in der Vergangenheit. Allein, das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück: die Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nazion; und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. — Andern, obschon gleich gefahrvollen, Beschäftigungen: Seefahrten, dem Bergbau, u. s. w. fehlt, wenn gleich

mehr und minder, die Idee der Größe und des Ruhms, welche mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der That nicht schimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauren, als sie zu besiegen;

— mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.

Rettung ist nicht Sieg; was das Schicksal wohlthätig schenkt, und menschlicher Muth oder menschliche Erfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht oder Beweis der Obergewalt. Auch denkt Jeder im Kriege das Recht auf seiner Seite zu haben, Jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch — und mit einem Gefühl, das auch der kultivirteste nicht abläugnen kann — es höher, seine Ehre zu reinigen, als Bedarf fürs Leben zu sammeln.

Niemand wird es mir zutrauen, den Tod eines gefallenen Kriegers schöner zu nennen, als den Tod eines kühnen Plinius, oder — um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen — den Tod von Robert und Pilâtre du Rozier. Allein, diese Beispiele sind selten; und wer weiß,

ob

ob ohne jene sie überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg gerade keine günstige Lage gewählt. Man nehme die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage einen Jeden, was solch ein Beispiel auf eine Nazion wirkt? — Wohl weiß ichs, eben dieser Muth, eben diese Selbstverläugnung kann sich in jeder Situazion des Lebens zeigen; und zeigt sich wirklich in jeder. Aber, will man es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn der lebendigste Ausdruck ihn auch am meisten hinreißt? und kann man es läugnen, daß ein Ausdruck dieser Art wenigstens in der größesten Allgemeinheit wirkt? Und bei alle dem, was ich auch je von Uebeln hörte, welche schrecklicher wären als der Tod; ich sah noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genoß, und — ohne Schwärmer zu sein — den Tod verachtete. Am wenigsten aber existirten diese Menschen im Alterthum, wo man noch die Sache höher als den Namen, die Gegenwart höher als die Zukunft, schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt nur von solchen, welche — nicht gebildet, wie jene in Platons Republik — die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das was sie sind; von Kriegern, welche, das Höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel setzen. — Alle Situazionen, in welchen sich die

Ex-

Extreme gleichsam an einander knüpfen, sind die interessantesten und bildendsten. Wo ist dies aber mehr der Fall, als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und des Bürgers, in unaufhörlichem Streite zu sein scheinen; und wo dennoch, sobald nur gerechte Vertheidigung die Waffen in die Hand gab, alle diese Kollisionen die vollste Auflösung finden?

Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam, und nothwendig halte, zeigt hinlänglich, wie, meiner Meinung nach, im Staate davon Gebrauch gemacht werden müßte. Dem Geist, den er wirkt, muß Freiheit gewährt werden, sich durch alle Mitglieder der Nazion zu ergießen. Schon dies spricht gegen die stehenden Armeen. Ueberdies sind sie, und die neuere Art des Krieges überhaupt, freilich weit von dem Ideale entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger, mit Aufopferung seiner Freiheit, gleichsam Maschine werden muß; so muß er es noch in weit höherem Grad bei unserer Art der Kriegführung, bei welcher es so viel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen ankömmt. Wie verderblich muß es nun sein, wenn beträchtliche Theile der Nazionen, nicht

bloß einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch, im Frieden, nur zum Behuf des möglichen Krieges, in diesem maschinenmäßigen Leben erhalten werden?

Vielleicht ist es nirgend so sehr, als hier, der Fall, daß, mit der Ausbildung der Theorie über die menschlichen Unternehmungen, der Nutzen derselben für diejenigen sinkt, welche sich mit ihnen beschäftigen. Unläugbar hat die Kriegskunst unter den Neueren unglaubliche Fortschritte gemacht; aber eben so unläugbar ist der edle Charakter der Krieger seltner geworden. Seine höchste Schönheit existirt nur noch in der Geschichte des Alterthums; wenigstens — wenn man dies für übertrieben halten sollte — hat der kriegerische Geist bei uns sehr oft schädliche Folgen für die Nazionen, da wir ihn im Alterthum so oft von den heilsamsten begleitet sehn. Allein, unsre stehenden Armeen bringen, wenn ich so sagen darf, den Krieg mitten in den Schooß des Friedens. Kriegsmuth ist nur in Verbindung mit den schönsten friedlichen Tugenden, Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühl ehrwürdig. Beides getrennt — und wie sehr wird eine solche Trennung durch den im Frieden bewaffneten Krieger begünstigt? — artet diese sehr

leicht

leicht in Sklaverei, jener in Wildheit und Zügellosigkeit aus.

Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren großen unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte.

Auch müßte ich sehr unglücklich in Auseinandersetzung meiner Ideen gewesen sein, wenn man glauben könnte, der Staat sollte, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Krieg erregen. Er gebe Freiheit; und dieselbe Freiheit genieße ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem

Zeit-

Zeitalter Menschen, und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehn; und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Frieden weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist: und dann wird der Frieden den Nazionen freilich ein eben so wohlthätigeres Geschenk sein, wie der friedliche Pflüger ein hölderes Bild ist, als der blutige Krieger. — Und gewiß ist es, denkt man ein Fortschreiten der ganzen Menschheit von Generazion zu Generazion; so müßten die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die freien Menschen, friedlich geworden. Itzt — das beweist Ein Jahr Europäischer Geschichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.

Soll ich itzt auch aus diesem Räsonnements einen zu meinem Endzweck dienenden Grundsatz ziehen: so muß

der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch eben so wenig, wenn die Nothwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nazion zu ergießen, völlige Freiheit verstatten; und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nazion zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie dann, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie derselben nicht bloß die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordinazion eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.

W. von Humbold.

8.

Nachricht von einem zur richtigen Stellung der Uhren erfundenen Sextanten, nebst astronomischen Tafeln.

Da fast kein Ort ist, wo man nicht öfter über den unordentlichen Gang der Uhren, und die dadurch in den Geschäften des gemeinen Lebens verursachten Irrungen klagte; da folglich Jedermann daran gelegen sein muß, daß die astronomischen Mittel, wodurch sich die wahre Zeit zuverläßig erfahren und der Gang der Uhren prüfen und berichtigen läßt, gemeinnütziger gemacht werden: so sind die genannten Sextanten und Tafeln zu diesem Endzweck möglichst bequem eingerichtet worden.

Der Sextant besteht aus einem stählernen Dreieck, woran sich ein messingner in 60 Grade eingetheilter Bogen, nebst einem Bleilothe, befindet. Er hat $8\frac{1}{2}$ Rheinländische Zolle im Radius, und wiegt nur 13 Köllnische Lothe. Sein Gebrauch ist sehr einfach. Man hält ihn nehmlich mit beiden Händen, an den äußersten Enden des Bogens, dergestalt in den Sonnenschein, daß er sich inwendig selbst beschattet, und daß bloß ein auf weißem Grunde befindliches Pünktchen erleuchtet

werde. Während dies geschiehet, schneidet der Lothfaden den Grad der Sonnenhöhe ab.

Eben so leicht und schnell findet man aus der gemessenen Sonnenhöhe, vermittelst der Tafeln, die Stunde und Minute der wahren Zeit. Denn sie sind sämmtlich in der Jedermann verständlichen Kalenderform abgefaßt; und man darf also nur den Monatstag darin aufsuchen, um das Verlangte ohne alles weitere Besinnen und Rechnen, zu erfahren. — Stellt man nun die Uhr unverzüglich auf die gefundene Stunde und Minute, so gehet sie zuverläßig mit der Sonne überein.

Eine, dergestalt mit der Sonne übereingestellte, Uhr gewähret eine sehr leichte und richtige Ziehung der Mittagslinie. Denn man darf nur, indem die Uhr Zwölf zeiget, den Schatten eines Lothfadens, oder einer Lothrechten Ecke, z. B. eines Thür- oder Fensterpfostens, nachreißen, oder mit einigen Punkten bezeichnen.

Auch kann hiernach die Stellung der gewöhnlichen Sonnenuhren geprüft und berichtiget werden; welches sie insgemein sehr nöthig haben.

Da die Mittagslinie eine überaus bequeme und sichere Stellung der Uhren gewähret; so wird man leicht den Wunsch äußern, jede andere Schattenlinie eben so benutzen zu können, zumal

wenn

wenn man in seinem Zimmer keine Mittagssonne hat. Dieser Wunsch wird durch die Azimuthaltafeln erfüllt; die eben so, wie die Tafeln der Sonnenhöhen, eingerichtet sind, und deren Gebrauch noch einfacher, allgemeiner, und zuverläßiger ist. Durch diese Tafeln, wird Jeder der nur eine Uhr zu stellen, eine Linie zu ziehen, und eine Zahl dabei zu schreiben weiß, in den Stand gesetzet, in jedem von der Sonne bescheinbaren Fenster oder Zimmer, eine höchst richtige Sonnenuhr, ohne alle Mühe und Kunst, zeichnen zu können.

Es trägt sich oft, und besonders im Winter, zu, daß die Sonne in vielen Tagen und Wochen nicht zum Vorschein kommt, oder für einen gewissen Wohnplatz von Gebäuden oder Gebirgen verdeckt wird. Da sich unterdeß doch die Sterne zuweilen sehen lassen, so ist es eben so nützlich als angenehm, auch an diesen die wahre Zeit beobachten zu können. Hierzu dienen die Sterntafeln, welche außer einigen andern nützlichen Tafeln, ein Verzeichniß von beinahe 500 Sternen, von der ersten bis zur vierten Größe, enthalten. Auch diese Beobachtungen, erfordern keine größere Geschicklichkeit, als ein oder zwei Lothe in einem Fenster aufzuhängen, zu bemerken wann und welche

Sterne dahinter stehen, und ein paar Zahlen zusammen zu addiren. Anderer zum Theil noch leichterer Arten zu geschweigen.

So enthalten also die Sonnenhöhentafeln, nebst den Azimuthal- und Stern-Tafeln, in Verbindung mit dem Sextanten, Alles was die Astronomie, zu einer bequemen, geschwinden und zuverlässigen Bestimmung der Zeit für das gemeine Leben, darbietet; und sie könnten, wenn sie, wenigstens bei den öffentlichen Uhren, durch obrigkeitliche Veranstaltung oder Erlaubniß angeschaft würden, viel Nutzen stiften und manchen Klagen abhelfen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, sind nicht allein die Tafeln dem gewöhnlichen Buchhandel völlig übergeben, und folglich in allen Buchläden zu haben; sondern auch, durch geschickte Arbeiter, so viele stählerne Sextanten verfertiget worden, daß künftig jede Bestellung, die unmittelbar bei dem Verfasser, unter den in solchen Fällen bekannten Bedingungen geschiehet, prompt befriediget werden wird. Zugleich ist auf einen billigen Preis gesehen worden. Es kostet nehmlich ein Exemplar bloßer Sonnenhöhentafeln, für einen einzelnen Breitengrad, nur 12 Ggr. Man muß aber, bei der Bestellung, den Ort an welchem es

gebraucht

gebraucht werden soll, oder die nächste bekannte Stadt, angeben. Die Azimuthal- und Sterntafeln sind, noch zur Zeit, erst für den 52 und 53sten Breitengrad heraus; und kosten, mit Inbegrif der Sonnenhöhentafeln, und eines in Kupfer gestochenen Sextanten, 20 Ggr. — Auch ist eine französische Ausgabe der Sonnenhöhentafeln für ganz Deutschland und dessen westlich- und östlich-benachbarte Länder, vorhanden; die eben so, wie die deutsche, schön und korrekt gedruckt ist. — Ein stählerner Sextant, in einem hölzernen mit Lederpapier überzogenen Futterale, kostet 3 Rthlr. oder einen halben neuen Louisd'or *).

Bei der gedachten Ausgabe der Astronomischen Tafeln, für den 52 und 53sten Breitengrad, befindet sich noch eine Zugabe, für solche Besitzer, denen es nicht an Mathematischen und besonders Trigonometrischen Kenntnissen mangelt; wodurch sie, wenn sie anders Lust dazu haben, sich leicht in den Stand setzen können, die zur Bestimmung der Geographischen Länge und Breite ihrer Wohnörter, erforderlichen Astronomischen Beobachtungen anzustellen. Bekanntlich sind die Karten von

*) In Berlin sind die Bücher und der Sextant zu haben bei dem Buchhändler Karl Matzdorf unter der Stechbahn.

Deutschland, noch zur Zeit, hin und wieder so fehlerhaft, daß es vielleicht nicht unverdienstlich ist, bei jeder schicklichen Gelegenheit guten Samen zu ihrer Verbesserung auszustreuen, und Geschmack an gemeinnütziger praktischer Astronomie zu verbreiten.

Schwelm, in der Grafschaft Mark. — Müller, Prediger.

* * *

Diese Tafeln, nebst einem dazu gehörigen stählernen Sextanten, zeigte der Kurator Herr Graf von Herzberg in der Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften vor.

Da nun die Akademie des Verfassers Bemühung, die praktische Auflösung einer bekannten Astronomischen Aufgabe zum gemeinnützigen Zweck zu erleichtern und zu verbreiten, mit Beifall bemerkt: so ist sie geneigt, den ohnehin wohlfeilen Ankauf dieses Buchs und Instruments allen denjenigen zu empfehlen, die in unsern Gegenden, in Städten und auf dem platten Lande, beim Mangel einer Sonnenuhr, Geschicklichkeit, Neigung und Veranlassung haben, den Gang der öffentlichen und Privat-Uhren in den Stunden des Tages, da es nach dieser Methode bei scheinender Sonne möglich bleibt, mit einer für die Geschäfte

des

des bürgerlichen Lebens hinreichenden Genauigkeit zu prüfen und zu berichtigen.

Berlin,
den 20 September 1792.

E. F. Graf von Herzberg.

9.

Ueber Arbeitschulen.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Arbeit sollte natürlich die unnachlaßliche Bedingung zum Genuß sein; und das Unglück der Armuth müßte eigentlich nur denjenigen treffen, welcher nicht arbeiten könnte, oder wollte. Dies sind in der Theorie unbestrittene Sätze. Allein, die Erfahrung lehret jeden Menschenfreund, daß es noch zwei andere Quellen der Armuth giebt: wenn nehmlich Menschen, so thätig sie auch gerne wären, doch keine Arbeit finden; und, wenn sie nicht zu arbeiten verstehn.

Es haben, zur Wegräumung beider Arten Hindernisse, theils einsichtsvolle Schriftsteller, theils edeldenkende Privatpersonen, an manchen Orten Deutschlands schon viel gewirkt; und es ist ein erfreulicher Anblick, dies Gute immer weiter

verbreitet zu sehn. Ich habe verschiedene Aufsätze vor mir, welche mich dieses Vergnügen genießen lassen. — Bloßes Almosengeben erleichtert auf einen Augenblick sowohl den Reichen, indem es den unglücklichen Gegenstand von ihm entfernt, als auch den leztern, welcher vielleicht das dringendste Bedürfniß sofort stillen kann. Allein, im Grunde wird, sowohl ihm, als dem Staate, und selbst der Moralität, dadurch mehr geschadet als geholfen. Die simple Antwort ist: Man schaffe demjenigen Arbeit, welcher gern arbeiten will; man lehre sie denjenigen, welcher sie noch nicht versteht. Freilich findet die Anwendung bisweilen einige Schwierigkeit; welche aber, wenn nur ein redlicher und verständiger Mann den Plan entwirft, und wohlwollende Mitbürger sich zu dessen Ausführung vereinigen, sich ziemlich leicht heben läßt.

Warum sollte ich, bei dieser Gelegenheit, nicht freimüthig meine Verwunderung äußern, daß Berlin, dessen Bewohner ich mit Stolz meine Landsleute nenne, — ungeachtet der Wohlthätigkeit seiner Bürger, worin es vielleicht jede Stadt übertrift — noch keine Anstalten zu diesem Zwecke hat? Zum Beispiel, um nur dies Eine zu nennen, noch keine öffentlichen Säle, worin die vom Spinnen lebenden Personen im Winter Wärme

und

und Licht, vielleicht auch Garn zur Arbeit, finden könnten. Ferner, unter den so zahlreichen Armenschulen unserer Stadt, noch keine Arbeits- oder sogenannte Industrie-Schule.

In den beiden Reichsstädten Lübek und Hamburg sind sehr gute Privatanstalten zur Beschäftigung, d. h. zur wahren Versorgung, der Armen errichtet. Die Lübekischen Anzeigen vom 17 Dezember 1791 enthalten eine „Nachricht „von den bisherigen Vorbereitungen einer neuen „Arbeitsanstalt, nehmlich einer Wollspinnerei „und damit zu verbindenden Friesenmanufaktur." Sie soll durch Aktien gegründet werden. In der Nachricht heißt es unter andern: „Unsre Armen „sind noch lange nicht alle so verderbt, wie man„cher glaubt. Bei der Flachsspinnerei meldeten „sich gleich Anfangs zwei bis drei Hundert. Un„ter 100 Spinnenden waren etwa 2 oder 3, die „sich diebisch oder sonst sehr unartig betrugen. „Die Uebrigen arbeiteten treu, äniſig, und gut. „Selbst in jedem Frühjahre, wann ihnen kein „Flachs mehr gereichet wurde, äußerten viele ihre „herzliche Dankbarkeit für diese Hülfe durch den „Winter. Mit solchen Menschen, die noch sol„cher Triebe und Ordnung fähig sind, ist gewiß „etwas anzufangen."

In

In Hamburg geht die Armen- und Arbeitsanstalt noch mehr ins Große. Es sind mit derselben zugleich Medicinal- und Schulanstalten verbunden. Von Zeit zu Zeit erscheint eine in Quart gedruckte „Nachricht an Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der Armenanstalt"; 3 Nachrichten machen 1 Heft aus. Anfangs waren bloß Spinnschulen errichtet; nun werden die stärkeren Knaben im Bindgarnmachen, und die Mädchen in einer zweiten Klasse der Industrieschule, im Nähen Stricken und Weben unterrichtet. Von diesen Schulanstalten handelt vorzüglich die Elfte und Zwölfte Nachricht, Hamburg im Dezember 1791.

Es wird daselbst der Sonntagsschulen in England gedacht, von welcher wohlthätigen Anstalt auch schon die Berl. Monatsschrift 1788 Julius, S. 4 f., und 1790 Januar S. 77, f. geredet hat. — Das goldene Wort: Ora et labora, muß ewig bei allen denkenden Menschen in Achtung stehn, und giebt die beste Richtschnur für Erziehungs- und Bildungsanstalten. Nur wird das gleichschwebende Verhältniß zwischen den beiden Forderungen dieses schönen Spruches nicht immer richtig getroffen. Daraus, daß England die Erfinderinn der Sonntagsschuken ist, sollte man fast

schlie-

schließen, daß die Menschenfreunde in jenem ämsigen Lande merkten, es würde dort mehr gearbeitet als gebetet; und sie verfielen daher auf ein Mittel, die zu jeder andern Zeit beschäftigten Menschen an einem Tage, welcher theils dem äußern Gottesdienste theils der Erholung gewidmet ist, zum Unterrichte zu versammeln. In Deutschland hingegen scheint man gefunden zu haben, daß ehemals zu viel gebetet und zu wenig gearbeitet worden ist; wohldenkende Männer, und selbst Geistliche, beschränken deshalb einige Zeit des sonst gewöhnlichen Katechismusunterrichts, und verwenden dieselbe zur Unterweisung in nützlichen Arbeiten.

So sind die Industrieschulen entstanden, um deren große Verbreitung Herr Prediger Wagemann in Göttingen ein ungemeines Verdienst hat. Man kennt sein „Magazin für Industrie und Armenpflege"; man kennt sein Werk: „Ueber die „Bildung des Volks (des Baurenstandes) zur „Industrie." — Ist eine wahrhaft gemeinnützige Sache nur erst einmal auf verständige Weise in Gang gebracht, so bilden sich nach dem aufgestellten Muster immer neue Anlagen. Und so entstehen im Hannöverischen, ununterbrochen, in den meisten Städten, und fast auf jedem Dorfe, Arbeits-

beitsschulen, zu deren erster Einrichtung die wohlthätigen Gutsherrschaften eine kleine Summe, um die Werkzeuge und die rohen Materialien anschaffen zu können, schenken.

Mit patriotischer Freude kann ich hinzusetzen, daß man an die Errichtung solcher Arbeitsschulen auch in unserm Lande denke. Des Herrn Staatsministers von Voß Excellenz, Chef des Departements der Kurmark, und der Generaldirektion der Landarmen- und Invaliden-Verpflegung, um welche Er so große Verdienste hat, will sich auch dieses neuen Verdienst um die Ihm untergeordnete Provinz erwerben.

Es ist dem zufolge den Predigern aufgegeben worden, Vorschläge hierüber zu thun. Ich habe das Vergnügen, einen zu diesem Ende abgefaßten Bericht den Lesern vorzulegen. Der Herr Verfasser hat sich, durch seine sehr gute Beschreibung *)

der

*) Neue Beschreibung der Neukirchen Schule, zu Arbeitsheil, zugleich ein praktisches Handbuch für Lehrer, welche nach Neukirchner Methode unterrichten können und wollen. Von Karl Friedrich Riemann, Reform. Prediger zu Neu-Lutenau bei Wriezen (an der Oder). Mit einer Vorrede von Sr. Hochwürden, dem Herrn Dombern. u. s. w. Friedrich Eberhard von Rochow, Erbherrn auf Reckan, u. s. w. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai. 1792. 15 Bogen in 8.

der musterhaftesten Landschule, als einen Kenner des ländlichen Unterrichts legitimirt. — Möge, so wie die Rochow'schen Schulanstalten ihrem edlen Stifter die Verehrung aller Wohldenkenden verschaffen, so auch nun bald gutangelegte Arbeitsschulen ein neuer Segen für unser Land werden!

B.

* * *

Ueber Industrie-Schulen.

Es ist den hiesigen Predigern *) aufgegeben worden, über die von E. Königl. Kurmärkischen Kammer verordnete Errichtung der Industrieschulen auf dem platten Lande, sowohl überhaupt, als auch in besonderer Beziehung auf ihr Lokales, dienliche Vorschläge zu thun. Der Unterzeichnete glaubte also, über folgende 3 Punkte sein Urtheil äußern zu dürfen:

1) Ueber die Hindernisse, welche der Ausführung dieses Plans entgegenstehen, und über deren mögliche Hebung.
2) Ueber die nach Hinwegräumung jener Hindernisse zweckmäßigste Einrichtung solcher Institute überhaupt; und

3)

*) Es sind zwei Prediger in Neu-Küstrinchen: der Lutherische, Herr Kranz; und der Reformirte, der Verfasser.

3) Ueber die Errichtung eines solchen an seinem Orte besonders.

§. 1.

Zu den Hindernissen rechnet er zuförderst die bisherige fehlerhafte Verfassung der meisten Dorfschulen, welche vorzüglich in folgenden zwei Stücken bestehet:

1. Daß die Kinder nicht, wie dies aus so vielen Gründen nöthig wäre, in zwei Klassen getheilt sind, sondern ohne Unterschied des Alters, der Fähigkeiten und Kenntnisse, vom 6ten bis 14ten Jahre, täglich 6 Stunden lang, vermischt in einer Klasse beisammen sitzen.

2. Daß an den mehresten Orten annoch ein Unterschied zwischen Sommer- und Winter-Schule Statt findet; und die sogenannte Sommerschule entweder gar nicht, oder doch sehr unregelmäßig besucht, der ordentliche Schulunterricht dagegen nur auf 5 höchstens 6 Monate eingeschränkt wird.

§. 2.

Es gehört nicht eigentlich zur Sache, hier darzuthun, wie sehr jener erste Mangel, die nehmlich fast überall noch fehlende Theilung der Landschulen in zwei Klassen, einen ordentlichen Schulunterricht erschwert, und zum großen Theil fruchtlos

los macht; wie nachtheilig dieser Mangel für die Kinder, und selbst für die Eltern derselben, die sich der bessern Einrichtung aus Eigensinn und Vorurtheilen zu widersetzen pflegen, in so manchem Betrachte ist. In sofern es aber hiermit zusammentrift, ist der Verfasser so frei, sich auf dasjenige zu beziehen, was er in seiner Neuen (bei E. Königl. Kirchen; Direktorium und Ober-Schulkollegium eingereichten) Beschreibung der Rekanschen Schule S. 1—8 hierüber gesagt hat. Im vorliegenden Falle muß es ihm vielmehr darum zu thun sein, zu erweisen, daß, auch ohne Erwägung jenes wesentlichen Schadens, die Anlegung der Industrieschulen weder recht ausführbar noch nützlich sei, wenn nicht durch Eintheilung des ordinären Schulunterrichts in zwei Klassen, der erste Grund dazu gelegt wird.

§. 8.

Diese Industrieschulen würden doch vorzüglich nur im Winter-Halbenjahre und einige Monate darüber, überhaupt höchstens 8 Monate im Jahre, Statt finden können: weil den größten Theil des Sommers hindurch der Landmann seine Kinder zu seinen häuslichen und ländlichen Geschäften zu nöthig braucht; und man in der dringendsten Arbeitszeit, vorzüglich während der Aern-

te, selbst keinen ununterbrochenen Besuch des ordentlichen Schulunterrichts fordern kann, ohne gegen die Eltern und auch gegen die Lehrer, welche an den meisten Orten mit Feld- und Gartenbau zu thun haben, unbillig zu sein. Man wird zufrieden sein müssen, wenn die Kinder im Sommer und bis zur Aernte (wo die Schule auf 4 Wochen ganz ausfallen muß) nur den gewöhnlichen Schulunterricht regelmäßiger als bisher besuchen, und außerdem keinen anderweitigen Fleiß von ihnen verlangen können; wenn man sie nicht in dieser Zeit von nothwendigen Arbeiten ihrer Eltern abziehen will. Oder es müßte zum Besten der Industrieschule die ordinäre Schule leiden, welches wohl nicht der Zweck sein kann.

§. 4.

Vorausgesetzt also nach §. 3, daß diese Institute vorzüglich nur im Winter-Halbenjahre bestehen können, so kann ein solider Grund zur Errichtung derselben nur allein durch die vorhin erwähnte Theilung des anderweitigen Unterrichts in zwei Klassen gelegt werden. — Denn, wenn diese Theilung nicht Statt findet, so ergeben sich folgende Schwierigkeiten.

1. Die Kinder sitzen alsdann schon täglich 6 Stunden, nehmlich Vormittags von 8 bis 11,

und

und Nachmittags von 12 bis 3 Uhr. Dieses zu lange Stillsitzen ist ihnen an und für sich schon nachtheilig, besonders den Kleinern unter ihnen. Sollten sie nun überdem noch täglich zwei Stunden in der Industrieschule mit sitzenden Handarbeiten sich beschäftigen, und also in Summa 8 Stunden täglich sitzen; so muß dies natürlich nicht nur ihre Munterkeit und ihren Fleiß, sondern auch ihre Gesundheit schwächen.

2. Fehlt es ja außerdem an Zeit, wenigstens an bequemer Zeit zu den Handarbeiten: oder man müßte annehmen wollen, daß der Unterricht des Abends und zum Theil bei Lichte gegeben werden könnte, welches aber aus mehr als einer Ursache nicht thunlich ist.

3. Wollte man die Nachmittage am Mittwoch und Sonnabend dazu bestimmen, welche allenfalls sodann allein dazu übrig blieben; so wären diese nicht hinlänglich, um bei einer großen und sehr vermischten Anzahl von Kindern etwas ordentliches zu leisten.

4. So wie auf gegenwärtigen Fuß, da die Schule nicht getheilt ist, der Lehrer alle seine Kinder von verschiedenen Jahren und Fähigkeiten nicht recht übersehen und nicht alle gehörig und nützlich beschäftigen kann; so wird dies auch der

Fall mit der Lehrerinn in der Industrieschule sein. Sie wird ihre Lehrlinge eben so wenig wie jener, gehörig unterrichten und in Ordnung erhalten können.

§. 5.

Wird aber im Gegentheil die Theilung des ordentlichen Schulunterrichts in zwei Klassen durchgesetzt: dergestalt, daß die größern und zur ersten Klasse tüchtigen Kinder bloß allein des Vormittags, und die Kleinern oder Kinder der zweiten Klasse, bloß allein des Nachmittags die ordinäre Schule besuchen (bei welcher Einrichtung jeder Theil nicht nur natürlich eben so viel, sondern auch erweislich in 3 Stunden mehr lernen kann, als jetzt in 6 Stunden täglich); so fallen von dieser Seite alle Schwierigkeiten weg, und nun kann, vorausgesetzt daß auch die anderweitigen Hindernisse gehoben werden, die Industrieschule die ordinäre Schule eben so wenig, wie diese jene, hindern. Denn

1. Nun kann jede Abtheilung ein paar Stunden des halben Tages, die sie sonst in der ordinären Schule zugebracht hätte, in der Industrieschule zubringen; z. B. die kleinen Kinder etwa Vormittags von 8 bis 10, und die größern Nachmit-

mittags von 1 bis 3 Uhr; und jede Schule machte alsdann ein für sich bestehendes Ganze aus.

2. Nun sitzen die Kinder auch nicht zu lange, sondern statt 6 Stunden, die sie sonst saßen, nur täglich 5; nehmlich 3 Stunden in der ordinären und 2 Stunden in der Industrieschule: und diese 5 Stunden mit mehrerem Nutzen als sonst jene 6.

3. Kann dadurch in der Industrieschule etwas Reelles geleistet werden; wenn die Lehrerinn die Person dazu ist. Denn, nun hat sie zwei Abtheilungen von Kindern, die sie nicht nur bequemer übersehen, sondern auch weit nützlicher unterrichten kann.

Wenn nehmlich Mittwochs und Sonnabends die Industrieschule ganz ausfällt, so wird in 4 Tagen der Woche täglich 4 Stunden, nehmlich 2 Stunden Vormittags für die Kleinern und zwei Nachmittags für die Größern, Unterricht gegeben. (Die Lehrerinn giebt also wöchentlich 16 Stunden Unterricht.)

4. Können auf diese Weise die Frauen der Schulhalter, die dazu tüchtig befunden werden, sich am leichtesten mit diesem Unterrichte befassen, ohne daß ihre eigenen häuslichen Geschäfte darunter leiden, welches sonst vielleicht der Fall sein,

und wodurch die Sache auch schwieriger gemacht werden mögte.

§. 6.

Würde nun zugleich auch bei Einführung der Industrieschulen dem zweiten (§. 1 angeführten) Mangel abgeholfen; würde nehmlich um desto mehr auf einen regulären Besuch der Sommerschule auf die Art ernstlich gedrungen: daß vom Anfange des Maies bis Michaelis jeden Jahres, jede Klasse wenigstens wöchentlich 3 Vormittage (die erste Klasse z. B. des Montags, Dienstags, und Mittwochs; und die zweite, des Donnerstags, Freitags, und Sonnabends, von 7 bis 10 Uhr) — mit Ausschluß von 4 oder 6 Wochen in der vollen Aernte — die ordinäre Schule besuchen müßte (bei welcher Einrichtung doch alle Nachmittage für Eltern, Kinder und Lehrer freiblieben); so würde auch in dieser Zeit für die Industrieschule dergestalt gesorgt sein, daß gleichfalls jede Klasse wöchentlich 6 Stunden, die erste nehmlich Donnerstags, Freitags und Sonnabends, als an welchen Tagen sie die ordinäre Schule nicht besuchen darf, und so umgekehrt die zweite Montags, Dienstags und Mittwochs von 7 bis 9 Uhr, in derselben beschäftiget würde, und selbige gleichfalls nur allein 4 oder 6 Wochen in der Aernte ausfallen

len dürfte. In diesen 5 Monaten würde also (die Aerntezeit ausgenommen) wöchentlich 15 Stunden in der ordinären und 12 Stunden in der Industrieschule Unterricht gegeben, und die Kinder besuchten dem ungeachtet beide Schulen wöchentlich überhaupt nur 15 Stunden, wobei sie von ihren Eltern in der Landwirthschaft noch hinlänglich genutzt werden können.

§. 7.

Ein zweites Hinderniß, welches die Errichtung der Industrieschulen schwierig machen kann, bestehet darin: daß an vielen Orten im Schulhause kein Platz dazu vorhanden sein würde. Nicht immer hat der Schulhalter, außer der Schulstube, noch eine besondere oder etwas geräumige Stube für sich. Sehr oft sind die Schulstuben selbst so klein, daß die Kinder sehr gedrängt in derselben sitzen: welche letztere Unbequemlichkeit freilich alsdann wegfällt, sobald die Schule getheilt ist. Aber auch alsdann, wenn das Schulzimmer geräumig genug wäre, oder bei der Theilung der Schule Raum genug übrig ließe; könnte doch in demselben die Industrieschule nicht Statt haben: weil dieser doppelte Zweck sich in einem und eben demselben Zimmer unmöglich erreichen läßt, wenn nicht das eine dem andern hinderlich werden soll.

Das Schnurren der Spinnräder würde ja allein schon den ordentlichen Schulunterricht stören.

Auf der andern Seite können aber beide Schulen wieder nicht füglich ganz von einander getrennt, und die Industrieschule etwa in einem Zimmer außerhalb des Schulhauses angelegt werden; weil sonst

1. die über beide Schulen nöthige Aufsicht dadurch weitläuftiger und schwieriger wird;

2. die Schulhalterinnen, wenn sie dies Amt übernehmen, dadurch genöthiget werden, sich außer ihrem Hause zu diesem Zweck aufzuhalten, und alsdann auch der Unterricht ihnen lästiger sein, und weniger ordentlich von ihnen abgewartet werden wird;

3. die Vertheilung der Kinder an zwei von einander getrennte Orte außerdem noch ihre mannichfaltigen Schwierigkeiten auf Seiten der Kinder selbst hat.

§. 8.

Wo also das Schulhaus nicht von der Beschaffenheit ist, daß außer der Schulstube noch eine besondere Wohnstube für den Lehrer existirt, oder diese nicht geräumig genug ist, die Industrieschule zu fassen; daselbst würde zur Anbauung oder Erweiterung einer Nebenstube zu diesem Behufe

hufe Anstalt getroffen werden müssen. Weil sonst die Industrieschule in diesem Falle nur allein des Mittwochs und Sonnabends gehalten werden könnte; und alsdann, wie oben schon angezeigt worden ist, sich nicht viel Nutzen von ihr versprechen läßt: besonders, wenn nicht an jedem Tage alle Kinder auf einmal, sondern vielmehr die eine Hälfte des Mittwochs, die andere des Sonnabends dieselbe besuchen soll, und alsdann jede Klasse wöchentlich nur 3 Stunden in derselben unterrichtet würde.

§. 9.

Es werden auch drittens nicht alle und vielleicht nur die wenigsten Schulhalterinnen hierzu brauchbar sein. Ein Theil von ihnen, und besonders diejenigen, die etwa mehrere und annoch kleine Kinder haben, werden durch ihre eigenen häuslichen Geschäfte gehindert werden, diesen Unterricht zu übernehmen, und dies um so mehr, wenn sie etwa außerdem noch ihrem Manne bei einem Handwerke behülflich sein müssen. Andre werden bei der vorläufigen Prüfung nicht hinlängliche Geschicklichkeit zu einem solchen Lehramte zeigen. Und wieder andere, denen weder Zeit noch materielle Geschicklichkeit dazu fehlte, mögten doch nicht das nöthige Talent haben, Lehrerin-

nen bei einer nicht geringen Anzahl von Kindern zu sein.

Indessen wird sich fast überall, wo dies der Fall sein mögte, entweder im Dorfe selbst oder in der Nähe eine andere Person finden lassen, welche jene Eigenschaften nothdürftig besitzt, und die, wenn sie außer dem Salarium, was die Schulhalterinn bekommen soll, annoch einigen Zuschuß, z. B. freie Miethe empfinge, dies Amt übernehmen könnte. Denn gesetzt, sie erhielte einen jährigen Lohn von 25 bis 30 Rthlr., und dazu freies Quartier, wofür sie im Winter wöchentlich 16, im Sommer aber wöchentlich nur 12 Stunden unterrichtet, und in der Aernte 4 bis 6 Wochen ganz frei hat; so behält sie außerdem Zeit genug zu anderweitigem Verdienst übrig, und kann also füglich dabei subsistiren.

Eine dergleichen Lehrerinn müßte aber die Lehrstunden nicht in ihrer Wohnung, sondern nach den im § 7 angeführten Gründen, im Schulhause halten.

§. 10.

Auch ist viertens die specielle Aufsicht über ein solches Institut etwas schwierig. Denn der Prediger so wenig als der Schulhalter kann über die Güte des Unterrichts und über die Güte der

Arbeit

Arbeit gehörig urtheilen; beide können verhältnißmäßig nur darauf sehen, daß die Lehrerinn und die Schüler die Lehrstunden ordentlich abwarten, Ordnung und Fleiß dabei zeigen, und daß die Lehrerinn die Kinder vernünftig behandele. Das Uebrige gehört ganz zum weiblichen Departement.

Diesem Bedürfniß nun abzuhelfen, wagt der Verfasser den Vorschlag und Wunsch: daß die Frauen der Landprediger einigermaßen hier zutreten, und sich durch Uebernehmung einer eben nicht zu lästig werdenden speciellen Aufsicht über die Industrieschulen ein wesentliches Verdienst um die Gemeinen ihrer Männer zu erwerben, geneigt sein mögten.

Wenn dies auch nur in matre *) allein geschähe, und sie dort etwa des Monats zweimal diese Institute Selbst besuchten, um sowohl den Lehrerinnen Rath und Anleitung zu ihrem Unterricht zu geben, als auch die Arbeiten der Kinder zu untersuchen; und die Lehrerinn alsdann überhaupt angewiesen wäre, ihnen wöchentliche Rechenschaft von dem Fortgange der Schule zu geben, die verfertigten mit dem Namen der Kinder bezeichneten Arbeiten ihnen vorzuzeigen, und weitere Rücksprache

*) In dem Hauptkirchdorfe, wohin andere als Filiale gehören.

che mit ihnen zu nehmen; überhaupt also in dieser Beziehung zunächst unter ihrer Aufsicht ständen: so würde auch von dieser Seite der Zweck um so eher erreicht werden können.

§. 11.

Endlich, würde zu den Hindernissen annoch die Abneigung der Eltern gegen jede neue und also auch gegen diese Einrichtung zu rechnen sein. Es ist auf der einen Seite äußerst schwer und fast unmöglich, irgend einen nützlichen und besonders einen das allgemeine umfassenden nützlichen Zweck ohne Zwangsmittel auszuführen (so wie wohl überhaupt in der ganzen Natur nichts Gutes ohne physischen oder moralischen Zwang — wenn man beide Arten des Zwanges von einander unterscheiden will — hervorgebracht *) wird). Aber auf der

*) Der Herr Verfasser wird es mir verzeihen, daß ich mich hier gegen ihn erkläre. Wie können doch wohldenkende und einsichtsvolle Männer noch immer so reden; wie kann dies vollends ein Mann thun, der uns die sanfte Stimme der Ueberredung, ohne Zwang, in seiner Beschreibung der Rekanschen Schule selbst so deutlich geschildert hat? Soll die Behauptung sich auf den Begrif der Sache selbst gründen, so muß man entweder die Unzulänglichkeit der Vernunft oder die Unfähigkeit der Menschen annehmen. Soll das erste der Fall sein, hat die Vernunft keine Wirkung mehr auf den Menschen, ist sie ihm gleichsam fremd geworden; gut,

warum

der andern Seite führt bloßer Zwang, wenn er auch mit der kräftigsten Auktorität unterstützt ist, auch allein nicht glücklich zum Ziel, wenn die willige Akkommodazion des passiven Theiles ganz dazu fehlt, und wenn es in der gehörigen Wahl der Zwangsmittel versehen wird. Die Erreichung des Zwecks wird wenigstens sehr dadurch erschwert und von manchen Seiten gehindert.

Dies auf den vorliegenden Fall angewendet, glaubt der Verfasser, daß in demselben gleichfalls beide Wege eingeschlagen und sowohl nun zuförderst und vorzüglich diese Industrieschulen durch obrig-

warum bringt man denn noch immer die Vernunft in die Definizion des Menschen, warum setzt man eben das Unterscheidende seiner Natur in die Vernunft? Oder soll das letzte gelten; o wer ist der Anmaßende, welcher behaupten will, daß der und jener Mensch, der und jener Stand, für die Vernunft nicht empfänglich sei, mit Zwang angegriffen werden müsse? Will man aber die Erfahrung zu Rathe ziehen, so ist wohl nie etwas wahrhaft Gutes durch Zwang, sondern bloß durch Vernunft und durch die innere Kraft der Wahrheit, zu Stande gebracht worden. Wie breitete sich die Christliche Religion bei ihren ersten Bekennern aus? wie der Protestantismus?

Der Gegenstand ist zu wichtig für eine Anmerkung; allein, ich halte es für meine Pflicht, bei einer Aeußerung, wodurch mir die Vernunft und das einzig wahre Recht der Menschheit angegriffen zu sein scheinet, wenigstens meine Protestazion niederzulegen. B.

obrigkeitliche Auktorität und also gewissermaaßen durch Zwang errichtet und angeordnet, als auch von Seiten der Prediger die Eltern dazu geneigt gemacht werden müssen, diese Einrichtung als eine wirkliche Wohlthat zu erkennen und mithin sich diesem Zwange gern zu unterwerfen. Welche letztere Verbindlichkeit ihnen in diesem Falle um so mehr begreiflich gemacht werden kann, da sie, besonders wenn die Einrichtung so getroffen wird, daß die Kinder nicht mehr sondern weniger Zeit als bisher in der Schule zubringen, nicht den geringsten für sie daraus erwachsenden Nachtheil, vielmehr augenscheinlichen Vortheil, dabei ersehen müssen.

§. 12.

In dem bisher Gesagten liegen nun überhaupt schon folgende allgemeine Ideen oder Vorschläge zur Einrichtung dieser Institute.

1. Sie können, nach § 7 und 9, nur allein im Schulhause am zweckmäßigsten angelegt werden, jedoch, nach § 7, nicht in der ordinären Lehrstube, sondern in einem dabei befindlichen besondern Arbeitszimmer.

2. Die Schulhalterinn würde, wenn sie die gehörige Geschicklichkeit dazu hat, diesem Amte

am leichtesten, am wohlfeilsten und nützlichsten vorstehen können. Und zugleich würde, wenn sich das jährige Gehalt auf 25 bis 30 Rthlr., nach Verhältniß der größern oder geringern Anzahl der Kinder beliefe, mancher schlechte Schulhalterdienst dadurch bedeutend verbessert werden.

3. Wenn die Schulhalterinn selbst, nach §9, dazu nicht brauchbar ist, so würde eine andere dazu geschickte Person gesucht und angesetzt, und diese erhielte außer dem obigen Fixum noch einen Zuschuß, etwa freie Miethe, und müßte in bestimmten Stunden den Unterricht im Schulhause geben.

4. In jedem Falle muß aber die Lehrerinn, die sich dazu erbietet, in Absicht ihrer Geschicklichkeit geprüft werden, und in jeder Art der Arbeit, im Spinnen, Stricken, Nähen, u. s. w. ein von ihr selbst erweislich verfertigtes Probestück vorlegen.

5. Die ordinäre Schule wird zu dem Ende in zwei Klassen getheilt; und es wird im Winter-Halbenjahre die erste Klasse, oder Klasse der größern Kinder, früh von 8 bis 11 Uhr in der ordinären und Nachmittags von 12 bis 2 Uhr in der Industrieschule unterrichtet; die zweite Klasse, oder Klasse der jüngern Kinder, dagegen früh

von 8 bis 10 Uhr in der Industrie- und Nachmittags von 12 bis 3 in der ordinären Schule. Mittwochs und Sonnabends aber fällt im Winter die Industrieschule ganz aus, und wird nur des Vormittags von 8 bis 12 die ordinäre Schule mit beiden Klassen gehalten; so daß die Lehrerinn im Winter, oder 7 Monate des Jahres hindurch, wöchentlich 16 Stunden giebt, nach § 5.

Im Sommer giebt sie dagegen nur 12 Stunden wöchentlichen Unterricht, nehmlich Montags, Dienstags und Mittwochs von 7 bis 9 den kleinern; und Donnerstags, Freitags und Sonnabends von 7 bis 9 den größern Kindern, nach §. 6. In der Aernte, etwa im Julius und August, fällt die Industrieschule sowohl als die ordinäre Schule, ganz aus.

6. Die Industrieschule stehet, sowohl als die ordinäre, zunächst unter der Aufsicht des Predigers: jene zugleich aber auch, nach § 10, unter einiger Mitaufsicht der Predigerfrauen.

§. 13.

Zu diesen Vorschlägen die allgemeine Einrichtung betreffend, kämen nun außerdem etwa noch folgende.

1. Es

1. Es müßten in der Arbeitsstube die erforderlichen Geräthschaften, Spinnräder und dergleichen als ein Inventarium vorhanden sein, und in stets brauchbarem Stande erhalten werden.

2. Auch ein Schrank zur Verwahrung der Arbeiten der Kinder und der Materialien.

3. Die nöthigen Bänke und Spinnschemmel, nach Verhältniß der Anzahl der Kinder.

4. Es würde den Fleiß sehr ermuntern, so wie den Erwerb- und Spargeist bei den Kindern rege machen, wenn einige jährige oder halbjährige Prämien ausgesetzt werden könnten, für die nach Ende jedes ganzen oder halben Jahres gelieferte erste und zweite beste Arbeit in jeder Art. Z. B. für das beste Stück Garn, beste Paar Strümpfe, und dergleichen.

5. Es muß von der Lehrerinn mit Hülfe des Lehrers eine doppelte monatliche Liste geführt werden. In der ersten werden bloß die Fehlenden und die Fleißigen bemerkt. In die zweite die monatlich von jedem Kinde verfertigten Arbeiten eingetragen.

6. Daß der Unterricht selbst sich vorzüglich nur auf die gewöhnlichste, dem Landmann zur Unterhaltung seines künftigen Lebens nützlichste,

Verarbeitung der Materialien, des Flachses, Wergs, der Wolle, zu Garn, Mützen, Strümpfen, und dergleichen, wie auch auf Zuschneiden und Nähen der Manns- und Frauenshemden, Schürzen und dergleichen einschränken, und die Lehrerinn, wenn sie auch die Geschicklichkeit dazu besäße, die Kinder zu keiner feineren Arbeit früher anleiten müsse, bevor sie nicht in der alltäglichen oder groben die nöthige Fertigkeit haben, verstehet sich übrigens von selbst.

§. 14.

Sollen diese Vorschläge noch mehr ins Detail gehen, so entstehet zuförderst die Frage: Ob die Industrieschule ganz auf öffentliche oder zum Theil auf Privatkosten der Eltern errichtet, und wie es mit den Produkten derselben gehalten werden solle, ob selbige den Eltern oder der Industrieschul-Kasse zu Gute kommen? Denn in jedem Falle würde die besondere Einrichtung derselben anders ausfallen müssen.

§. 15.

Wird nehmlich bloß die Lehrerinn aus einem öffentlichen Fond besoldet, und aus diesem auch das nöthige Inventarium der Arbeitsstube, nach §. 13, Nr. 1, 2, 3, angeschaft; und sollen dagegen

gegen die Eltern die zu den Arbeiten erforderlichen Materialien für die Kinder selbst hergeben, und diese verarbeitet zurück erhalten (welches zwar auf der einen Seite den Vortheil hätte, daß jene dadurch der Anstalt, von der sie sogleich wirklichen Nutzen haben, um desto geneigter würden; auf der andern aber auch die Schwierigkeit, daß weder rechte Einförmigkeit noch Ordnung im Unterricht und bei den Arbeiten selbst Statt finden kann, weil die Eltern die Materialien bloß nach ihrem Gutdünken und nicht nach Vorschrift zu liefern bereit sein werden): so müßte dennoch ein Fond vorhanden sein, aus welchem

1. den Kindern armer Eltern, welche nicht im Stande sind die Materialien herzugeben, dieselben gereicht würden;

2. auch überhaupt die Materialien zu den ersten Arbeiten, welche mißrathen, angeschaft würden; damit vorzüglich der erste Unterricht, auf welchen auch in diesem Stücke am meisten ankömmt, regelmäßig gegeben werden könne.

§. 16.

Soll aber die ganze Anstalt aus einer öffentlichen Kasse bestritten, und sollen also aus derselben auch die Materialien angeschaft werden, und

der Ertrag der daraus gewonnenen Produkte dieser Kasse wieder zufließen; in welchem Falle (nach der ersten, nicht in Rechnung zu bringenden Auslage) ein eigner Fond zum Ankauf der Materialien, theils durch ein billiges Lehrgeld der Eltern, theils durch Zuschüsse aus der Kirchenkasse, wo diese bemittelt ist, und mit der Zeit durch den aus den Produkten gezogenen Ertrag, erwachsen könnte, der sich nicht nur selbst erhielte, sondern vielleicht auch noch einen Ueberschuß lieferte: so würden

1. Der Prediger und Lehrer zugleich Rechnungsführer über Einnahme und Ausgabe sein, und diese Rechnung ihnen jährig oder halbjährig abgenommen werden müssen;

2. Die Lehrerinn unter Aufsicht der Predigerfrau oder einer aus der Gemeine ihr zur Seite gesetzten verständigen Wirthinn (etwa der Kirchenvorsteherinn) den Ankauf der zuvor als nöthig erwiesenen Materialien besorgen, und zu dem Ende, zur Verhinderung aller Unterschleife vereidet werden müssen.

3. Für diese Besorgung erhielte sie einen gewissen fixirten Antheil an dem aus den verkauften Produkten gelöseten Gelde, etwa ein Achtel oder ein Zwölftel; welches sie zugleich ermuntern würde, desto größern Fleiß auf den Unterricht zu

wen-

wenden, weil mit der Menge und Güte der Arbeit ihr Interesse verbunden wäre.

4. Alle verfertigte Arbeiten der Kinder würden bis zu einer halb- oder ganzjährigen Visitazion aufbewahrt, und dann zugleich öffentlich versteigert. Bei dieser Visitazion auch die Rechnungen abgenommen, und der Materialien-Vorrath nachgesehen.

5. Bei dieser Visitazion auch die, §. 13 Nr. 5, vorgeschlagenen Prämien vertheilt.

6. Fände sich vielleicht nach einiger Zeit einiger Ueberschuß in der Kasse, so könnte dieser zum Besten der Hausarmen im Dorfe verwendet werden.

§. 17.

Der Verfasser hat nun nur noch, um seinem Auftrage Genüge zu thun, hinzuzufügen: daß unter den Schulen, die zu seiner Pfarre gehören, die Schule in Neu-Rüdenitz allein sich hierzu qualifizire. Der Lehrer derselben ist ein junger thätiger Mann, der es sich angelegen sein lassen würde, die Industrieschule in Gang und Ordnung zu bringen. Die Schule selbst ist bereits über 1 Jahr in zwei Klassen getheilt, und nicht zahlreich. Es würde also, nach dieser schon bestehenden Eintheilung, die Anlegung der Industrie-

schule weniger Schwierigkeit haben. Wenn sie nach den gethanen Vorschlägen errichtet werden sollte, so würden in jeder Klasse etwa 7 bis 8, überhaupt also 15 bis 16 Mädchen unterrichtet werden. Und obgleich die Frau des Schulhalters nicht ganz dazu brauchbar sein mögte, so ist ihm bereits eine andere geschickte Person vorgeschlagen worden, die für eine jährige Belohnung von 25 bis 30 Rthlr. dies Amt übernehmen, und selbigem mit Nutzen vorstehen würde. Auch ist in dem Schulhause, außer der Lehrstube, noch eine Nebenstube vorhanden, welche bei der geringen Anzahl der Lehrlinge Raum genug giebt, und der nur etwas mehr Licht geschaft werden darf.

Neu-Küstrinchen,
den 1 August 1792.

Riemann.

Verzeichniß

der im 3ten Quartal des Kirchenjahres 1792 in Berlin Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren		Gestorben.			
			M.	Ge.	W.	Ge.
	Söhne.	Töchter.	Ehem.	männl.	Ehef.	männl.
v. 19 — 25 Mai	47	52	19	29	24	28
v. 26 Mai bis 1 Junii	71	57	28	27	13	23
v. 2 — 8 Junii	55	48	30	27	19	24
v. 9 — 15 Junii	59	37	29	19	22	24
v. 16 — 22 Junii	49	44	26	27	16	20
v. 23 — 29 Junii	63	43	18	25	20	23
v. 30 Junii bis 6 Julii	48	53	22	24	30	26
v. 7 — 13 Julii	41	42	23	27	16	20
v. 14 — 20 Julii	51	43	22	30	17	30
v. 21 — 27 Julii	62	50	17	37	23	38
v. 28 Julii bis 3 August	55	45	19	43	22	31
v. 4 — 10 August	84	52	26	37	20	31
v. 11 — 17 August.	50	62	22	48	17	37
Unter den Gebornen sind 68 unehliche Söhne 67 unehliche Töchter.						
135 und 11 Zwillingspaare.	735	628	301	400	259	348
Summa	1363		1308			

Balance.

Geboren	1363
Gestorben	1308
Also mehr geboren	55

Jena, gedruckt bei Johann Michael Mauke.

Berlinische Monatsschrift

1792. November.

I.

Ueber den Reichthum.

Horazens vier und zwanzigste Ode des dritten Buches.

— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

— ⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Zähle mehr als Arabiens,
Mehr als Indiens Reichthümer, — uns unberührt; —
Decke hier das Tyrrhener Meer
Mit Bruchsteinen, und dort bau' ins Apulische!
Schlägt des grimmigen Schicksals Arm
Den demantenen Keil in das Erhabenste;
Wirst auch du nicht dein Herz der Angst,
Noch dem tödtlichen Jachtnetze das Haupt entziehn.
Sieh, wie glücklich der wandernde
Scythe lebt, der sein Wohnhäuschen auf Wagen
setzt,
Und der Geten gestählte Schaar.

Unbeschränkt ist ihr Feld, das für den ganzen Stamm
Ceres milde Geschenke trägt.
Länger nicht als ein Jahr bauet man dort das Land;
Und ruht, ist das Geschäft vollbracht,
Abgelöset vom Nachbauenden wieder aus.
Dort verschonet das biedre Weib
Die verwaiseten Stiefsöhne; reich ausgesteurt,
Ist sie nicht die Beherrscherin
Ihres Mannes; erhört glänzende Buhler nicht.
Ihre grösseste Mitgift ist
Angeborene Zucht, und, nach geschloßnem Bund',
Eine Keuschheit, die fremden Arm
Fleucht, und lieber den Tod, als das Verbrechen wählt.
O! wer Vaterlandsvater sich
Unter marmornen Bildsäulen genannt zu sehn
Wünscht, — die mördrische Bürgerwuth
Auszurotten bemüht; — wag' es den Uebermuth
Einzuschränken: der Enkelsohn
Wird ihm danken. Denn (o Schande!) wir Neidischen
Sind der lebenden Tugend feind;
Aus den Augen gerückt, wird sie zurückgesteht. —
Nichts hilft Klagen und Jammern hier,
Wenn nicht Strafe die Schuld bändiget. Eitel sind
Die Gesetze, wenn sittenlos
Fortgeschwelgt wird, und kein Winkel der Erde, den
Sonnenlohe verschlossen hielt,

Keine Seite der Welt, starrend von ewigem
Schnee und Eise, den Wucherer
Abschreckt, nichts die Gewalt tobender Wellen der
Kunst des Steuermanns angewinnt.
Armuth heißet ein Schimpf, dem zu entgehen man
Alles leidet und Alles wagt,
Und den Fußpfad verläßt, der uns zur Tugend
führt.
Auf! wohin das Geschrei des Volks
Und sein Beifall euch ruft! traget zum Kapitol,
Oder werfet ins nächste Meer
Steine, Perlen und nichtswürdige Klumpen Gold,
Aller Sittenverderbniß Quell,
Wenn ihr ernstliche Reu' eurer Verbrechen fühlt.
Sucht die Keime der Ueppigkeit
Auszureuten; gewöhnt weibische Seelen zu
Strengrer Arbeit. Der edele
Knab' erhält sich itzt kaum auf dem bestiegnen Roß,
Meidet furchtsam die rasche Jacht,
Weit erfahrner im Spiel, sey es mit Griechischem
Stahlreif, oder mit beiderlei
Würfeln, die die Gesetztafel umsonst verbeut. —
Wenn der Vater den Freund betriegt,
Seinem Handlungsgesellschafter nicht Glauben hält,
Dem unwürdigen Erben mehr
Geld zu schaffen besorgt; wächst der unselige
Reichthum freilich: allein es fehlt
Immer etwas dem nie sattten Besitzer noch.

* * *

Anmerkungen.

V. 1, 2. Zähle mehr als Arabiens, mehr als Indiens Reichthümer — uns unberührt.) So weit die Römer gekommen waren, hatten sie die Welt gepländert: Indien und Arabien besaßen also noch die größten Schätze.

V. 3, 4. Decke hier das Tyrrhener Meer mit Bruchsteinen und dort bau' ins Apulische.) Baue in die Meere an beiden Seiten Italiens. Die unsinnige Ueppigkeit der Römer, ihre Landhäuser ins Meer zu bauen, konnte Horaz ohne Gefahr bestrafen; wenigstens beleidigte er damit den Augustus nicht. Von diesem sagt Sueton (II, 72): „Die weitläuftigen und all„zuprächtigen Landhäuser konnte er nicht leiden. Was „seine Enkelinn Julia mit großen Kosten hatte erbauen „lassen, ließ er bis auf den Grund niederreißen." — Eben diese Verschwendung hatte der Dichter schon an zwei andern Orten, aber, nach seiner Art, immer mit andern Worten und Wendungen bestraft. Man sehe des zweiten Buches achtzehnte und des dritten Buches erste Ode.

V. 5, 6. Schlägt des grimmigen Schicksals Arm den demantenen Keil in das Erhabenste.) Dieses heißt so viel als: Schont des Todes scharfer Stahl der erhabensten Häupter nicht; und zielt auf den Tod einer wichtigen Person, der damahls jedermann in frischem Andenken war; vielleicht auf den Tod des Marcellus, der in die Jahre fällt, worin Horaz, nach Bentley's wahrscheinlicher Berechnung, das dritte Buch der Oden herausgegeben hat. Crescit occulto velut arbor aevo fama Marcelli, schrieb Horaz einige Jahre zuvor, als Jener noch ein hoffnungsvoller Knabe war, dessen Nahme den Römern den alten Marcellus wieder ins Gedächtniß brachte. Man sehe die Anmerkung zum fünf und vierzigsten Verse der zwölften Ode des ersten Buches (B. Monatsschr. Jul. 1792, S. 11). — Den Agrippa kann er nicht gemeint haben, weil dessen Tod, nach Dio Kassius Bericht, erst zehen Jahre später erfolgt ist.

V. 7,

V. 7, 8. Wirst auch du nicht — dem tödtlichen Jachtnetze das Haupt entziehen.) eine Metapher, die auch in der morgenländischen Poesie gebräuchlich ist. Man sehe den sechsten Vers des achtzehnten Psalms.

V. 9—16. Sieh, wie glücklich der wandernde Scythe lebt, u. s. w.) Der Zusammenhang mit den vorigen Versen ist dieser: Ihr Römer setzt euer Glück in große Reichthümer, in kostbare Pallaste, die Ihr ins Meer bauet, und in viele Landgüter; die Scythen und ihre Nachbarn die Geten leben glücklicher in Hütten, mit denen sie auf Wagen herumziehen; ihr Landgut ist so viel Acker, als sie das Jahr über Korn gebrauchen, dieses genießen sie gemeinschaftlich: ein Jahr bauet es dieser Hausvater, das andre Jahr jener. Justinus (II, 2) sagt von den Scythen: Sie führen ihre Weiber und Kinder auf Wagen mit sich, die des Regens und der Kälte wegen mit Leder bedeckt sind. — — — Sie leben von Milch und Honig. Die Verarbeitung der Wolle zu Kleidern ist ihnen unbekannt, sie bedienen sich blos der Häute von wilden Thieren und allerley Pelzwerks. — Strabo schreibt: „Aeschylus nennt „die Scythen ein gerechtes Volk, das sich von dem „Käse nährt, den sie von der Milch ihrer Mutterpferde „bereiten. Der gute Begriff von ihnen hat sich noch „durchgehends bei den Griechen erhalten; sie sind in „unsern Augen noch immer Leute von einförmigen Sitten, die nichts minder als betriegerisch, ungleich mäßiger, als wir, und mit Wenigerm zufrieden sind. „Doch hat unsre gegenwärtige Lebensart fast aller Völker Sitten verschlimmert, und Ueppigkeit, Schwelgerei, Betriegerei und tausend andre Laster allgemach „eingeführt, welches allgemeine Verderben so gar auf „die Nomadischen Barbarn sich fortgepflanzet hat.“ Erdbeschr. VII. 8.

V. 17—24. Dort verschonet das biedre Weib die verwaiseten Stiefsöhne, u. s. w.) Diese acht Verse enthalten eine fein gewandte aber bittre Satire auf die Römischen Matronen. „Bei jenen Wilden vergiftet die Frau nicht den Stiefsohn, der keine Mutter „mehr hat, tröstet nicht auf seinen Brautschatz“ u. s. w. Dieses ist eben so viel, als ob er sagte: „Bei uns vergiftet

giftet die eine Frau ihren Stiefsohn, dem eigenen Sohne mehr Geld zu verschaffen; bei uns herrschet eine andre, die viel Heirathsgut mitgebracht hat, über den Mann; bei uns bricht die dritte mit einem reichen Buhler ohne Bedenken die Ehe; bei uns nimmt die vierte einen Mann nach dem andern. Dieses letzte wissen wir aus dem Sueton, der uns berichtet, daß Augustus die häufigen Ehescheidungen endlich durch Gesetze habe einschränken müssen.

V. 25—28. O! wer Vaterlandsvater sich — genannt zu sehn wünscht, die mördrische Bürgerwuth auszurotten bemüht, wag' es den Uebermuth einzuschränken.) Die Bürgerkriege hatten jetzt seit acht Jahren aufgehört; Augustus war für einen Vater des Vaterlandes erkläret worden: was war nun weiter für ihn zu thun übrig? Er sollte Gesetze wider die ausschweifende Ueppigkeit geben, das heißt bei unserm Panegyristen: er hat sie wirklich gegeben; und die Strenge, womit er die Uebertreter bestrafte, preiset der Dichter als das einzige Mittel an, die Republik vor neuen Unruhen zu bewahren und den Samen zu künftigen Bürgerkriegen zu ersticken. Denn es brachen immer neue Empörungen aus, deren eine Mäcenas in Augustus Abwesenheit mit großer Klugheit unterdrückte. Man sehe hiervon den Vellejus Paterkulus im acht und achtzigsten Kapitel des zweiten Buches.

V. 30—32. Wir Neidischen sind der lebenden Tugend feind; aus den Augen gerückt, wird sie zurückgesehnt.) Dieses kann zwar ein Gemeinspruch sein, der auch auf den Augustus gedeutet werden kann: Werdet ihr ihn verlieren, so werdet ihr ihn zurückwünschen; doch kann es auch auf eine Person gehen, die schon gestorben war, und eben damals sehr bedauert wurde. Ueber den Vorzug des Marcellus, der siebzehn bis achtzehn Jahr alt war, und schon zum Aedil erhoben, in den Senat mit Proprätorrang aufgenommen war, auch um das Konsulat zehn Jahre eher, als es die Gesetze erlaubten, anzuhalten berechtigt sein sollte, mochten viele von den Großen laut oder heimlich gemurret haben, welche zwei oder drei Jahre hernach, als er gestorben war, in ihm den vermuthlichen Thronerben bedauerten,

und

und ihn in allem Ernst zurückwünschten: denn nun fiel Augusts Wahl auf den Tiberius. Dio Kassius, aus dem diese Nachricht genommen ist, schreibt: Marcells Tod wird zwar Livien beigemessen, weil er ihren Söhnen, dem Tiberius und Drusus, vorgezogen worden: aber die ungesunde Witterung dieses und des folgenden Jahres, die überhaupt viele Menschen hinraffte, machte, daß dieser Verdacht bloß Verdacht blieb. Röm. Gesch. LIII. 33.

V. 33. 34. Nichts hilft Klagen, — — — wenn nicht Strafe die Schuld bändigt.) „Jeden Ritter „zwang Augustus, ihm Rechenschaft wegen seines Le„bens zu geben, und nahm dabei zehn Senatoren zu „Hülfe. Die schuldig befunden wurden, bestrafte er „zum Theil, zum Theil beschimpfte er sie. — — Pro„kulus, einer seiner liebsten Freigelassenen, mußte ster„ben, weil er erfahren, daß er Ehebruch begangen hatte.“ Sueton, II, 39. 67.

V. 36—41. Wenn kein Winkel der Erde — — den Wucherer abschreckt.) Sehr fein! Er will die unersättliche Habsucht der ungerechten Großen bestrafen, und nennt die goldgierigen Seefahrer.

V. 44. Den Fußpfad verläßt, der uns zur Tugend führt.) Hesiodus sagt:

Die unsterblichen Götter legten viel Schweiß vor die Tugend:
Lang und steil ist der Weg, der zu ihr führet, und anfangs
Dornenvoll; doch hat man den Gipfel erreichet, so wird er
Eben so bequem, als er vor beschwerlich gewesen.
Tagewerke, 287—290.

V. 46—49. Traget zum Kapitol, oder werfet ins nächste Meer Steine, Perlen — — — Gold, aller Verderbniß Quell.) Wenn das Gold ins Kapitol, in den öffentlichen Schatz gebracht wird, so kann es zur Führung auswärtiger nothwendiger Kriege, zur Erbauung neuer Tempel und neuer Städte, zur Verbesserung der Landstraßen, Urbarmachung wüster Gegenden, kurz, zu öffentlichem Gebrauche angewandt werden, und dieß wird des Volkes Beifall erhalten.

Daß Gold und Silber die Ursache der Sittenverderbniß sei, saat auch der Philosoph beim Lucian. „Alles „Elend, was die Menschen drückt, Empörungen, Krieg, „Untreue, Verschwörungen und Meuchelmord entsprin„gen aus der Begierde nach diesem unseligen Metall „und dem Durst, dessen immer mehr zu haben.“ S. Wielands Uebersetz. Th. III, S. 159.

V. 54. Der edele Knab' erhält sich itzt kaum auf dem bestiegenen Roß.) Daß Cäsar gelehrt war, hinderte ihn nicht, der beste Reiter seiner Zeit zu sein; und der noch gelehrtere Xenophon, der zehntausend Griechen als Feldherr kommandirt hatte, mußte die Reiterkunst, von der er ein Buch schrieb, ohne Zweifel vorzüglich verstehen. Eben so war Horaz, der sich jung zum Krieger vorbereitet hatte, und vom Brutus jung zum Kriegestribun erwählt ward, vermuthlich ein geschickter Reiter: sonst wäre es lächerlich gewesen, wenn er andre wegen ihres schlechten Reitens in Schriften sogar hätte verspotten wollen. Daß er auch zugleich gute Oden machte, verdarb die Sache nicht.

V. 57. Oder mit beiderlei Würfeln:) mit den Talaswürfeln und Tesserawürfeln. Man spielte mit zwei, höchstens mit drei Tesserawürfeln, die aber sechs bezeichnete Seiten hatten, und mit vier Talaswürfeln, die aber nur auf vier Seiten bezeichnet waren. In der Saturnalienwoche war das Würfelspiel erlaubt, das ganze übrige Jahr aber scharf verboten. Die Ursache sieht man aus dieser Stelle Lucians, worin er den Saturnus und einen Priester redend einführt. Saturnus sagt: Manche, denen der Würfel günstig gewesen ist, haben sich einen hübschen Thaler Geld damit gemacht; wogegen freilich Andre, wenn ihr Glücksschiffchen an diesem kleinen Felsen scheiterte, kaum das nackende Leben davon gebracht haben. — Der Priester antwortet dem Saturn: Die Leute sind so gewinnsüchtig, daß sogar die Festtage Quellen von Einkünften für sie werden müssen. Anstatt sich in Gesellschaft mit einander belustigt zu haben, gehen dann Einige mit dem Vergnügen ihre Freunde ausgeplündert zu haben davon; die Beraubten hingegen vergessen sich so sehr, daß sie sogar über dich fluchen, und in ihrer Wuth die armen

Würfel

Würfelzertrümmern, die doch ganz unschuldig an dem Schaden sind, den sie sich mit Wissen und Willen zugezogen haben. Wielands Uebers. der Werke Lucians, Th. III, S. 7 und 13.

Ramler.

2.

Welche von den europäischen Nazionen hat das Merkantilsystem zuerst vollständig in Ausübung gebracht?

Die Erfindung und erste vollkommne Ausübung des itzt fast in ganz Europa befolgten Merkantilsystems wird gewöhnlich den Engländern zugeschrieben *). — Aber selbst einige neuere Englische Schriftsteller **) haben dieses Verdienst ***) ih-

*) „Die größten Handelsmaximen sind mehrentheils „von den Engländern erfunden"; sagte Achenwall in seiner Statistik, in dem Kapitel von Großbritannien, §. 64 (Sechste Ausgabe), wo er Betrachtungen über den Handel der Europäer überhaupt anstellt. Unter den größten Handelsmaximen werden hier ohne Zweifel die des Merkantilsystems verstanden. Denn zu Achenwalls Zeiten war die Richtigkeit und die Nützlichkeit dieses Systems noch von Niemand bezweifelt.

**) Z. B. Adam Smith.

***) Ein Verdienst ist es immer, ein treflich durchgedachtes System, welches auch den Nazionen, die

rer eignen Nazion abgesprochen, und den Franzosen, oder genauer zu reden, dem berühmten französischen Minister Colbert zuerkannt.

Da das Merkantilsystem einen so großen und entscheidenden Einfluß auf den politischen, ökonomischen und moralischen Zustand der Europäischen Nazionen gehabt hat, noch gegenwärtig hat, und wahrscheinlich noch lange haben wird; so ist es eine sehr natürliche Neugier, den Urheber dieses Systems zu wissen.

Der Weg, der uns zu dieser Entdeckung führen kann, liegt offen vor uns. Wir brauchen nur die Chronologie der in Frankreich und England gemachten, den auswärtigen Handel nach Merkantilgrundsätzen bestimmenden, Anordnungen und Verfügungen nachzusehen, und mit einander zu vergleichen. Dasjenige Volk, bei welchem dergleichen Anordnungen und Verfügungen früher, als bei den andern erschienen, worin alle zum Merkantilsystem gehörigen Grundsätze enthalten waren; dieses Volk, oder der Staatsminister, welcher bei diesem Volke den Handel regulirte, muß als der eigentliche

es zuerst befolgten, lange Zeit große Vortheile verschaft hat, erfunden zu haben: wenn gleich die Grundsätze, worauf es gebaut ist, als irrig und am Ende für alle Nazionen nachtheilig sollten befunden werden.

eigentliche wahre Urheber dieses Systems betrachtet werden.

Wir wollen also untersuchen: erstlich, in welchen Jahren in Frankreich die Verordnungen und Verfügungen, wodurch der auswärtige Handel zum Vortheil der französischen Nazion regulirt werden sollte, und welche sämmtlich Colbert's Werk sind, gemacht wurden; zweitens, in welchen Jahren dergleichen Verordnungen und Verfügungen in England zum Vorschein kamen.

I.

Colbert kam 1661 ins Ministerium; er starb 1683. Alle seine berühmten Verordnungen und Anstalten, wodurch die Französische Industrie und Handlung so viel Leben erhielt, und um derentwillen ihn die Franzosen den Stifter, den Vater der Handlung und der Künste zu nennen pflegen, sind aus den ersten zehn Jahren seiner Ministerschaft, aus den Jahren von 1661 bis 1671 ungefähr.

Im J. 1661 ward der Handelsrath errichtet, worin der König selbst präsidirte. — Im J. 1664 kam das Edikt heraus, welches man als das erste dieser Art betrachten kann; wenigstens weiß ich nicht, daß in irgend einem Lande früher etwas

ähnliches,

ähnliches, als in diesem Edikte, verfügt wäre. Auswärtigen Künstlern, Handwerkern und Fabrikanten, die sich in Frankreich niederlassen wollten, wurden Freiheiten, Vorrechte und Belohnungen zugesichert. Der König versprach, die Wollenmanufakturen jährlich mit einer Million zu unterstützen. Statt der Abgaben, die der französische Kaufmann, welcher ein Schiff befrachtete, bis dahin an den König hatte bezahlen müssen (le droit du frey, eine Abgabe, die von der Unwissenheit und Barbarei der vorigen Regierungen zeugte, deren Abschaffung aber auch Colbert schon gleich 1662 bewirkt hatte), ward anitzt der Schiffbau durch eine Prämie von 5 Liver auf die Tonne aufgemuntert.

In eben dem Jahre wurden die Ost- und die Westindische Kompanie errichtet. Der König selbst schoß beiden 6 Millionen vor; und stellte eine Erklärung aus, daß die Theilnehmung an diesem Handel, so wie überhaupt der Handel im Großen, dem Adel nicht derogiren solle. In eben dem Jahre kam der Tarif heraus, wodurch die fremden Waaren, die man in Frankreich entweder schon produzirte, oder noch zu produziren dachte, theils verboten, theils mit Auflagen beschwert wurden. Ein neuer Tarif dieses Inhalts erschien 1667.

Zur

Zur Aufmunterung der Wollenmanufakturen bewilligte der König für jeden neuen Weberstuhl 2000 Liver Vorschuß, und gab noch Gratifikazion. 1669 bewog Colbert den Holländer Vanrebais, sich mit 500 Arbeitern zu Abbeville niederzulassen, und die feine Tuchfabrike daselbst anzulegen. Den Adlichen ward abermals vom Könige die Erklärung gegeben, daß sie sich bei diesen Fabriken durch Akzien ohne Nachtheil ihres Adels interessiren könnten.

In diesen Jahren, von 1661 an bis ungefähr 1670, wurden alle die Reglements gegeben, worin bestimmt ward, wie die Tücher und Seidenwaaren beschaffen sein sollten. Königliche Aufseher sollten sie, ehe sie aus den Fabriken zum Verkauf gingen, untersuchen; und wenn sie die gehörige Beschaffenheit hätten, solches mit einem angehängten Zeichen bezeugen.

In diesen Verordnungen, Verfügungen und Anstalten Colberts, aus den ersten zehn Jahren seiner Ministerschaft, finden wir alle die Mittel angewandt, die zusammengenommen das Merkantilsystem ausmachen, und die man vorher noch in keinem Lande, selbst in England nicht, wie wir gleich sehen werden, im Zusammenhang und in Verbindung mit einander angewandt hatte. Die

Einfuhr

Einfuhr fremder Produkte — die nicht in rohen Materialien bestanden, deren man zu den Manufakturen und Fabriken bedurfte — ward theils ganz verboten, theils mit Abgaben beschwert; die Nazionalindustrie ward durch Vorschüsse und Prämien ermuntert, ward aber auch der Aufsicht der Regierung unterworfen.

II.

Das Jahr, wo die Engländer zuerst anfingen, in Handlungs- und Schiffahrtssachen ein festes System zu befolgen, ist das J. 1652, in welchem die Schiffahrtsakte *) gegeben wurde. — Beiläufig bemerke ich, daß nicht Kronwell, der damals noch nicht Protektor war, sondern das Parlament oder die Republik, wie der eigentliche damalige Titel lautete, diese berühmte Akte gegeben hat. Ich sehe, daß Kronwell immer noch in vielen Deutschen Werken, wo man diesen Irrthum nicht erwarten sollte, als der Urheber gerühmt wird, der durch diese Akte seine großen Einsichten an den Tag gelegt habe. Es ist aber nicht gleich-

gültig

*) Es ist ohne Zweifel incuria humana, daß in unsern neuesten, mit so viel Fleiß, Kenntnissen und Einsichten verfaßten statistischen Kompendien, dieser Navigationsakte, so wie überhaupt der die Handlung regulirenden Parlementsakten, im Ganzen genommen, nicht erwähnt wird.

gültig, diesen Irrthum aus unsern historischen und politischen Werken zu verbannen: sowohl um Kromwells, des Staatsmanns, des Regenten, Charakter recht zu würdigen; als um dem so wenig unter uns recht gekannten Parlamente, welches seit Karls I Hinrichtung bis zu Kromwells Protektorat, ausschließlich die höchste Gewalt besaß, völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Vor dieser Schiffahrtsakte schwankten die Engländer in Absicht auf die Maaßregeln, die sie in Handlungs- und Schiffahrtssachen zu befolgen hätten. Vom fünfzehnten Jahrhundert an bis zum Ausgange des sechszehnten, hatten sie gegen die Hansestädte, die fast allen Handel in England an sich gezogen hatten, gewetteifert; seit der Regierung Karls I, gegen die Holländer: aber sie hatten den rechten Weg noch nicht ausfinden können, der sie zu der Größe in der Handlung und Schiffahrt, wornach sie trachteten, geführt hätte.

Durch die Schifffahrtsakte thaten sie den ersten entscheidenden Schritt; und groß war der Erfolg davon. Aber zwanzig Jahre gingen hin, ehe sie einen zweiten thaten. Die Schiffahrtsakte war, wenn ich so sagen darf, eine isolirte Verfügung: sie bezog sich bloß auf die Schiffahrt, nicht auf die Handlung, nicht auf die Industrie. Zwar

mußte sie auch auf beide einigen Einfluß haben; aber dieser Einfluß war unentscheidend. Noch war die Einfuhr fremder Waaren, wenn sie nur auf Englischen Schiffen geschah, oder auf Schiffen der Nazion, welche die Waaren produzirte, weder verboten noch mit Zöllen beschwert. Auch ward an keine Aufmunterung der einheimischen Industrie gedacht. Noch hatte das Parlament die Handelsbilanz nicht unter die Gegenstände seiner Arbeit aufgenommen. Außer den Wollenfabriken hatte England noch keine; ein Birmingham, ein Manchester, ein Sheffield existirten damals noch nicht, als Sitze der Erfindungskunst und des Fleißes, die heut zu Tage ganz Europa mit ihren Waaren versorgen. England bekam Seide, Leinwand, feine Hüte, Glaswaaren, selbst Eisen und Stahlwaaren, aus Frankreich. Die französischen Weine und Branntweine wurden ungehindert in England eingeführt. Selbst Uhren wurden damals noch nicht in England in Fabriken verfertigt.

Erst seit 1670 traten als Schriftsteller solche Männer *) auf, die aus eigner Praxis mit der Handlung bekannt waren, und die Nazion aufmerksam auf den Verlust am Gelde machten, den sie jährlich durch den uneingeschränkten auswärtigen

*) Z. B. Josuah Child.

gen Handel, insbesondere mit Frankreich, erlitte. Das hiedurch bei der ganzen Nazion erregte Verlangen, über diese Behauptungen Gewißheit zu bekommen, bewog das Parlament im Jahr 1675, Untersuchungen über die Englische Handelsbilanz bloß mit Frankreich vorzunehmen. Das Resultat fging dahin: England habe einige Zeit her jährlich über eine Million gegen Frankreich verloren. Diese Entdeckung — sie mochte gegründet sein oder nicht — verursachte bei dem Parlamente und der Nazion eine solche Bestürzung, als wenn der Ruin Englands unvermeidlich gewesen wäre. Im ersten Schrecken glaubte Parlament und Volk, daß kein ander Mittel sei, von einem so schädlichen Handel abzukommen, als Krieg mit Frankreich anzufangen. Aber diese Stimmung der Gemüther war nicht nach dem Sinne Karls II, der schon ganz vom Französischen Kabinet verführt war. Die Nazion murrte, das Parlament stellte neue Untersuchungen an; und nun erst fand man, daß die Ursache des nachtheiligen Handels mit Frankreich darin läge, daß daselbst durch die Tariffe von 1664 und 1667 der Absatz Englischer Waaren vernichtet war. Nun erst, im Jahr 1678, ward der Parlamentsschluß gemacht: daß die Einfuhr aller Französischen Waaren in England auf

drei Jahr verboten sein solle. Der König bemühte sich zwar, diesen Schluß zu hintertreiben; aber vergeblich: er mußte ihm durch seinen Assent Gesetzeskraft ertheilen.

Jakob II, welcher nach dem Tode seines Bruders Karls II zur Regierung kam, war gleichfalls mit dieser Akte nicht zufrieden; aber wahrscheinlich nicht sowohl aus Anhänglichkeit an Frankreich, als weil er dergleichen Handlungszwang überhaupt nicht billigen konnte. Er hatte sich immer mit Schiffahrts- und Handlungssachen viel beschäftigt, und soll gute Einsichten darin besessen haben. Es gelang ihm, hierüber im Parlamente die Majorität auf seine Seite zu bekommen; und das Verbot ward wieder aufgehoben.

Aber nun ward Jakob 1688 gestürzt, und Wilhelm III auf den Thron gesetzt. Jakob II entfloht nach Frankreich. Ludwig XIV nahm sich seiner an, und wollte ihn mit Gewalt auf den Englischen Thron wieder einsetzen. Nun wachte die ganze Antipathie der Engländer gegen Frankreich von neuem auf. Der Krieg wider Frankreich ward 1689 erklärt; und in eben dem Jahr ward aller Handel mit Frankreich, insbesondre die Einfuhr Französischer Weine und Branntweine, auf 3 Jahr verboten. Der Haß, den der Französische

Hof

Hof durch sein Verfahren erregte, erstreckte sich über die Französische Nazion, über ihre Sitten und ihre Waaren. Dem Parlamente wurden Berechnungen vorgelegt, daß seit der durch Jakob II bewirkten Aufhebung des Handelsverbots England in drei Jahren dergestalt mit Französischen Waaren sei überschwemmt worden, daß es vier Millionen pf. Sterl. dadurch verloren habe.

Um diese Zeit kamen die aus Frankreich vertriebnen Hugenotten nach England, und legten daselbst zuerst Fabriken von Seidenwaaren, von feinen Hüten, Glas- Eisen- und Stahlarbeiten an. Sie wurden von der Englischen Nazion und Regierung desto großmüthiger unterstützt, weil sie nicht allein nützliche Leute, sondern auch Protestanten und exilirte Franzosen waren. Das Verbot der Französischen Waaren ward zwar nach einigen Jahren wieder aufgehoben, aber die Einfuhr durch hohe Abgaben sehr beschränkt.

Man sieht, daß alle diese Maaßregeln nicht einem, das Ganze der Englischen Handlung umfassenden, System zufolge, sondern bloß der besondern Verhältnisse wegen, worin die Englische Nazion mit der Französischen stand, oder zu stehen glaubte, genommen wurden.

Robert Walpole war es, der als vornehmster Minister unter Georg I, und Georg II, vom Jahr 1715 an zuerst Parlamentsakten zur Regulirung der Handlung einleitete, deren Anzahl beträchtlich ist, die aber zusammengenommen ein Ganzes ausmachen, wobei die Maximen des Merkantilsystems zum Grunde liegen.

Aus dieser chronologischen Darstellung ergiebt sich klar und unwidersprechlich, daß dieses System von Colbert zuerst in Ausübung gebracht ist. Und da wir vor Colbert weder in Frankreich noch in sonst einem Lande Verfügungen und Verordnungen, in Absicht auf die Handlung antreffen, die zusammengenommen ein Ganzes ausmachten, bei welchem ein durchgedachtes System zum Grunde läge; da alle Verfügungen und Verordnungen, die vor seiner Zeit bei verschiednen Nazionen in Handelssachen gemacht wurden, bloß durch besondre Verhältnisse, worin dieselben sich zu andern Nazionen befanden, veranlaßt waren; da auch keine Schrift irgend eines Autors bekannt ist, worin jene Maximen empfohlen würden; da hingegen alle Verfügungen und Verordnungen Colberts in den ersten Jahren seines Ministeriums jenen systematischen Zusammenhang haben, und alle auf Grundsätze des Merkantilsystems gebaut sind: so,

dünkt

dünkt mich, gehört diesem berühmten Manne auch das Verdienst, dieses System zuerst erfunden zu haben. Ob es an sich das beste sei, davon ist itzt nicht die Rede.

Kiel. Hegewisch.

3.

An Sophien *).

1785.

Der Pulvermine gleicht des Enthusiasten Herz.
Berührt sie beide nur mit einem kleinen Funken,
Gleich schlägt die Flamme himmelwärts.
Die Mine donnert; — und, wie trunken
Von seinem brausenden Gefühl,
Stürmt der Poet — ins Saitenspiel.
Ein Witzling könnte noch das Gleichniß weiter treiben.
Das mag er thun, ich laß es bleiben!

Dies Fünkchen, Freundin Lobesan,
Das legtest Du — ich muß es Dir gestehen —
Durch Deinen Freuderuf: „Ich habe ihn gesehen,
„Ihn, den Du liebst, den großen Deutschen Mann!"

*) Sophia Schwarz, geb. Becker, reiste, als Begleiterinn der vortreflichen Elisa (Frau von der Recke), 1784 und 1785 in Deutschland. Sie lernte hier unter andern Herrn Prof. Eberhard in Halle kennen (man s. die „Briefe einer Kur„länderinn, Berlin, 1791, Th. I, S. 125); schrieb dies an ihren Bruder, und erhielt von ihm gegenwärtiges Gedicht, welches sowohl wegen seines Gegenstandes, als seiner poetischen Sprache, des Aufbewahrens wehrt scheint.

Am Zunder meines Busens an;
Und weil unisono bei uns die Pulse gehen,
So wars natürlich, daß Dein heller Herzenston
Die Saiten meines Herzens pickte,
Daß ich ein Liedlein sang, und Dir es überschickte.
Das hast Du, gutes Kind, davon.

Sein Bild! — Elf Lenze sind entflohn,
Seitdem das edle Bild von Ihm und Mendelssohn
Durch mein ergötztes Aug sich in die Seele drückte;
Seit ich, deß Herz für Wahrheit immer schlug,
Zum erstenmal den Mann, der ihre Fackel trug,
Im düsteren Gewölb des Heiligthums erblickte.
Der Namen Eberhard! — Gnug für die Phantasie,
In einer Gallerie von Gruppen und von Bildern
Die Siege der Vernunft, die sie
Durch ihn behauptet hat, der Seele vorzuschildern!
Gnug für den Geist, — am unsichtbaren Seil
Verketteter Gedanken, alle Stären
Wo er mit Hydern rang, nachsinnend zu betreten;
Des Aberglaubens Donnerkeil,
Der an des Weisen Schild zerschellte,
Der frommen Dummheit Todespfeil,
Die sie auf Sokratesse schnellte,
Von seiner Faust zerbrochen, anzusehn;
Und, trotz den Männerchen mit wohlgesteiften Kragen,
Die ihren Meister selten nur verstehn,
Trotz allen Dunsen, die zu unsern Tagen
Die Löscher des Bonsens auf ihren Schädeln tragen,
An seiner Hand mit Lächeln fortzugehn;
Auch warmen Dank dem Gott des Lichts zu sagen,

Daß

Daß Er uns dann und wann die Herkulesse weckt,
Die muthig ihre Kraft fürs Wohl der Menschen wagen,
Von jedem Drachen unerschreckt,
Gespenster, die die Kirche ausgeheckt,
Weg vom Altar der Gottheit jagen:
Daß Ihre Glorie, durch die zertheilte Nacht
Der Barbarei und Priesterlehren,
Erquickend, wie von den entwölkten Sphären
Ihr Bild die Sonne, Glück und Leben lacht; —
Daß die Vernunft, des Geistes höchste Ehre,
Sein angewiesner Schatz auf alle Ewigkeit,
Nicht mehr die heiligen Altäre
Des Christenthums als Aberglauben scheut,
Sich selbst in seinem Glanz erkennet,
Mit ihm, vor einem Gott der Welt,
Den sie mit ihm den Großen Vater nennet,
Als Kind anbetend niederfällt,
Und nachsichtsvoll, mit ihm, den, der sie beide trennet
Die nur Ein Strahl vom ewgen Urlicht sind,
Mit Liebe trägt, und nicht — verbrennet!

Doch, daß ich nicht in einem Labyrinth
Von Träumerei den Ausgang gar verliere,
Kehr' ich in Zeiten um; — und führe
Dich noch einmal, geliebtes Kind
Sammt der holdseligen Gefährtinn Deiner Reisen,
Zur Büste unsers edlen Weisen.
Ihr beide habt sie mir so redend aufgestellt,
In solcher Würde, solchen sanften Zügen,
Daß sich mit doppeltem Vergnügen
Verstand und Herz zu ihm gesellt;

Und, während daß mein Geist durch seinen Geist erhellt,
Bewundernd, in des Denkers freien Schritten
Durch der Erforschung Dornenfeld
Die hohe Grazie des Griechen und des Britten
Mit Deutscher Kraft vermählet, sieht;
Fühlt meine Muse, beim Erzählen
Wie stark sein sanftes Herz die Menschen an sich zieht,
Daß für die menschlichste der Seelen
Ihr Wang' und Busen heißer glüht! —
Und, hätt' auch ihr die Kunst in höherm Ton zu singen
Ein milder Gott verliehn,
So wär das Mädchen fast so kühn,
Die besten Kränze die auf ihrem Beete blühn
Um dieses Haupt voll Licht zu schlingen.
Doch, sterblich ist die schwache Sängerinn;
Und ihre Kränze welken hin.
Ein Busen voll Gefühl ist ihre ganze Habe;
Und dieser schlummert bald, mit allem was sie sang,
Von Keinem mehr genannt, — im Grabe;
Indeß der Jahre Wogendrang
Kein ächtes Monument des Genius zertrümmert,
Und, wenn die Zeit Jahrhunderte verschlang,
Der große Namen lebt und in die Zukunft schimmert!

Unsterblichkeit ist der Verdienste Lohn,
Die um sich her ihr Säkulum verklären!
Doch nur ein Lied in Ramlers Silberton
Kann daurender als Erz und Marmor währen.
O! wie beneid' ich ihn, dem Flakkus Laute ward!
Sie sollte, wär sie mein, nie einem Fürsten tönen;
Den Meistern nur des Wahren und des Schönen, —

Und ist, im ganzen Chor von Deutschlands weisen Söhnen,
Dem Philosophen Eberhard!

Neu-Autz in Kurland. Bernhard Becker.

4.

Hackert. *).

Neapel, den 15 April.

Die Landschaftsmalerei, welche unter diesem schönen Himmelsstrich ihre eigentliche Heimath findet, erscheint auch hier in ihrem höchsten äußern und innern Glanze. Sie wohnt in einem Königlichen Pallaste, und wird mit Königlicher Milde gepflegt, und von des Monarchen Hand geschützt.

Das heißt: der Königliche Landschaftsmaler Hackert, aus unserm Prenzlau in der Ukermark gebürtig, genießt hier eine so ansehnliche Besoldung, wie sie das Nordische Klima für die Künste noch nirgends abwirft; und bewohnet wirklich den Königlichen Pallast Franka Villa, der unter allen Gebäuden in Neapel fast die reizendste Lage hat, und wegen der herrlichen Aussicht, die er gewährt,

*) Aus „Reisen eines Deutschen in Italien, in den „J. 1786 bis 1788. In Briefen von K. Ph. Moritz.“ Th. II (Berlin, 1792), S. 25, 26.

nun gerade seine Bestimmung erhalten zu haben scheint, indem der erste Landschaftsmaler ihn bewohnt.

Der König besucht hier oft den Künstler, und unterhält sich Stundenlang mit ihm; und wer freuet sich nicht, wenn auf irgend einem Fleck der Erde das Künstlerverdienst geschätzt, und in seiner ganzen Größe anerkannt und aufgemuntert wird?

Diese glänzenden Glücksumstände haben demungeachtet unsern berühmten Landsmann sein Vaterland nicht vergessen machen, auf welches er dennoch stolz ist, obgleich es für die Kunst noch keine so ergiebige Quellen hat.

Noch neulich erfuhr Herr Hackert auf einer kleinen Reise in Sizilien, wie geehrt der Name Preussens und des Großen Friedrichs auch in diesen entfernten Gegenden sei.

Er machte die Reise in Gesellschaft einiger Engländer; und sie hielten vor Mittage in einem kleinen Sizilianischen Städtchen an, um Erfrischung zu sich zu nehmen: als auf einmal in dem Orte sich das Gerücht verbreitete, es sei ein Unterthan von Preussens König hier angekommen.

Und da nun die Reisegesellschaft schon wieder aufbrechen wollte, ließ sich, zu ihrem Erstaunen, eine förmliche Deputazion von dem Magistrat des

Städt-

Städtchens anmelden, welche, um ihre Ehrfurcht für den Großen König an den Tag zu legen, dessen Unterthan gern mit einigen Körben Wein und Früchten beschenken wollte, die sie ihn, als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht, dringend anzunehmen baten. Einen solchen Glanz verbreitete also Friedrichs Namen hier über seinen ehemaligen Unterthan.

5.

Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.

(Zweites Bruchstück aus dem ungedruckten Werke; man s. Oktober, S. 346, die Note.)

Das letzte Mittel, dessen sich die Staaten zu bedienen pflegen, um eine ihrem Endzwecke, der Beförderung der Sicherheit, angemessene Umformung der Sitten zu bewirken, sind einzelne Gesetze und Verordnungen. Da aber dies ein Weg ist, auf welchem Sittlichkeit und Tugend nicht unmittelbar befördert werden kann; so müssen sich einzelne Einrichtungen dieser Art natürlich darauf beschränken, einzelne Handlungen der Bürger zu verbieten oder zu bestimmen, die theils an sich,

jedoch

jedoch ohne fremde Rechte zu kränken, unsittlich sind, theils leicht zur Unsittlichkeit führen.

Dahin gehören vorzüglich alle den Luxus einschränkende Gesetze. Denn nichts ist unstreitig eine so reiche und gewöhnliche Quelle unsittlicher, selbst gesetzwidriger, Handlungen, als das zu große Uebergewicht der Sinnlichkeit in der Seele, oder das Mißverhältniß der Neigungen und Begierden überhaupt gegen die Kräfte der Befriedigung, welche die äußere Lage darbietet. Wenn Enthaltsamkeit und Mäßigung die Menschen mit den ihnen angewiesenen Kreisen zufrieden macht; so suchen sie minder, dieselben auf eine die Rechte Anderer beleidigende, oder wenigstens ihre eigne Zufriedenheit und Glückseligkeit störende, Weise zu verlassen. Es scheint daher dem wahren Endzweck des Staats angemessen, die Sinnlichkeit — aus welcher eigentlich alle Kollisionen unter den Menschen entspringen, da das, worin geistige Gefühle überwiegend sind, immer und überall harmonisch mit einander bestehen kann — in den gehörigen Schranken zu halten; und, weil dies freilich das leichteste Mittel hierzu scheint, so viel als möglich zu unterdrücken.

Bleibe ich indeß den bisher behaupteten Grundsätzen getreu, immer erst an dem wahren

In-

Interesse des Menschen die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf; so wird es nothwendig sein, vorher den Einfluß der Sinnlichkeit auf das Leben, die Bildung, die Thätigkeit und die Glückseligkeit des Menschen, soviel es zu dem gegenwärtigen Endzwecke dient, zu untersuchen; — eine Untersuchung, welche, indem sie den thätigen und genießenden Menschen überhaupt in seinem Innern zu schildern versucht, zugleich anschaulicher darstellen wird, wie schädlich oder wohlthätig demselben überhaupt Einschränkung und Freiheit ist. Erst, wann dies geschehen ist, dürfte sich die Befugniß des Staats, auf die Sitten der Bürger positiv zu wirken, in der höchsten Allgemeinheit beurtheilen, und damit dieser Theil der Auflösung der vorgelegten Frage beschließen lassen.

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind diejenigen, welche sich zuerst und in den heftigsten Aeußerungen im Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andre Richtung gegeben hat, schweigen; da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen.

spornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zur Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen sie alle Vorstellungen in größere und mannichfaltigere Bewegung, zeigen neue Aussichten, führen auf neue vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisazion, und diese wieder — auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird — auf die Seele zurück wirkt.

Indeß ist ihr Einfluß in der Intension, wie in der Art des Wirkens, verschieden. Dies beruht theils auf ihrer Stärke oder Schwäche, theils aber auch — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf ihrer Verwandtschaft mit den unsinnlichen, auf der größeren oder mindern Leichtigkeit, sie von thierischen Genüssen zu menschlichen Freuden zu erheben. So leiht das Auge der Materie seiner Empfindung die für uns so genußreiche und ideenfruchtbare Form der Gestalt; so das Ohr die der verhältnißmäßigen Zeitfolge der Töne. — Ueber die verschiedne Natur dieser Empfindungen und die Art ihrer Wirkung ließe sich vielleicht viel Schönes

und

und manches Neue sagen, wozu aber schon hier nicht einmal der Ort ist. Nur eine Bemerkung über ihren verschiednen Nutzen zur Bildung der Seele.

Das Auge, wenn ich so sagen darf, liefert dem Verstande einen mehr vorbereiteten Stof; das Innre des Menschen wird uns gleichsam mit seiner, und der übrigen immer in unsrer Phantasie auf ihn bezognen Dinge, Gestalt bestimmt, und in einem einzelnen Zustande, gegeben. Das Ohr, bloß als Sinn betrachtet, und in sofern es nicht Worte aufnimmt, gewährt eine bei weitem geringere Bestimmtheit. Darum räumt auch Kant den bildenden Künsten den Vorzug vor der Musik ein. Allein, er bemerkt sehr richtig, daß diese Bestimmung zum Maaßstabe die Kultur voraussetzt, welche sie dem Gemüth verschaffen; und, ich möchte hinzusetzen, welche sie ihm unmittelbar verschaffen.

Es fragt sich indeß, ob dies der richtige Maaßstab sei. Meiner Idee nach, ist Energie die erste und einzige Tugend des Menschen. Was seine Energie erhöht, ist mehr wehrt, als was ihm nur Stof zur Energie an die Hand giebt. Wie nun aber der Mensch auf Einmal nur Eine Sache empfindet, so wirkt auch das am meisten,

was

was nur Eine Sache zugleich ihm darstellt; und, wie in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen jede einen, durch alle vorige gewirkten, und auf alle folgende wirkenden, Grad hat, das, in welchem die einzelnen Bestandtheile in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Dies alles aber ist der Fall der Musik. Ferner ist der Musik bloß diese Zeitfolge eigen; bloß diese ist in ihr bestimmt. Die Reihe, welche sie darstellt, nöthigt sehr wenig zu einer bestimmten Empfindung. Es ist gleichsam ein Thema, dem man unendlich viele Texte unterlegen kann. Was ihr also die Seele des Hörenden — in sofern derselbe nur überhaupt, und gleichsam der Gattung nach, in einer verwandten Stimmung ist — wirklich unterlegt, entspringt völlig frei und ungebunden aus ihrer eigenen Fülle; und so umfaßt sie es unstreitig wärmer, als was ihr gegeben wird, und was oft mehr beschäftigt, wahrgenommen als empfunden zu werden. Andre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Musik, z. B. daß sie, da sie aus natürlichen Gegenständen Töne hervorlockt, der Natur weit näher bleibt, als die Malerei, Plastik und Dichtkunst: übergehe ich hier, da es mir nicht darauf ankömmt, eigentlich sie und ihre Natur zu prüfen, sondern ich sie nur als ein Beispiel brauche, um

an ihr die verschiedne Natur der sinnlichen Empfindungen deutlicher darzustellen.

Die eben geschilderte Art zu wirken ist nun nicht der Musik allein eigen. Kant bemerkt eben sie als möglich bei einer wechselnden Farbenmischung; und in noch höherem Grade ist sie es bei dem, was wir durch das Gefühl empfinden. Selbst bei dem Geschmack ist sie unverkennbar. Auch im Geschmack ist ein Steigen des Wohlgefallens, das sich gleichsam nach einer Auflösung sehnt, und nach der gefundenen Auflösung in schwächern Vibrazionen nach und nach verschwindet. Am dunkelsten dürfte dies bei dem Geruch sein. — Wie nun im empfindenden Menschen der Gang der Empfindung, ihr Grad, ihr wechselndes Steigen und Fallen, ihre (wenn ich mich so ausdrücken darf) reine und volle Harmonie das Anziehendste, und anziehender ist als der Stof selbst, in sofern man nehmlich vergißt, daß die Natur des Stoffes vorzüglich den Grad, und noch mehr die Harmonie jenes Ganges bestimmt; und wie der empfindende Mensch — gleichsam das Bild des blüthetreibenden Frühlings — gerade das interessanteste Schauspiel ist: so sucht auch der Mensch gleichsam dies Bild seiner Empfindung, mehr als irgend etwas Anderes, in allen schönen Künsten. So macht die Malerei,

selbst die Plastik, es sich eigen. Das Auge der Guido: Renischen Madonna hält sich gleichsam nicht in den Schranken Eines flüchtigen Augenblicks. Die angespannte Muskel des Borghesischen Fechters verkündet den Stoß, den es zu vollführen bereit ist. Und in noch höherem Grade benutzt dies die Dichtkunst. Ohne hier eigentlich von dem Range der schönen Künste reden zu wollen, sei es mir erlaubt, nur noch folgendes hinzuzusetzen, um meine Idee deutlich zu machen. Die schönen Künste bringen eine doppelte Wirkung hervor, welche man immer bei jeder vereint, aber auch bei jeder in sehr verschiedner Mischung antrift: sie geben unmittelbar Ideen, oder regen die Empfindung auf; stimmen den Ton der Seele, oder (wenn der Ausdruck nicht zu gekünstelt scheint) bereichern oder erhöhen mehr ihre Kraft. Je mehr nun die eine Wirkung die andere zu Hülfe nimmt, desto mehr schwächt sie ihren eignen Eindruck. Die Dichtkunst vereinigt am meisten und vollständigsten beide; und darum ist dieselbe auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang

und

und die Musik. Allein, freilich vergißt man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorhin bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet.

Die energisch wirkenden sinnlichen Empfindungen — denn, nur um diese zu erläutern, rede ich hier von Künsten — wirken wiederum verschieden: theils nachdem ihr Gang wirklich das abgemessenste Verhältniß hat, theils je nachdem die Bestandtheile selbst (gleichsam die Materie) die Seele stärker ergreifen. So wirkt die gleich richtige und schöne Menschenstimme mehr als ein todtes Instrument. Nun aber ist uns nie etwas näher, als das eigne körperliche Gefühl. Wo also dieses selbst mit im Spiele ist, da ist die Wirkung am höchsten. Aber, wie immer die unverhältnißmäßige Stärke der Materie gleichsam die zarte Form unterdrückt, so geschieht es auch hier oft; und es muß also zwischen beiden ein richtiges Verhältniß sein. Das Gleichgewicht bei einem unrichtigen Verhältniß kann hergestellt werden, durch Erhöhung der Kraft des einen, oder Schwächung der Stärke des andern. Allein, es ist immer falsch, durch Schwächung zu bilden; oder die Stärke

müßte dann nicht natürlich, sondern erkünstelt, sein; wo sie das nicht ist, da schränke man sie nie ein. Es ist besser, daß sie sich zerstöre, als daß sie langsam hinsterbe. — Doch genug hiervon. Ich hoffe, meine Idee hinlänglich erläutert zu haben: obgleich ich gern die Verlegenheit gestehe, in der ich mich bei dieser Untersuchung befinde, da auf der einen Seite das Interesse des Gegenstandes, und die Unmöglichkeit, nur die nöthigen Resultate aus andern Schriften — da ich keine kenne, welche gerade aus meinem gegenwärtigen Gesichtspunkte ausginge — zu entlehnen, mich einlud mich weiter auszudehnen; und auf der andern Seite die Betrachtung, daß diese Ideen nicht eigentlich für sich, sondern nur als Lehnsätze hieher gehören, mich immer in die gehörigen Schranken zurück wies. Die gleiche Entschuldigung muß ich auch bei dem nun folgenden nicht zu vergessen bitten.

Ich habe bis itzt — obgleich eine völlige Trennung nie möglich ist — von der sinnlichen Empfindung nur als sinnlicher Empfindung zu reden versucht. Aber Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebornen

bornen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, konsequente, philosophische Systeme; so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, daß jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen, und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Denn nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter, als der Ausdruck des Unsinnlichen im Sinnlichen; des Erhabenen, des Einfachen, des Schönen, in allen Werken der Natur und Produkten der Kunst, die uns umgeben. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied der energisch wirkenden und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das letzte Streben alles unsers menschlichsten Bemühens nur auf das Entdecken, Nähren, und Erschaffen des einzig wahrhaft Existirenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren, in uns und Andern gerichtet ist; wenn es al-

lein das ist, dessen Ahnung uns jedes seiner Symbole so theuer und heilig macht: so treten wir ihm einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm in schwerer, oft unverstandenen, aber auch oft mit der gewissesten Wahrheitsahnung überraschenden, Sprache; indeß die Gestalt — wieder, wenn ich so sagen darf, das Bild jener Energie — weiter von der Wahrheit entfernt ist.

Auf diesem Boden, wenn nicht allein, doch vorzüglich, blüht auch das Schöne, und noch weit mehr das Erhabne auf, das den Menschen der Gottheit gleichsam noch näher bringt. Die Nothwendigkeit eines reinen, von allen Zwecken entfernten, Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begrif, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren, und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet, auf die menschlich göttlichste Weise, unendliche Größe mit hingebender Demuth. Ohne das Schöne, fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabene, der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack; des Erhabnen —

wenn

wenn es auch hierfür ein Studium giebt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genie's ist — richtig abgewägte Größe. Der Geschmack allein aber, dem allemal Größe zum Grunde liegen muß, weil nur das Große des Maaßes, und das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsre, auch bloß geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.

Forschen und Schaffen — darum drehen, und darauf beziehen sich wenigstens, wenn gleich mittelbarer oder unmittelbarer, alle Beschäftigungen des Menschen. Das Forschen, wenn es die Gründe der Dinge, oder die Schranken der Vernunft erreichen soll, setzt, außer der Tiefe, einen man-

nichfaltigen Reichthum, und eine innige Erwärmung des Geistes, eine Anstrengung der vereinten menschlichen Kräfte, voraus. Nur der bloß analytische Philosoph kann vielleicht durch die einfachen Operazionen der nicht bloß ruhigen, sondern auch kalten, Vernunft seinen Endzweck erreichen. Allein, um das Band zu entdecken, welches synthetische Sätze verknüpft, ist eigentliche Tiefe, und ein Geist erforderlich, welcher allen seinen Kräften gleiche Stärke zu verschaffen gewußt hat. So wird Kant's — man kann wohl mit Wahrheit sagen — nie übertroffener Tiefsinn noch oft in der Moral und Aesthetik der Schwärmerei beschuldigt werden, wie er es schon ward; und — wenn mir das Geständniß erlaubt ist — wenn mir selbst einige, obgleich seltene, Stellen (ich führe hier, als ein Beispiel, die Deutung der Regenbogenfarben in der Kritik der Urtheilskraft an) darauf hinzuführen scheinen: so klage ich allein den Mangel der Tiefe meiner intellektuellen Kräfte an. Könnte ich diese Ideen hier weiter verfolgen, so würde ich auf die, gewiß äußerst schwierige, aber auch eben so interessante, Untersuchung stoßen: welcher Unterschied eigentlich zwischen der Geistesbildung des Metaphysikers und des Dichters ist? und wenn nicht vielleicht eine vollständige wiederholte Prü-

fung

fung die Resultate meines bisherigen Nachdenkens hierüber wiederum umstieße, so würde ich diesen Unterschied bloß darauf einschränken, daß der Philosoph sich allein mit Percepzionen, der Dichter hingegen mit Sensazionen, beschäftigt, beide aber übrigens desselben Maaßes und derselben Bildung der Geisteskräfte bedürfen. Allein dies würde mich zu weit von meinem gegenwärtigen Endzweck entfernen; und ich hoffe selbst, durch die wenigen im Vorigen angeführten Gründe hinlänglich bescheinigt zu haben, daß, auch um den ruhigsten Denker zu bilden, Genuß der Sinne und der Phantasie oft um die Seele gespielt haben muß. Gehen wir aber gar von transcendentalen Untersuchungen zu psychologischen über; wird der Mensch, wie er erscheint, unser Studium: wie wird da nicht der das gestaltenreiche Geschlecht am tiefsten erforschen und am wahrsten und lebendigsten darstellen, dessen eigner Empfindung selbst die wenigsten dieser Gestalten fremd sind?

Daher erscheint der also gebildete Mensch in seiner höchsten Schönheit, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und außer sich fruchtbar macht. Die Analogie zwischen den Gesetzen der Plastischen Natur und denen des geistigen

Schaffens ist schon mit einem wahrlich unendlich genievollen Blicke beobachtet, und mit treffenden Bemerkungen bewährt worden *). Doch vielleicht wäre eine noch anziehendere Ausführung möglich gewesen; statt der Untersuchung unerforschbarer Gesetze der Bildung des Keims, hätte die Psychologie vielleicht eine reichere Belehrung erhalten, wenn das geistige Schaffen gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens näher gezeigt worden wäre.

Um auch in dem moralischen Leben von demjenigen zuerst zu reden, was am meisten bloßes Werk der kalten Vernunft scheint; so macht die Idee des Erhabenen es allein möglich, dem unbedingt gebietenden Gesetze, zwar allerdings durch das Medium des Gefühls auf eine menschliche, und doch durch den völligen Mangel der Rücksicht auf Glückseligkeit oder Unglück auf eine göttliche uneigennützige Weise, zu gehorchen. Das Gefühl der Unangemessenheit der menschlichen Kräfte zum moralischen Gesetz; das tiefe Bewußtsein, daß der Tugendhafte nur der ist, welcher am innigsten empfindet, wie unerreichbar hoch das Gesetz über ihm erhaben ist; erzeugt die Achtung — eine Empfindung, welche nicht mehr körperliche Hülle zu

unge-

*) F. von Dalberg vom Bilden und Erfinden.

umgeben scheint, als nöthig ist, sterbliche Augen nicht durch den reinen Glanz zu verblenden. Wenn nun das moralische Gesetz, jeden Menschen, als einen Zweck in sich, zu betrachten nöthigt; so vereint sich mit ihm das Schönheitsgefühl, das gern jedem Staube Leben einhauchte, um auch in ihm an einer eignen Existenz sich zu freuen, und das um so viel voller und schöner den Menschen aufnimmt und umfaßt, als es, unabhängig vom Begrif, nicht auf die kleine Anzahl der Merkmale beschränkt ist, welche der Begrif, und noch dazu nur abgeschnitten und einzeln, allein zu umfassen vermag.

Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu thun; und sie könnte es allerdings, und würde es auch in der That, wenn dies Gefühl eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein, es soll bloß die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannichfaltigere Anwendungen für das moralische Gesetz aufzufinden, welche dem kalten, und darum hier allemal unfeinen, Verstande entgehen würden; und soll das Recht genießen, dem Menschen — dem es nicht verwehrt ist, die mit der Tugend so eng verschwisterte Glückseligkeit zu empfangen, sondern nur mit der Tugend gleichsam um diese Glückseligkeit zu handeln — die süßesten Gefühle zu

gewähren,

gewähren. Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag, desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben bemerkte, bloß subtil und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genuß ist; wie sehr er sich Tugend und Glückseligkeit ewig, auch unter den ungünstigsten Umständen, vereint denken mögte: so ist doch auch seine Seele für die Größe des moralischen Gesetzes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Größe sie zu handeln nöthigt; und, nur von diesem Gefühle durchdrungen, handelt sie schon darum ohne Rücksicht auf Genuß, weil sie nie das volle Bewußtsein verliert, daß die Vorstellung jedes Unglücks ihr kein anderes Betragen abnöthigen würde.

Allein diese Stärke gewinnt die Seele freilich nur auf einem, dem ähnlichen Wege, von welchem ich im Vorigen rede: nur durch mächtigen innern Drang, und mannichfaltigen äußern Streit. Alle Stärke — gleichsam die Materie — stammt aus der Sinnlichkeit; und, wie weit entfernt von dem Stamme ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhn, und durch häufigen Genuß zu verjüngen sucht; wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit von der

Sinn-

Sinnlichkeit zu behaupten; wer so diese Unabhängigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist; wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läßt, wessen Drang das außer sich Empfundene in sich aufzunehmen, und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt: der kann das befriedigende Bewußtsein nähren, auf dem richtigen Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Ich habe durch dies, an und für sich politischen Untersuchungen ziemlich fremdartige, allein in der von mir gewählten Folge von Ideen nothwendige, Gemälde zu zeigen versucht, wie die Sinnlichkeit mit ihren heilsamen Folgen durch das ganze Leben und alle Beschäftigungen des Menschen verflochten ist. Ihr dadurch Freiheit und Achtung zu verschaffen, war meine Absicht. — Vergessen darf ich indeß nicht, daß gerade die Sinnlichkeit auch die Quelle einer großen Menge physischer und moralischer Uebel ist. Selbst moralisch nur dann

heilsam,

heilsam, wenn sie in richtigem Verhältniß mit der Uebung der geistigen Kräfte steht, erhält sie so leicht ein schädliches Uebergewicht. Dann wird menschliche Freude thierischer Genuß; der Geschmack verschwindet, oder erhält unnatürliche Richtungen. Bei diesem letzten Ausdruck kann ich mich jedoch nicht enthalten, vorzüglich in Hinsicht auf gewisse einseitige Beurtheilungen, noch zu bemerken, daß nicht unnatürlich heißen muß, was nicht gerade diesen oder jenen Zweck der Natur erfüllt, sondern was den allgemeinen Endzweck derselben mit dem Menschen vereitelt. Dieser aber ist, daß sein Wesen sich zu immer höherer Vollkommenheit bilde, und daher vorzüglich, daß seine denkende und empfindende Kraft, beide in verhältnißmäßigen Graden der Stärke, sich unzertrennlich vereine. — Es kann aber ferner ein Mißverhältniß entstehen, zwischen der Art wie der Mensch seine Kräfte ausbildet, und überhaupt in Thätigkeit setzt, und zwischen den Mitteln des Wirkens und Genießens, die seine Lage ihm darbietet; und dies Mißverhältniß ist eine neue Quelle von Uebeln. Nach den im Vorigen ausgeführten Grundsätzen aber, ist es dem Staat nicht erlaubt, mit positiven Endzwecken auf die Lage der Bürger zu wirken. Diese Lage erhält daher nicht eine so bestimmte und erzwungene

Form;

Form; und ihre größere Freiheit, wie auch daß sie in eben dieser Freiheit selbst größtentheils von der Denkungs- und Handlungsart der Bürger ihre Richtung erhält, vermindert schon jenes Mißverhältniß. Dennoch könnte indeß die immer übrig bleibende, wahrlich nicht unbedeutende, Gefahr die Vorstellung einer Nothwendigkeit erregen, dem Sittenverderbniß durch Gesetze und Staatseinrichtungen entgegen zu kommen.

Allein, wären dergleichen Gesetze und Einrichtungen auch wirksam, so würde nur mit dem Grade ihrer Wirksamkeit auch ihre Schädlichkeit steigen. Ein Staat, in welchem die Bürger durch solche Mittel genöthigt oder bewogen würden, auch den besten Gesetzen zu folgen, könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein; allein, er würde mir immer ein Haufen ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur wo sie die Gränze des Rechts übertreten gebundener, Menschen scheinen. Bloß gewisse Handlungen oder Gesinnungen hervorzubringen, gibt es freilich sehr viele Wege. Keiner von allen aber führt zur wahren moralischen Vollkommenheit. Sinnliche Antriebe zur Begehung gewisser Handlungen, oder Nothwendigkeit sie zu unterlassen, bringen Gewohnheit hervor; durch die Gewohnheit wird das

Vergnü-

Vergnügen, das Anfangs nur mit jenen Antrieben verbunden war, auf die Handlung selbst übergetragen, oder die Neigung, welche Anfangs nur vor der Nothwendigkeit schwieg, gänzlich erstickt: so wird der Mensch zu tugendhaften Handlungen, gewissermaßen auch zu tugendhaften Gesinnungen geleitet. Allein die Kraft seiner Seele wird dadurch nicht erhöht; weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Wehrt erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen: an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äußern Zwecken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn, abgerechnet daß Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen, so schwächen sie auch noch immer die Kraft. Was sind aber Sitten, ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie groß auch das Uebel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme müssen die Menschen zu der Weisheit und Tugend mittlerem Pfad gelangen. Extreme müssen, gleich großen in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken. Um der feinsten Ader Blut zu verschaffen, muß eine beträchtliche Menge in den großen vorhanden sein. Hier die Ordnung der Natur

stören wollen, heißt moralisches Uebel anrichten, um physisches zu verhüten.

Es ist aber auch, meines Erachtens, unrichtig: daß die Gefahr des Sittenverderbnisses so groß und dringend sei. Und so manches auch schon zu Bestätigung dieser Behauptung im Vorigen gesagt worden ist, so mögen doch noch folgende Bemerkungen dazu dienen, sie ausführlicher zu beweisen:

1) Der Mensch ist an sich mehr zu wohlthätigen, als eigennützigen, Handlungen geneigt. Dies zeigt sogar die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Großes und Hinreißendes, daß auch der bloß unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht.

2) Die Freiheit erhöht die Kraft, und führt, wie immer die größere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstickt die Kraft, und führt zu allen eigennützigen Wünschen und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, raubt aber selbst den gesetzmäßigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlaßt vielleicht manche Vergehung, giebt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

3) Der sich selbst überlassene Mensch kömmt schwerer auf richtige Grundsätze; allein sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich Geleitete empfängt sie leichter; aber sie weichen auch sogar seiner, doch geschwächten, Energie.

4) Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannichfaltiges und sehr verschiedenes Interesse in eine Einheit bringen sollen, verursachen vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen Mißverhältnisse zwischen dem Verlangen und dem Vermögen der Menschen; und aus diesen, Vergehungen. Je müssiger also — wenn ich so sagen darf — der Staat, desto geringer die Anzahl der letztern. Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal größer sein.

5) Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangnen Verbrechen, gerechte und wohl abgemessene, aber unnachlaßliche, Strafe, folglich seine Strafloſigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.

Ich glaube nunmehr für meine Absicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie bedenklich jedes Bemühen

mühen des Staats ist, irgend einer — nur nicht unmittelbar fremdes Recht kränkenden — Ausschweifung der Sitten entgegen oder gar zuvor zu kommen; wie wenig davon insbesondere heilsame Folgen auf die Sittlichkeit selbst zu erwarten sind; und wie ein solches Wirken auf den Charakter der Nazion, selbst zur Erhaltung der Sicherheit, nicht nothwendig ist. Nimmt man nun noch die im Anfange dieses Aufsatzes entwickelten Gründe hinzu, welche jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats mißbilligen, und die hier um so mehr gelten, als gerade der moralische Mensch jede Einschränkung am tiefsten fühlt; und vergißt man nicht, daß, wenn irgend eine Art der Bildung der Freiheit ihre höchste Schönheit dankt, dies gerade die Bildung der Sitten und des Charakters ist; — so dürfte die Richtigkeit des folgenden Grundsatzes keinem weiteren Zweifel unterworfen sein, des Grundsatzes nehmlich:

daß der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nazion anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche, von selbst entstehende, Folge seiner übrigen, schlechterdings nothwendigen, Maaßregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse; und daß

alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondre Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze, u. s. f., schlechterdings außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.

6.

Ueber den verdeutschten Einfall von Chapelle *).

Mitau, den 27 August, 1792.

So eben, mein sehr verehrter Herr und Freund, ersehe ich aus der 98sten Nummer der Berlinischen Zeitung, daß im Auguststück Ihrer Monatsschrift die Berichtigung einer falschen Uebersetzung befindlich ist, die ich von einem „bon-mot" des originellen Chapelle gegeben habe. — Da ich, nach dem

*) Man s. August, Nr. 9. — Ob des Herrn Rath Schulz itzige, oder die im August gegebene, Erklärung des Chapellischen Bonmots die richtigere ist, muß billig dem Publikum zur Entscheidung überlassen werden. Merkwürdig und lehrreich ist aber in der That die edle Strenge, mit welcher Herr Sch. selbst über sich urtheilt; und dieses, und die mancherlei Wahrheiten welche sein Brief enthält, machen den Abdruck desselben zur Pflicht.

B.

dem langsamen Gange unseres hiesigen litterarischen Verkehrs, darauf rechnen muß, dieses Stück Ihres Journals erst in vier Wochen hier zu sehen: so erlauben Sie mir, noch eh' ich jene Berichtigung zu Gesichte bekomme, Ihnen zu versichern, daß ich es immer für ein großes Unglück gehalten, wenn ein Schriftsteller so wenig Kenntniß seiner selbst hat, daß er erst durch Andre seine Fehler und Irrthümer erfahren muß, und daß ich mich deshalb immer bestrebt habe, diesem Unglück, soviel möglich, aus dem Wege zu gehen.

In jener Ankündigung Ihrer Monatsschrift heißt es: „Herr Fr. Schulz hat einen witzigen Einfall von La Chapelle falsch übersetzt, dessen wahrer Sinn hier gezeigt wird." Da ich mich nicht erinnere, je anderswo einen Einfall von Chapelle übersetzt zu haben, als in meinem Buche Ueber Paris und die Pariser; und da ich schon weiß, daß ich den dort (S. 72) angeführten Einfall wirklich falsch übersetzt habe: so ist mir jene unbestimmte Anzeige genug, um zu wissen, daß in Ihrem Journal von diesem und keinem andern „bon-mot" die Rede sein könne. In einer neuen Ausgabe meines Buches hätte ich diese Stelle, stillschweigend, entweder ganz weggelassen, oder verbessert; jetzt aber, habe ich Gelegenheit, eine Abbitte in

aller Form zu thun: und ich thue sie mit der Bereitwilligkeit eines ehrlichen Mannes, der sich verbunden glaubt, seine Eigenliebe unter den Gehorsam der Wahrheit gefangen zu nehmen. Ich weiß nicht, ob der Verfasser des Aufsatzes in Ihrer Monatsschrift, alle die Unrichtigkeiten, die in jener Stelle meines Buches liegen, gesehen oder aufgedeckt hat; aber meine Pflicht ist es, sie alle zu wissen, und mir keine zu schenken. Es ist also

Erstlich sonderbar: daß ich ein „bon-mot" aus dem vorigen Jahrhundert anführte, wo von einem Gebrauche in diesem Jahrhundert die Rede ist, und es noch dazu so stellte, als ob es erst in diesem Jahrhundert wäre gesagt worden. Chapelle starb schon 1689. — Es ist

Zweitens ein Fehler: daß ich in jener Stelle, und in einer vorhergehenden (S. 68), immer La Chapelle geschrieben habe. Der Mann hieß eigentlich Claude-Emmanuel *Luillier*, dit *Chapelle*; und war in la Chapelle, einem Dorfe unweit Saint-Denis, geboren. Ich habe also (durch Hinzusetzung des Artikels La), komisch genug, anstatt des Poeten, immer seinen Geburtsort genannt; und ihn überhaupt mit dem jüngern französischen Gelehrten, Jean de la Chapelle, verwechselt, der eine „Voyage en Suisse" und „Les Amours

de

de Catulle et Tibulle" geschrieben hat, die beide vergessen sind, da hingegen unseres Chapelle „Voyage", die er in Gesellschaft des eben so witzigen Bachaumont gemacht und beschrieben hat, so lange man Witz und Naivetät liebt, nicht vergessen werden dürfte. — Ich habe

Drittens, Chapellens „bon-mot" nicht bloß unrichtig übersetzt, sondern auch die Umstände, unter denen er es sagte, unrichtig erzählt; ein Fall, der so ungewöhnlich nicht ist, wenn man seinem Gedächtnisse zu viel trauet. Die wahren Umstände sind folgende: „Chapelle aß einmal, in großer Gesellschaft, bei dem Markis von Marsigli zu Mittage, der nur Einen Pagen hatte, um die gesammte Tischgesellschaft mit Trinken zu bedienen. Chapelle, dem man nicht so oft zu trinken einschenkte, als den Uebrigen, verlor die Geduld, und sagte: Ei, Herr Markis, geben Sie uns, ich bitte Sie, die Münze Ihres Pagen! (Un jour que Chapelle dinoit en nombreuse Compagnie, chez le Marquis de Marsilli, qui n'avoit qu'un Page pour servir à boire à tout le monde: Chapelle, à qui on ne servoit point à boire aussi souvent qu'aux autres, perdit patience, et dit: *Eh! M. le Marquis donnez-nous, je Vous prie, la monnoie de Votre Page!*

Tableau hist. de l'Esprit et du Caractere des Litterateurs François etc. etc. Paris, 1785. Tom. II. pag. 104.) — Aus dieser Erzählung ergiebt es sich, daß

Viertens, diese Anekdote gar nicht auf den Gegenstand anwendbar ist, von dem ich in meinem Buche rede. Denn, Chapelle ward nicht darüber böse, daß er zu wenig Wein bekam, sondern darüber, daß man ihm seltener einschenkte, als den übrigen Gästen. Es ging ihm, wahrscheinlich, bei diesem glänzenden Diner, wie es schon andern Gelehrten gegangen ist und noch alle Tage gehen kann, die von einem Großen, entweder aus Ostentazion, oder aus Bedürfniß etwas Verständiges zu hören oder zu lachen, zu Tische gebeten werden: die Bedienten halten sich an das Ordensband, an den Grafen und den Baron, der zu Tische ist, und vernachläßigen den Mann, der in einem schlichten Rocke, ohne Band und Geburt, da sitzt, und nichts als seine unscheinbare Gabe an Witz, Verstand und Kenntnissen für sich hat. Chapelle wurde also von dem Pagen des Markis nach eben diesen Grundsätzen behandelt, und dies machte seine Empfindlichkeit rege. Er schoß seinen Pfeil ab, und sagte: M. le Marquis, donnez-nous, je vous

prie,

prie, la monnoie de Votre Page! — Dies übersetzte ich nun

Fünfrens, ganz falsch, durch: Herr Markis, lassen Sie uns den Lohn Ihres Pagen selbst verdienen! Das Französische „monnoie“ heißt nie soviel, als Gehalt, Besoldung, Lohn. Es war also unrichtig, wenn ich es durch Lohn übersetzte. Die Stelle ist überhaupt nicht ohne Schwierigkeit; aber mir scheint der wahre Stachel derselben, in der Zusammenstellung des Wortes „monnoie“ mit „page“ zu liegen. „Page“ und „Singe“ sind, im Stil des gemeinen Lebens, fast Synonyme. Man sagt „un tour de Page“, und versteht darunter das, was wir, in populärer Mundart, einen Schabernack (einen Eulenspiegelstreich) nennen, d. i. einen heimtückischen Streich, worüber man aber lachen kann. Das „tour de Page“ entspricht vollkommen der Bedeutung des Worts „Singerie“; und beide werden auch, im gemeinen Leben, oft für einander genommen. Ein Page macht also „Singeries“, und ein Affe kann „des tours de Page“ machen. Nun haben die Franzosen die sprichwörtliche Redensart „Payer en monnoie de Singe“ d. i. Jemand, dem man schuldig ist, mit Scherz oder Komplimenten bezahlen; und diese Redensart

stammt aus den Zeiten der „Jongleurs“ her, die für ihre Kunst und Handthierung keinen Zoll bezahlten, sondern denselben in närrischen Gesichtern oder krummen Sprüngen abtragen durften. Daher heißt „payer en gambades“ eben so viel, als „payer en monnoie de Singe.“ Chapelle also, der von einem vornehmen Manne zu Tische gebeten war, wollte nicht mit der bloßen Ehre, die darin lag, zufrieden sein; denn dies war eine bloße „gambade“; er wollte auch etwas Gründliches haben; er wollte eben so viel gelten, als die andern Gäste, und deshalb eben so aufmerksam bedient sein, als sie. Die „monnoie du Page“ oder „du Singe“ war der Wein, den er nicht fleißig und dienstbeflissen genug einschenkte. Diesen verlangte Chapelle mit den Worten: „Eh, M. le Marquis, donnez-nous la monnoie de Votre Page!“ — Der Page bekam dadurch einen Hieb; und sein Herr, wenigstens, eine Schramme. Denn selbst die reichlichste Gabe an Wein, bleibt eine „monnoie de Singe“, wenn der Geber glaubt, daß er die Ehre, einen Mann von Talent, der einen Namen hat, zu bewirthen, mit ein paar Gläser Wein bezahlen könne.

Dies, glaube ich, ist der Sinn jenes „bonmots“, und ich bin begierig, zu erfahren, ob und

wie

wie ich hierin mit Ihrem Korrespondenten zusammen treffe. Daß es übrigens, mit diesem Sinn, unübersetzbar bleibt, versteht sich von selbst.

Wenn Sie glauben, daß es der Mühe werth sei, dieser Kleinigkeit noch einige Blätter Ihres Journals mehr einzuräumen, so thun Sie es, und Sie werden mich verbinden.

Uebrigens wünschte ich wohl, und Sie gewiß mit mir, daß Selbstkritiken dieser Art unter unsern jüngern und ältern Schriftstellern gewöhnlicher würden; die ekelhaften Antikritiken würden dann bald von selbst aufhören. Niemand braucht sich zu schämen, daß er heute mehr weiß, als gestern; und wehe dem jungen Schriftsteller, der über sich selbst so verblendet ist, daß er glaubt, die Fehler, die eine Rezension, selbst die strengste und unbarmherzigste, in seinem Buche findet, seien die einzigen darin, und wenn er sonach nur diejenigen anerkennt und ausmerzt, die er ausgezeichnet gefunden hat! Ich, meines Theils, bin noch immer überrascht gewesen, daß meine Rezensenten, selbst die strengsten und scharfsichtigsten, nie so viel Fehler und Nachläßigkeiten in meinen schriftstellerischen Versuchen fanden als ich, einige Zeit nachher, selbst darin gefunden habe; und in diesem Falle, denke ich, müssen wohl alle andre Schriftsteller sein, die

gerne

gerne weiter wollen, und die es deßhalb eben so sehr unter ihrer Würde und gegen ihre Bestimmung finden, sich selbst zu schmeicheln, als sich von Andern schmeicheln zu lassen. Niemand kann demnach so gut wissen, als ich selbst, daß ich zu früh, zu schnell und zu viel schrieb, um etwas Vollkommenes geleistet zu haben. Ich bin jetzt in der Lage, keines von allen dreien zu müssen. Wenn ich ehemals schrieb, so war es, um zu lernen; jetzt will ich lernen, um mit der Zeit einmal wieder schreiben zu dürfen.

Leben Sie wohl, u. s. w. —

Schulz.

7.

Beschreibung von Greenwich-Hospital, und von Deptford.

Mein Liebster!

Sie wünschen in Ihrer Antwort auf mein letztes Schreiben *), daß ich Ihnen zuförderst eine Beschreibung von dem Hospital zu Greenwich mache, ehe ich Ihnen die übrigen vorgeschlagenen Gegenstände

*) Man s. Berl. Monatsschr. Febr. 1792, Nr. 3.

stände schildere. Sie haben Recht, daß Sie auf diesen Gegenstand vorzüglich begierig sind: denn er gehört ganz gewiß unter die erhabenst en Denkmale Britischer Großmuth und Weisheit. Ich freue mich, daß ich im Stande bin, Ihnen von diesem Orte eine zuverlässige und ausführliche Nachricht zu geben. Herr Ibbetson, bei dem ich logire, hat, als Sekretär der Admiralität, eine eigene Wohnung in dem Hospitale; und ich habe schon mehrmals ganze Tage mit ihm daselbst zugebracht. Ueberdies ist eben itzt von den Kaplanen des Hospitals eine genaue Beschreibung *) herausgegeben worden, die ich zu meinem Zwecke benutzen kann. Im Vorbeigehen werde ich Ihnen auch etwas von Deptford sagen.

Der angenehmste und interessanteste Weg, den man von London nach Greenwich nehmen kann, ist auf der Themse. Ich habe mich mit meiner Gesellschaft nahe bei der Westminsterbrücke eingeschifft. Auf dieser Fahrt sieht man die prächtige Westminster- und Blackfriars-Brücke auf einmal. An den Ufern erblickt man überall Spuren der Industrie, der Thätigkeit, der Kultur. Von den merkwürdi-

gen

*) An historical account of the royal hospital for seamen at Greenwich, 1789. Garrula securi narrare pericula nautae. London. By the chaplains *John Cooke* and *John Maule*.

gen Gebäuden Londons fällt eines nach dem andern in die Augen. Da ist das prächtige Sommerset-house, das größte und massivste Gebäude in London! dort ist das Monument! da der Tower! dort Albionmill! *) u. s. w. — Bei der Londnerbrücke stiegen wir aus, weil der Fluß zwischen den Bögen meist sehr reissend und gefährlich ist, und stiegen auf der andern Seite der Brücke wieder ein. Hier fiel uns auf einmal die unzählige Menge von Fahrzeugen in die Augen, welche nach allen Gegenden der Welt segeln oder aus denselben hier angekommen sind. Da ist ein Schif der Vereinigten Amerikanischen Provinzen! Dort ein Schif der Ostindischen Kompanie! Dieses hier soll nach der Afrikanischen Küste segeln! Jenes ist ein niedliches Fahrzeug für Knaben, welche auf Kosten einer Gesellschaft das Seewesen lernen! Die Steinkohlenschiffe stehen in großen Reihen neben einander; und

beständig

*) Diese herrliche Mühle, deren Erfinder Bolton und Watts gewesen sind, ist nicht mehr; sie ist verbrannt. Sie ward durch zwei Feuerpumpen getrieben, und konnte also zu jeder Zeit in Bewegung gesetzt werden: Wind und Wetter mochten sein, wie sie wollten. Sie konnte des Tags zwischen 450 und 500 Säcke Korn mahlen. 25, höchstens 30 Personen wurden zum Dienst der Mühle erfordert. Sie gehörte 24 Privatpersonen. Von außen sah sie einem großen schönen Wohnhause ähnlich.

beständig gehen Schaluppen ab und zu, welche die ausgeladenen Steinkohlen ans Ufer bringen.

Endlich fällt zur Rechten Deptford in die Augen. Hier stiegen wir aus, um das Rothe Haus und die Schifswerfte zu sehen. Das erstere (the Red house) ist ein Magazin der Marine, und enthält alles, was zur Provision der Schiffe gehört. Es besteht aus einer Menge kleinerer Magazine; und unterscheidet sich, wie alle dergleichen öffentliche Anstalten in England, durch die höchste Ordnung und Reinlichkeit. Hier ist ein Magazin, worin sich die meisten Gattungen Englischer Käse (Glocester-Wilt-Stilton-Chester-cheese) finden. Sie werden alle Tage gereinigt und abgewischt. Man packt sie daselbst in Fässer; zwischen zwei Käse wird immer ein Blatt dünngeschnittenes Holz gelegt. Jedes Faß wird gewogen, und das Gewicht der darin befindlichen Käse und des Fasses besonders, außen bemerkt. Auch befinden sich hier sehr geräumige Ställe für Ochsen und Schweine. Besonders groß und reinlich ist der Stall für die Ochsen, deren oft mehrere tausend in einem nahen Schlachthause auf einmal geschlachtet werden. Es sind ferner noch besondere Häuser da, um die geschlachteten Ochsen und Schweine aufzuhängen, um sie in Porzionen zu zerhauen, um die Stücke

einzu-

einzusalzen, und endlich um das eingesalzene Fleisch in Fässer zu packen. Auch sieht man hier drei Häuser für die Zubereitung und Aufbewahrung des Salzes. In dem einen wird das Salzwasser abgelassen, in dem andern wird es gekocht, in dem dritten wird das Salz aufbehalten. In Deptford werden auch die unzähligen Zwiebacke verfertigt, die auf den Schiffen und in London, so wie in der ganzen umliegenden Gegend, gewöhnlich mit dem Käse verzehrt werden. Auch die Fässer, in welche die Provisionen für die Schiffe gepackt werden, verfertigt man hier. Es ist dazu ein eigenes Haus, und für die eisernen Reife ein besonderes Magazin da. — Das ganze sogenannte Rothe Haus besteht aus vielen Gebäuden, deren einige von sehr modernem Geschmack sind. Die Höfe sind vortreflich gepflastert, und werden sehr rein gehalten. Der Intendant bewohnt ein eigenes Haus, das eine sehr schöne Lage an der Themse hat. Man fährt immer fort zu bauen; und es werden nach und nach für diejenigen, welche in Diensten des Hauses sind, besondere Häuser aufgeführt. Ich habe diese ganze Einrichtung mit weit größerem Vergnügen gesehen, als manche der prächtigsten Schlösser.

Der

Der Schifswerft von Deptford hat mich in Erstaunen gesetzt, da ich noch nichts dergleichen gesehen hatte. Man baute damals gerade an dem Windsor-castle, einem Kriegsschiffe von 96 Kanonen. Es ruhte auf großen perpendikular stehenden Balken in einer Gegend, wo man durch Eröfnung eines großen Thors das Wasser der Themse hereinlassen kann. Das Schif war so weit fertig, daß ich es vermittelst der neben angebrachten großen Treppe ohne Gefahr besteigen konnte. Der große Mastbaum war noch nicht aufgepflanzt, aber bereits fertig. Er hat über drei Schuhe im Durchmesser, und 112 Schuhe in der Länge. Ich werde es nicht wagen, Ihnen Begriffe von der Kunst, von der Festigkeit, von der Proporzion geben zu wollen, welche in diesen ungeheuren Maschine herrschen. Ich fürchte Ihnen undeutlich zu werden: und gestehe auch, daß ich die Ursachen, warum dies und jenes so eingerichtet ist, nicht hinlänglich zu erklären wüßte. Die Menge und die geschickte Vertheilung der Arbeiten auf diesem Schifswerft, so wie die überall herrschende Ordnung, sind bewundernswürdig. Es werden hier Anker von jeder Größe geschmiedet und aufbewahrt. Ich habe deren von 15 Fuß Länge und 1 Fuß Breite gesehen. Auch jene großen Ketten, deren Ringe oft zwei und mehr Schuhe im

Durchmesser halten, und an welche die Schiffe angelegt werden, verfertigt man hier. Ferner finden sich große Vorräthe von dem Kupferblech, womit die Schiffe beschlagen werden, und die großen kupfernen Nägel, mit welchen jenes befestigt wird. Für jede Gattung von größeren und kleineren Nägeln ist ein besonderer Aufbewahrungsplatz. Auch Schifsseile, Segel, Schifslaternen, Eisenblech, um die Schiffe inwendig, besonders in der Schifsküche, zu beschlagen, kurz Alles was zur Erbauung und Einrichtung eines Kriegsschiffes gehört, wird hier verfertigt; ausgenommen die Kanonen, Bomben, u. dgl. welche zu Woolwich gegossen und aufbewahrt werden. In der Gegend umher sieht man mehrere große Teiche, in welchen Maste, Segelstängen, und noch unbearbeitete Balken liegen. Eine besondere Einrichtung ist da, um gewissen Balken, die zum Schifbau gebraucht werden, die gehörige Krümmung zu geben. Sie müssen eine Zeitlang in heißem Wasser liegen, und werden dann vermittelst eines gewissen Mechanismus gekrümmt. — Zu Deptford sieht man auch die Jacht des Königs. Sie ist sehr reich vergoldet und von außen artig bemalt. Drei Zimmer darin sind sehr schön und ganz mit Mahoganiholz ausgelegt. Die dazu gehörige Schaluppe ist sehr geschmackvoll.

Von

Von Deptford schiften wir nach Greenwich hinunter. Man langt bei dem Hospitale vorn, Nordwärts, an, wo sich die zwei großen Flügel desselben öfnen. Hier steigt man auf Treppen hinauf, die zu einem Spaziergang am Fuße des Hospitals führen. Noch einige Stufen höher, findes man sich in dem Hofe oder dem großen Squaré. Wenn man vor sich hinausblickt, so wird die Aussicht durch das königliche Observatorium begränzt, welches Karl II 1675 auf einer Anhöhe des hinten liegenden Parks erbauen ließ. Der Flügel zur rechten Hand heißt King Charles's-Building, der zur linken Queen Anna's-Building. Auf der Südseite dieser zwei Flügel sieht man noch zwei höher stehende viereckigte Hauptgebäude, beide mit treeflichen Dorischen Kolonnaden, unter welchen man spatzieren gehen kann. Das Gebäude zur rechten Hand heißt King William's — das zur linken Queen Mary's-Building. Das Ganze sieht einem prächtigen fürstlichen Pallaste ähnlich. Ich stellte bei dem ersten Anblicke Vergleichungen mit dem Hotel der Invaliden bei Paris an, und fand zu Greenwich alles in einem edleren Geschmacke und besser unterhalten. Dies hat sich mir auch in der Folge bestätigt; nur die Kuppel und der herrliche Platfond in der Kirche der Französischen Invaliden

validen möchten kaum etwas Aehnliches zu Greenwich finden.

In dem großen Hofe oder Viereck nimmt ein schöner nach Englischer Manier unterhaltener Rasen den größten Theil ein. In der Mitte desselben steht die Bildsäule Georgs II, von Rysbrach aus Einem Blocke weißen Marmors gearbeitet, welcher den Franzosen von dem Admiral Rooke abgenommen worden war. Auf dem Fußgestelle sind verschiedene lateinische Inschriften, z. B. auf der Ostseite:

— Hic requies senectae,
hic modus lasso maris et viarum
militiaeque.

auf der Westseite:

— fessos tuto placidissima portu
accipit —

auf der Nordseite:

hic ames dici pater atque princeps.

Der Haupteingang des Hospitals ist auf der westlichen Seite, wo man von London herkommt. Hier stehen auf den zwei Thorsäulen zwei große steinerne Globi, von denen jeder 6 Fuß im Durchmesser hält. Der eine ist ein Globus Cälestis, der andere ein Terrestris. Auf dem ersten sind 24 Meridiane, Aequator, Ekliptik, Wendezirkel, u. s. w., und eine beträchtliche Anzahl von Sternen in Kupfer

pfer eingelegt; eben so sind auf dem zweiten die gewöhnlichen Zirkel, außerdem die Gränzen des festen Lands und der See, und Lord Anson's Reise um die Welt bezeichnet.

Das Hospital ist itzt ungefähr von 2500 Personen bewohnt. Die Logis der Guvernöre, der Sekretäre, der Chirurgen, der Kaplane, der Matrosen, und der vielerlei Offizianten des Hauses, sind alle sehr bequem eingerichtet, und zum Theil sehr schön. Die Matrosen wohnen auf langen Sälen. Auf der einen Seite hinunter sind ihre Zellen. Man findet in denselben viele Seltenheiten aus fremden Welttheilen und künstliche Arbeiten, welche die Matrosen selbst verfertigen. Vor den Zellen bis zu den Fenstern, ist ein freier Platz zum gemeinschaftlichen Gebrauche. Man sieht unter den Matrosen sehr viele Verstümmelte, nur mit einer Hand, einem Arm, einem Bein, u. s. w. Verschiedene sah ich, welche beide Beine verloren hatten, und auf zwei künstlichen, hölzernen Beinen ganz geschickt herumtrippelten. Uebrigens sieht man es Allen an, daß sie zufrieden sind, daß ihnen die Ruhe nach der Arbeit wohl thut, und daß sie sich durch eine so dankbare Behandlung des Vaterlands und durch einen eben so schönen als bequemen Aufenthalt geehrt und belohnt fühlen. Sie

begegnen ihren Vorgesetzten mit großer Achtung, sind gegen Fremde sehr freundlich und dienstfertig; und es herrschen wenig Streitigkeiten unter ihnen. Wie oft sie sich wohl von den Gefahren ihres vorhergehenden Lebens, von dieser oder jener Seeschlacht, von dieser oder jener Entdeckung, von den Sitten und dem Betragen entfernter Erdbewohner unterhalten! Und wie oft ihnen die beständig vor ihnen hin und hergehenden Schiffe auf der Themse eine Erinnerung zurückrufen müssen!

Ich will Sie nun mit den Hauptheilen des Gebäudes etwas näher bekannt machen. Diese sind der große gemalte Saal, die Kapelle, und das Rathszimmer.

Der erste (the painted-Hall) hat ein Vorzimmer. Hier trift man unter andern das Modell eines antiken Schifs an, von Lord Anson hiehergeschenkt. Das Original ist von Marmor, und steht zu Rom vor der Kirche S. Maria in Navicella. Von diesem Vorzimmer führen einige Treppen in die große Halle hinauf, die von Thornhill im J. 1708 gemalt worden ist. Ihre Breite beträgt an 56, ihre Länge 106, ihre Höhe 50 Fuß. Auf beiden Seiten ist eine Korinthische Säulenordnung. Nur eine Seite hat Fenster, welchen auf der andern allegorische Figuren, z. B. die

Gast-

Gastfreiheit, die Wohlthätigkeit, die Großmuth, das Mittleiden, u. s. w. entsprechen.

Der Platfond ist mannichfaltig, und nach meinem Gefühle zu überladen. In der Mitte befindet sich ein großes Oval, das viele Figuren in sich schließt. Zwischen denselben sieht man eine Menge Anker, Ruder, Maste, Segel, Bomben, Kompasse, u. a. Symbole der Schiffahrt und des Seekrieges. Rings dem Ovale auf der Inseite ist der Thierkreis, die Jahrszeiten, und die Monate vorgestellt. Den Frühling erkennt man an dem Blauen und Sanftgrünen, den Sommer an dem Gelben und der Flammenfarbe, den Herbst an dem Rothen, den Winter am Weißen. Auch die Monate sind unter gewissen Figuren abgebildet, und mit den Zeichen des Thierkreises in eine schickliche Verbindung gesetzt, um die in jedem Monate gewöhnlich herrschende Witterung auszudrücken. Flora waltet über den Widder, den Stier und die Zwillinge; Ceres, über den Krebs, den Löwen, und die Jungfrau; Bakchus, über Wange, Skorpion und Schützen; der über ein Kohlengefäß sich neigende Hyems, über den Steinbock, den Wassermann, und die Fische.

In der Mitte des Ovals sitzen K. Wilhelm und K. Anna auf einem Throne. Um sie her ste-

hen vier Figuren, welche Tugend, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit vorstellen. Ueber dem Haupt der Königinn schwebt Konkordia mit den Fascibus, zu ihren Füßen sind zwei Tauben. Ueber dem Haupte des Königs schwebt Amor, und hält seinen Zepter, indem der König ein Lamm und einen Oelzweig (die Zeichen des Friedens), und einen Hut (das Zeichen der Freiheit), der vor ihm stehenden Figur überreicht. Diese Figur stellt Europa vor. Sie empfängt die Geschenke des Königs mit einer ehrerbietigen Verbeugung, und legt ihre Kronen vor ihm nieder. Unter des Königs Füßen krümmt sich eine Gestalt, die ihr Vaterland, Frankreich, verräth. Ihre bleierne Krone fällt herab; Ketten, Joch und Schwert ist in Stücke zerschlagen, Kardinalshut und dreifache Krone liegen neben ihr: — es ist das Bild des Despotismus. Gerade unter dieser Figur steht die Zeit, wie sie die Wahrheit ans Licht bringt; neben ihr sieht man die Baukunst, welche einen Riß des Hospitals in der Hand hält und auf den König weist. In weiterer Entfernung stehen Pallas und Herkules, vor welchen viele andere Figuren, welche verschiedene Gattungen von Lastern, als Neid, Geiz, Ehrsucht u. s. w. vorstellen, zu Boden stürzen. Hoch über dem König weg fährt Apollo in

einem

einem goldnen Wagen, von vier weißen Rossen gezogen, und von den Horen begleitet. Morgenthau träuft vor ihm her, und er verbreitet Licht über den größten Theil des ganzen Gemäldes.

Außer den Figuren, welche im großen Oval eingeschlossen sind, finden sich noch viele andere an dem Platfond, von denen ich nur noch folgende bemerken will. Man sieht ein großes Kriegsschif. Neben demselben fliegt Viktoria, und bringt reiche Beute. Vor demselben ist eine Gestalt, die Stadt London vorstellend, welcher die Themse u. a. Flüsse Schätze darbieten. Der Fluß Tine schüttet Steinkohlen aus Säcken. Auf dem Schiffe selbst sind verschiedene für die Schiffahrt nützliche Künste und Wissenschaften abgebildet. Archimedes und andre alte Mathematiker betrachten einen Kompaß. In einer andern Gegend des Platfonds sieht man Tycho Brahe, und neben ihm Kopernikus, welcher ein System in der Hand hält. Auf einer andern Seite erscheint Flamstead, mit einer Rolle in der Hand, auf welcher eine Sonnenfinsterniß gezeichnet ist. Er betrachtet den Mond durch ein Fernrohr; und neben ihm beachtet ein alter Mann ein schwingendes Pendel. An dem Einen Ende des großen Ovals kömmt eine Fama, von Winden getragen, hernieder, und stößt in die Posaune.

In den vier Winkeln des Platfonds stellen Jupiter, Juno, Cybele und Neptun die vier Elemente vor, und sind von Vulkan, Iris, Amphitrite und Faunen umgeben. An dem obern und untern Ende sieht man viele Flußgötter, Themse, Humber, Severn, Avon, die aus ihren Urnen mit dem Wasser zugleich eine unzählige Menge von Fischen gießen.

Am Ende des Saals steigt man auf Treppen in einen erhöhteren Theil desselben, welcher the upper Hall genannt zu werden pflegt. Hier sieht man auf der gerade über stehenden Wand ein Familiengemälde Georgs I, mit vielen meist emblematischen Figuren. Unter diese hat Thornhill auch sein eigenes Bildniß gesetzt. Zur rechten und linken Hand sind allegorische Stücke, welche öffentliches Wohl und öffentliche Sicherheit darstellen. In diesem sogenannten Obern Saale ist auch ein eigener Platfond. Im Mittelpunkte desselben sieht man die Königinn Anna und Prinz Georg von Dänemark. In den vier Ecken sind die Wappen von England, Schottland, Frankreich und Irland, zwischen welchen die vier Welttheile mit ihren Emblemen und Hauptprodukten abgebildet sind. Auf der einen Seite landet Prinz Wilhelm von Oranien, nachher König von Großbritannien; auf der andern Georg I zu Greenwich. Diese ganze

Ma-

Malerei ward erst 1727 vollendet und soll 6685 Pfund Sterl. gekostet haben.

Lassen Sie sich nun auch die herrliche neue Kapelle etwas näher beschreiben. Im J. 1779 ist sie ganz abgebrannt; nun aber (1789) völlig wieder hergestellt. Sie ist im feinsten Stil Griechischer Architektur wieder gebaut. Man hat dazu die Zeichnungen aus Stuarts Athenienſischen Alterthümern zu Hülfe genommen.

Vor der Thüre der Kapelle ist eine achteckigte Vorhalle, wo in vier Blenden die Bildsäulen des Glaubens, der Hoffnung, der Sanftmuth, der Liebe stehen. Sie sind von West's Zeichnungen kopirt. Man steigt dann 14 Stufen höher in die Kapelle selbst. Sie ist 111 Fuß lang, und 52 breit. Außen über dem Portal steht die Aufschrift in goldnen Buchstaben: Let them give thanks, who the Lord has redeemed, and delivered from the hand of the enemy. Pſ. 107. Das Portal ist vortreflich, in weißem Marmor, meist von Bacon gearbeitet. Es besteht aus zwei Säulen und einer schönen Korniſche, auf welcher zwei Engel die heiligen Schriften in Laub- und Blumenwerk tragen. Auf den Blättern des aufgeschlagenen Buchs liest man die Worte:

The law was given by Moſes,
But grace and truth came by Jeſus Chriſt.

Die groſse Flügelthüre iſt von Mahoganiholz, und reich verziert. Wenn man durch dieſelbe eingetreten iſt, ſo befindet man ſich zwiſchen 6 marmornen Säulen, welche die Orgel tragen. Vorn an der Gallerie der Orgel ſind ein paar Engel, welche die Harfe ſpielen, aus weiſsem Marmor gehauen. Zu ihren Seiten liegen mehrere muſikaliſche Inſtrumente. In der Mitte ſteht die Aufſchrift:

Praiſe him with the ſound of the trumpet
Praiſe him with ſtringed inſtruments and organs.

Auf beiden Seiten der Orgel erheben ſich vier groſse Säulen, von Korinthiſcher Ordnung, in einer Höhe von 28 Fuſs. Ihnen entſprechen auf der gegenüberſtehenden Seite der Kapelle, bei dem Altare, vier andere.

Auch die Kapelle hat eine Menge Verzierungen, welche ſich auf das Seeweſen beziehen. So ſind an den niedlichen Gallerieen, welche zu beiden Seiten der Kapelle hinunter gehen, und an den Säulen auf welchen ſie ruhen, viele Dreizacke, Korona navales, Segel, Schifstroſsäen u. ſ. w. in Holz geſchnitzt. Dies Schnitzwerk iſt, wie alles was in dieſer Art in England gearbeitet wird, vorzüglich ſchön. In der Mitte der Kapelle auf

dem

dem Boden sieht man eine vortrefliche mosaische Arbeit: in einem Zirkel von ungefähr 3 Schuhen Durchmesser ist ein mit einem Tau umwundener Anker und ein Seekompaß ganz täuschend in dieser Kunst abgebildet.

Ueber und unter den Gallerieen sind Fenster. Ueber den unteren Fenstern finden sich Malereien, welche Begebenheiten aus dem Leben Christi vorstellen; zwischen den obern Fenstern sind die Apostel gemalt. In einiger Entfernung über den Gallerieen, ist ein in Stein gehauenes Gesims oder eine Foscia, auf welcher eine Reihe von Pilastern steht, die mit den 8 großen Säulen einen großen ovalen Ring oder Epistylium tragen, welcher den größten Theil des Ganzen bekränzt. Auf diesem Epistylium stehen Bildnisse von Engeln rings umher, welche Ketten von Blumen, Blättern, Muscheln, Delphinen, u. s. w. tragen. In einer beträchtlichen Entfernung über diesen Figuren wölbt sich das schöne Tafelwerk, das nach neuestem Geschmacke in viele kleine Fächer getheilt und mit vielem Schnitzwerk versehen ist.

Am entgegengesetzten Ende der Kapelle, dem Eingangsthore gerade gegenüber, steht der Altar. Das Blatt ist von Marmor, oval und ungefähr 8 Fuß lang. Man steigt zu demselben auf drei Stu-

Stufen von schwarzem Marmor hinauf. Zu beiden Seiten der Treppe ist ein niedliches Geländer, welches aus geschnitzten Ketten von Kornähren und Traubenblättern besteht. Das Altarblatt wird von 6 Cherubim getragen, welche auf Einer weißen Marmortreppe stehen. Ueber dem Altar ist ein treffliches Gemälde von West, 25 Fuß hoch, und 14 breit. Es stellt die Erhaltung des Apostels Paulus auf der Insel Melite nach seinem Schifbruche vor. Im Vordergrunde sieht man verschiedene Seeleute und Gefangene, welche die vom Schifbruch gerettete Stücke ans Ufer bringen. Neben diesen steht eine sehr edle, anmuthsvolle Figur: eine vornehme Römerinn, welche eine Urne mit Leidenschaft umarmt. Diese enthält die Asche ihres Gatten, der im Jüdischen Kriege umgekommen war. Vor der Römerin wird ein schwächlicher Greis von zwei starken jungen Männern getragen. In der Mitte ist die Hauptgruppe. Paulus schleudert die an seiner Hand hängende Schlange ins Feuer, und ist von seinen Mitbrüdern, von Römischen Soldaten und dem Römischen Hauptmann umgeben. Dahinter erhebt sich ein Felsen, auf dessen Spitze man die gastfreundlichen Insulaner entdeckt, welche Brennzeug und Lebensmittel zum Besten der Schifbrüchigen her-

niederlassen. Im Hintergrunde sieht man etwas von dem Schiffe und der See. — Das ganze Gemälde umschließt ein breiter vergoldeter Rahm, welcher oben einen Bogen hat, zu dessen beiden Seiten Engel in menschlicher Lebensgröße sitzen. Der eine hält ein Kreuz, der andere die Symbole des Abendmals. Diese Engel sind von weißem Marmor, und ein Werk Bacons. Ueber denselben ist noch ein anderes kleineres Gemälde, welches die Erhöhung Christi vorstellt. Es ist von West gezeichnet, und von Rebecca ausgeführt. — Ein Theil der Kapelle, nehmlich die Mitte des Chors und der Platz um den Altar und die Orgelgallerie, ist mit abwechselnd schwarzen und weißen Marmorplatten gepflastert. — Nicht weit vom Altar, seitwärts, steht die Kanzel. Sie ist niedrig, und ganz von Holz. Sie ruht auf 6 Säulen, und macht ein Sechseck aus. An den 6 Seiten sind eben soviel Begebenheiten aus der Apostelgeschichte geschnitzt. Genug von dieser Kapelle, welche in der That unter das Schönste und Geschmackvollste gehört, was man itzt in England sehen kann.

Ich setze noch etwas von der Rathsstube (Council-room) hinzu. Sie hat ein geräumiges Vorzimmer, woselbst sich verschiedene Merkwürdigkeiten und besonders Gemälde finden, welche Begeben-

heiten

heiten aus der Geschichte der Englischen Seekriege und Schiffahrt darstellen. Auch das Rathszimmer selbst, wo sich jede Woche die Direktoren des Hospitals versammeln, ist vorzüglich wegen seiner Gemälde merkwürdig. Man sieht hier Georg II im ganzen königlichen Ornat von Shackelton; K. Wilhelm und K. Maria von Kneller; Graf Sandwich von Gainsborough; u. s. w. Diese Bildnisse sind insgesammt von Privatpersonen, meist von Gouvernören des Hospitals, geschenkt worden.

Das Hospital hat ungemein beträchtliche Einkünfte. Von den Königen und dem Parlament erhielt es mehrmals ansehnliche Summen geschenkt. Auch wurden zuweilen Subskriptionen und Lotterieen zum Besten desselben eröfnet. Viele Privatpersonen haben ihm einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens vermacht. Es besitzt viele liegende Gründe, und hat große Summen in den öffentlichen Funds liegen. Endlich werden verschiedene Abgaben zu seinem Besten entrichtet. Aber höchst beträchtlich sind auch die Ausgaben, welche das Hospital zu bestreiten hat; z. B. die Unterhaltung der verschiedenen Gebäude; die Kleidung, Kost und andere Bedürfnisse der Matrosen; die vielen Gehalte für dieselben und für die Offizianten des Hauses; die zufällige Ausgaben für Prozesse, für Kranke, für Geräthe, u. s. w. Die

Die ganze Anstalt steht unter gewissen Kommissarien, Guvernören, Direktoren, und dem Rath. Die Kommissioners und Governors sind vom gegenwärtigen König zu einer Korporazion erklärt worden. Sie haben die höchste Aufsicht über das Hospital, besonders müssen sie über die Administrazion der Finanzen desselben wachen. Ihnen steht das Recht zu, liegende Gründe, Privilegien, Besitzungen aller Art für das Hospital anzukaufen und zu verkaufen, stehende Gesetze für dasselbe zu machen u. s. w. Die Admiralität besetzt alle Stellen bei demselben, ausgenommen die des Guvernörs, des Schatzmeisters, und des allgemeinen Einnehmers; welche, wenn ich nicht irre, der König selbst ernennt. — Die Direktoren sind ein stehender Ausschuß, der sich ungefähr alle 14 Tage versammelt, für die Provisionen sorgt, Kontrakte macht, über die Erziehung der Matrosenkinder wacht u. s. w. Die Matrosen selbst stehen zunächst unter dem Guvernör und Rath. Wenn Streitigkeiten zwischen ihnen entstehen, so sind diese ihre Instanz. Der Rath bestimmt die Strafen für die Delinquenten, sorgt für die Erhaltung der Ordnung, u. s. w. Er versammelt sich jede Woche einmal, und besteht aus dem Guvernör, Guvernör-Lieutenant, 4 Kapitänen, 8 Lieutenanten, 2

Kaplanen, dem Arzt des Hospitals, dem Sekretär, dem Auditor, und dem Schatzmeister. Zuweilen werden auch allgemeine Versammlungen (General-Courts) gehalten, welchen besonders die Direktoren ihre Schlüsse und Verhandlungen vorlegen müssen.

Das Hospital nimmt nur solche Matrosen auf, welche im Seedienste, sei es auf Kriegs- oder Kauffartheischiffen, Schaden an ihrem Körper genommen haben, und unfähig geworden sind ihr Brot durch Arbeit zu verdienen. Auch Ausländer, welche zwei Jahre gedient haben und sich in dem nehmlichen Falle befinden, genießen diese Wohlthat Großbritannischer Unterthanen. — Gegenwärtig ist die Anzahl der Matrosen in dem Hause 2350. Sie werden nicht nur ernährt und logirt, sondern auch alle zwei Jahre neu gekleidet. Die Alten und Schwächlichen erhalten außer dem gewöhnlichen blauen Rocke auch Ueberröcke. Sie bekommen ferner wöchentlich eine bestimmte Summe Gelds: jeder Bootsmann (boats-swain) 2 Schilling 6 Pfennig; jeder gemeine Matrose (mate) 1 Sch. 6 Pfennig. Sie werden mit Brot, Rind- und Hammelfleisch, Käse, Erbsen und Butter gespeist. Es sind besondere Häuser hier, wo für die Matrosen das Brot gebacken und das Bier

gebraut

gebraut wird. Bei dem Speisen ist jedesmal ein Lieutenant gegenwärtig, damit Ordnung und Frieden erhalten werden. Auch Matrosenwittwen, welche Bescheinigungen von dem Seedienst ihrer Männer beibringen können, werden in dem Hospitale ernährt und gepflegt. Sie dürfen aber nicht unter 45 Jahr alt sein. Sie erhalten das Jahr hindurch 8 Pfund. Gegenwärtig sind derselben 147 in dem Hause. Man rechnet, daß seit der Stiftung des Hospitals, also seit 1694, 14000 Matrosen und 600 Wittwen in demselben gewesen sind. Seit 1763 giebt es auch Out-pensioners, oder solche Matrosen, welche außer dem Hospital von den Geldsummen erhalten werden, die nach Abziehung aller nöthigen Ausgaben für das Haus übrig bleiben. Wenn der Fall eintritt, daß etwa die Einkünfte des Hospitals, wegen außerordentlicher Ausgaben, nicht hinreichen, so bewilligt das Parlament die nöthige Summen.

Ueber diese ganze Matrosengesellschaft wird genaue Aufsicht gehalten, und es herrscht eine ziemlich scharfe Disciplin. Die gewöhnliche Strafe besteht darin, daß der Matrose, welcher sich vergangen, etwa sich berauscht oder einen andern thätlich beleidigt hat, ein Kleid von anderer Farbe als die Uebrigen anlegen, die Gänge und Höfe reini-

gen, und die Uebrigen bedienen muß. Eine andere Strafe bestimmt, daß ihnen etwas von ihrem Wochengelde abgezogen wird.

Noch muß ich zwei besonderer Gebäude erwähnen, welche mit dieser Anstalt verbunden sind und ihr vollends die Krone aufsetzen. Das Eine, das Krankenhaus. Ehmals war der Aufenthalt der Kranken im Hospital selbst. Seit 1763 ist er in einem besondern Hause, welches zwischen K. William's und Q. Mary's-Building steht. Auf diese Art können nun weit mehr Kranke aufgenommen, und besser gepflegt werden. Auch ist diese Einrichtung für sie und die Uebrigen gesünder. Das Haus, ein ansehnliches hübsches Gebäude, besteht aus zwei Haupttheilen. Der eine ist für diejenigen Kranken bestimmt, welche den Arzt, der andere für die, welche den Wundarzt nöthig haben. Im Ganzen hat das Haus 64 Zimmer, und kann 255 Pazienten bequem fassen. Die Zimmer sind von beträchtlicher Größe. Jedes hat einen Ventilator. — Es ist auch eine Kapelle hier, wo die Kaplane zweimal die Woche Gottesdienst für die Kranken halten; eine Einrichtung zu warmen und kalten Bädern; besondere Zimmer für die Aufseherinn des Hauses, für die Aerzte und Krankenwärterinnen. Wann irgend ein Paziente nöthig

hat

hat, nach Bath zu gehen oder Meerbäder zu gebrauchen, oder nach Bedlam gebracht werden muß, so schickt sie das Hospital auf seine Kosten hin.

Die zweite besondere Aufmerksamkeit verdient noch die Schule, welche in einiger Entfernung von dem Hospital auf einer Wiese steht. Es werden jetzt 150 Knaben darin erzogen. Die Direktoren haben die höchste Aufsicht über diese Schule. Sie bestimmen, welche Knaben darin aufgenommen werden sollen; wozu man folgende Eigenschaften fordert. Der Knabe muß der Sohn eines Matrosen, zwischen 11 und 12 Jahr alt, der Wohlthat bedürftig, von gesundem Körper und Geist sein, und schon lesen können. Die Eltern und Anverwandten müssen ihn ganz der Disposizion der Direktoren überlassen. Das Hospital nährt, kleidet, und erzieht die Kinder drei Jahre lang. Fünf Mägde müssen für Kleidung, Wäsche, Betten der Knaben sorgen, sie reinlich halten, und ihnen bei Tisch auftragen. Ein Aufseher (Guardian) und 4 Assistants haben die Aufsicht über sie, wenn sie außer der Schule sind. Der Platz vor dem Hause ist zu Spielen und Leibesbewegungen bestimmt. — In der Religion werden die Knaben von den beiden Kaplanen unterrichtet. Im Schreiben, in der Rechenkunst, im Zeichnen und in den nothwendig-

sten Kenntnissen des Schifswesens, weiset ein Lehrmeister sie an, der in der Nähe ein besonderes Haus hat. Jeder Knabe erhält bei seinem Eintritt Bibel, Gebetbuch, und alle nöthige Bücher und Instrumente. Alles dies wird sein Eigenthum, und er darf es mitnehmen, wenn er die Schule verläßt. Alle Jahre halten die Direktoren Visitazion, bei welcher die Knaben Proben ihrer Fortschritte, Handschriften, Zeichnungen u. dgl. vorweisen müssen. Die Besten erhalten Preise, welche in Quadranten, Meßbestecken und Robertsons Greatise on navigation bestehen. Alle diese Zöglinge sind für den Seedienst bestimmt, zu welchem Zwecke auch ihre ganze Erziehung eingerichtet ist. Sie schlafen in Hamacken, oder hängenden Betten, von starkem Tuche auf einem Saale, der ungefähr 100 Fuß lang und 25 breit ist. Wenn sie die Schule verlassen, erhalten sie noch eine doppelte vollständige Kleidung. Seit Errichtung derselben sind 2650 Knaben hier erzogen worden.

Hinter dem Hospital liegt ein dazu gehöriger Park, der sehr ausgedehnt und abwechslend ist. Er geht bergan, und gewährt oben herrliche Aussichten. Am schönsten ist dieselbe von einem Hügel des Parks, welcher der One-tree-hill heißt, und vom Observatorium. Man erblickt hier den grö-

ßten

ten Theil der Stadt London, die mit unzähligen Schiffen bedeckte Themse, weit umher fruchtbare und vortreflich angebaute Felder, mehrere Städte und Dörfer, und zunächst vor sich den ganzen Park und das Hospital. Hinten an dem Parke öfnet sich eine Thüre nach der Heide, welche Black-heath genannt zu werden pflegt, und durch die vielen Diebe und Räuber, welche daselbst die Reisenden angefallen haben, berüchtigt genug ist. — —

Göttingen. Ständlin.

8.

Einzelne Gedanken eines Engländers über die gegenwärtigen Streitigkeiten in Betreff des Wesens und Endzwecks der bürgerlichen Gesellschaft und der Staatsverfassung.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Es ist ein großer Gewinn für die Bereicherung unserer Ideen über wichtige Gegenstände, daß in

Absicht der in der Ueberschrift genannten Materie itzt soviel geredet und geschrieben wird. Sicherlich muß es im Ganzen auch Gutes bewirken, daß dies so häufig in Deutschland geschieht. Nur drängt sich bei den meisten Schriftstellern unter unsern Landsleuten die unangenehme Bemerkung auf: daß sie weder eigene Erfahrung in politischen Geschäften, noch Kenntniß dessen besitzen, was große Staatsmänner gethan, oder große Staatslehrer gedacht haben. Daher wird **Möser**, fast der Einzige, welcher aus der Fülle dieser Erfahrung und dieser Kenntnisse zu reden weiß, von seinen sonst gewiß oft nicht unfähigen Gegnern so unglaublich mißverstanden. — Die Erfahrung kann sich Niemand geben; aber, wie kömmt es, daß die meisten Schriftsteller unsrer Nazion, ganz gegen deren sonstigen Charakter, auch nicht einmal historisches Wissen, nicht einmal Belesenheit zu diesem Fache mitbringen? Wie kömmt es, mögte ich vielmehr fragen, daß sie so keck und rüstig schreiben, obgleich sie sich des Mangels der nöthigen Kenntnisse hierbei bewußt sind? Glauben sie etwa, daß in diesem Fache der gute Wille genug ist?

Die Engländer haben bisher unstreitig die beste Gelegenheit gehabt, sich mit politischen Gegenständen, es sei als mithandelnde Staatsmänner,

ner, oder als theilnehmende Zuschauer, zu beschäftigen. Auch ist dieser Vorzug in ihren Werken sehr sichtbar: nicht bloß in den ausführlichen, wovon ich hier nur die Schriften Burke's und seines Gegners Mackintosh nennen will; sondern selbst in den kleinen hingeworfenen Aufsätzen, welche dadurch einen interessanten und bessern Anstrich erhalten.

Von der letztern Art, lege ich itzt Bruchstücke eines Briefes vor, welcher, ohne den großen Gegenstand in seiner Tiefe zu erschöpfen, manchen feinen und nützlichen Gedanken enthält. — Als die Unruhen in Birmingham großes Aufsehn erregten, und heftige Tadler und parteiische Entschuldiger fanden, ließ the Reverend Mr. Charles *Curtis*, Rektor in Birmingham, und Bruder des Alderman Curtis, ein heftig demokratisches Blatt gegen Burke drucken, und in der Grafschaft, worin jene Stadt liegt, umkaufen. Hiergegen schrieb Dr. Parr einen Nachtrag: A Sequel to the printed paper lately circulated in Warwickshire; bei Dilly, 1792, 8. Die Schrift erlebte noch in dem nehmlichen Jahre eine zweite, vermehrte, Auflage. Parr rückte in dieselbe ein Schreiben seines gelehrten Freundes, Dr. William Thomson ein, welches den genannten Gegen-

stand betraf. Dieser Thomson (Doktor der Rechte) ist als Verfasser der 2 letzten Bücher zu den 4 ersten von Watson's Geschichte Königs Philipp III von Spanien bekannt; auch hat er Cuninghams Geschichte von der Revoluzion bis auf Georgs I Regierungsantritt aus dem Lateinischen übersetzt; in der Hastings'schen Sache, und über den Krieg in Asien etwas geschrieben. Er ist kein Freund der Französischen Revoluzion; aber Mackintosh hielt ihn wehrt, zweimal ihn mit Achtung in seiner Schrift anzuführen. Ich kenne seinen von Parr benutzten Brief nur aus dem European Magazine, for August 1792. (S. 133, f.); und bringe daraus folgendes bei.

Vielleicht liefert die Berl. Monatsschrift künftig einige Auszüge von dem, was die berühmten Weisen und Staatslehrer des Alterthums über diesen Gegenstand dachten.

B.

* * *

Herrn Mackintosh Buch hat, so wie die meisten Schriften über Staatsreformen, welche ich gesehen habe, einen zu kecken Anstrich von Neuerung. Es sind aber in allen moralischen Umänderungen die entferntern und unvorhergesehenen Folgen von

viel

viel größerer Bedeutung, als die unmittelbare Wirkung. Ein Verzeichniß wichtiger Ereigniſſe aus geringen Urſachen macht eines der intereſſanteſten und belehrendſten Werke aus (wenn anders eine Lektion zu großer Demuth für Belehrung gelten darf), welches in irgend einer Sprache zu finden iſt.

Ein Baumeiſter führet ein Haus in vollkommenem Ebenmaaße auf, weil er mit lebloſen Dingen zu thun hat: mit Holz, Stein, und anderer todter und leidender Materie; aber die Seelen der Menſchen, womit der Staatsmann zu ſchaffen hat, ſind lebendige Geiſter. Dieſe Materialien erfordern die äußerſte Zartheit in der Behandlung. Bei ihrer Umſetzung, muß man ſachte und Schritt vor Schritt zu Werke gehn, um nicht mehr, als man handhaben kann, in Bewegung zu bringen. In der moraliſchen Welt entzündet oft ein kleiner Funken eine gewaltige Flamme, welche dann weder Vernunft noch Beredſamkeit auslöſchen kann. Wann werden Naturforſchende Mechaniker dahin gelangen, vermittelſt der ſprengenden Gewalt des Schießpulvers den Marmor aus dem feſten Felſen zu Bögen und Säulen und andern architektoniſchen Geſtalten zu bilden? Kaum iſt es für den Moraliſten ſchwerer, die erwachten Neigungen und entgegengeſetzten Abſichten mehrerer Millionen zu

einem

einem harmonischen und daurenden politischen System zu verbinden. Wird der rechte Punkt dieser Neigungen und Absichten nicht mit gehöriger Genauigkeit berechnet, so muß das Pulver der Leidenschaft, statt ein tüchtiges Staatsgebäude aufzuführen; die herrliche Gestalt der Natur mit vulkanischer Asche überschütten. Die Dichter haben gewisse Bauwerke der Götterkraft der Musik zugeschrieben; aber der Einklang süßer Töne ist durchaus und wesentlich von den zwistigen Leidenschaften verschieden. Harmonie schaffet, Zwietracht zerstört!! — —

In der Religion der Hindu ist eine Dreieinigkeit von Gottheit: Bramah, Siwen und Wischun. Der erste stellt die schaffende Kraft vor, der andere die Macht der Auflösnng und Zerstörung, der dritte die Erhaltungskraft. In der That, eine tiefe Weisheit, daß dem Einen Gotte auch das Gebiet der Zerstörung zugeschrieben ward! Alles, was als Individuum existirt, schwindet vorüber. Auflösung geht vor der neuen Bildung her. Beide gehören zum großen Plan, und beide dürfen gleich wenig gewaltthätig oder schmerzhaft sein. Nur die Eingeschränktheit unsrer Einsichten und die Heftigkeit unsrer Triebe stürzt uns in rasche und unbesonnene Handlungen; in der Ordnung

der

der Natur, geht alles einen stufenmäßigen und ruhigen Gang. Die schaffende Güte sorgt nicht mehr dafür, neue Wesen ins Leben zu rufen, als die erwachsenen sanft, wie eine reife Frucht, in ihrer Mutter Schooß, ohne Schmerzen, niederzulegen. So wächset, blühet, und stirbt ein Baum, fast in gleichen Perioden, ab. Eben so auch ein Thier. Ja, selbst das Gestorbne behält noch eine Zeitlang seine Form: verdorrte Aeste und Stämme, gebleichte Knochen und Gerippe, zerfallende Thürme, zeigen noch eine geraume Zeit durch, was sie ehemals waren. Denn, langsam und allmählig, ja (nach der Beschränktheit unserer Plane) gar zögernd und aufschiebend, schreitet die Natur in ihren äußern Werken fort.

Die moralische Welt geht in einem höheren Kreise, als die physische; aber doch nach den nehmlichen Verhältnissen. Staaten und Reiche haben ihren Wachsthum, ihre volle Stärke, ihren Verfall; und, indem sie, wie Körper, von Form zu Form übergehn, müssen die Gesetzgeber eben so zärtlich und wachsam für ihre letzte, als für ihre erste Periode sorgen.

Es scheint nicht das Antheil weiser Gesetzgeber zu sein, Verfassungen zu schaffen, sondern nur einzurichten. So wie verschiedene Saamen ver-

schwem-

schwenderisch über die ganze Natur ausgestreuet sind, so auch verschiedene Quellen bürgerlicher und politischer Gesellschaften. Und so wie der Landwirth den Saamen der Pflanzen bloß kultivirt, nicht macht; so muß auch der Staatsmann nicht die Stamina und den Urstof neuer Verfassungen selbst, durch einen plötzlichen und erschütternden Prozeß, auf einmal bilden wollen, sondern nur die alten auf das Beste gebrauchen, und sie nach und nach den gepriesensten Formen anpassen, welche die metaphysische Staatskunst nur ersinnen kann. Solche Formen dienen den Gesetzgebern, wie der Polarstern den Schiffern: sich darnach zu richten, ohne dahin zu kommen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß es fast eben so unmöglich für den Gesetzgeber ist, a priori eine glückliche Staatsverfassung zu errichten, als es für den Gärtner oder Landwirth abgeschmackt sein würde, durch Mischung der Elemente einen Apfel oder eine Eichel hervorbringen zu wollen. So wie das Wesen eines Saamenkorns sich zum besten durch seine Entwickelung in Kraut, Staude, oder Baum zeigt; so erkennt man die Prinzipien der Regierungsform zum besten, wenn sie in ihrer Wirkung, Folge, und völligen Ausdehnung betrachtet werden. Wie eitel das Unternehmen ist, ohne

Leitung

Leitung der Erfahrung; neue Systeme der Verfassung errichten zu wollen, zeigt des berühmten Locke's völlig untauglicher Plan für Karolina. Man führe nicht das Beispiel des jetzigen Nordamerika gegen mich an. Daß dieses Land blühet, macht nicht die Abstrakzion, sondern: daß es den Grundpunkt seiner Verfassung nach der bewährten Engländischen einrichtete. Das hielt diesen Staat in allen Stürmen aufrecht; so wie auch Karolina erst zu blühen anfing, als Locke's Plane bei Seite gelegt wurden, und das Land eine Verfassung gleich der in Virginien erhielt.

Daß „alle Menschen von Natur gleich" sind, ist eine Fiktion, welche unschuldig genug sein mag, so lange sie nicht zum Hebel gebraucht wird, um Verfassungen, welche bisher in Ungleichheit bestanden und geblühet haben, umzustürzen. Philosophischer aber hieße es wohl: daß das Gesetz für alle Menschen gleich ist. Denn Gesetze sind abstrakte oder idealische Dinge, welchen, wie Metaphysiker und Mathematiker wissen, allein eine vollkommene Gleichheit zukommen kann; Menschen aber und andre natürliche Objekte existiren nur in Individuen. Man könnte sagen: Sind nicht alle Menschen wirklich (in facto) gleich, so sollte man sie doch billig als gleich, oder wenigstens als gleiche

Rechte

Rechte besitzend, ansehn. Aber auch diese Lehre ist weder moralisch noch metaphysisch wahr. Gesunde Politik erkennt oft kein ander Recht, als das von langem und ununterbrochenem Besitz. Soll der Grund von allem aufs feinste und genaueste untersucht werden; worauf gründet sich denn der Besitz? Gleiche Rechte und Privilegien finden sich, der Thatsache nach, nicht bei allen Menschen; noch leidet durch diese Verschiedenheit des Ranges die menschliche Glückseligkeit gar sehr, wenn sie anders überhaupt darunter leidet. Soll es aber heißen: Die Menschen müssen alle gleich sein; so läßt sich doch gar kein Grund angeben, warum nicht verschiedene Stände sein sollen, so wie es verschiedne Klassen und Abtheilungen aller Wesen giebt. Freiheit und Eigenthum sind bei verschiednen Nazionen verschieden; sie sind es in Einer Nazion bei verschiedenen Klassen der Bürger. Und warum sollte denn dies, nach der Moral oder der Metaphysik, durchaus nicht Statt haben können?

Der Unterschied von Rang und Verhältniß entspringt aus der menschlichen Natur, und wirkt auf menschliche Glückseligkeit und Größe. Wollte Er, welcher die Herzen wie Wasserbäche lenkt, die Seelen einer ganzen Nazion in einen klaren und stillen Teich leiten, so könnte dennoch ohne ein

ewig fortdaurendes Wunder die Ruhe nicht bestehn. Durch Leidenschaften, durch fremde Angriffe, durch innerlichen Zwist, werden Anstrengungen erwachsen; und wer sich als Held, als Gesetzgeber, als Richter auszeichnet, wird Dank und Verehrung erhalten. Diese Verehrung und Dankbarkeit wird auch gegen seine Nachkommenschaft fortdauren; Erbfolge wird über unruhige Wahlen den Vorzug behaupten. Kurz Klassen und Unterschiede werden entstehn. Es entsteht die schöne Schlangenlinie, welche über Berg und Thal hinwallet, und wodurch uns die äußere Natur so sehr entzückt; wodurch die Engländische Gartenkunst so reizende Abwechselung erhält, und die eckigten steifsgeraden Linien der Holländischen Blumenbeete vermieden werden.

Lasset uns also diesen Hang der menschlichen Natur pflegen und leiten, aber nicht vergeblich auszurotten suchen.

Einige Staatsverbesserer sind so eifrig in dem Wirken politischer Aenderungen, daß sie dabei gar keine Rücksicht auf die lebenden Generazionen nehmen, sondern bloß auf das Heil der Nachwelt sehen. Ich will zwar nicht mit jenem ehrlichen Irländer fragen: Was denn die Nachwelt für uns gethan hat? aber ich muß doch sagen: daß wir nur

sehr kurz in die Zukunft sehn. Der Nachwelt steht Gutes und Böses bevor, wovon wir wenig wissen. Laßt uns vorzüglich an das denken, was unmittelbar vor uns liegt. Jeder Tag hat seine Plage. — Ich bin kein Feind politischer Reformen. Da sei Gott vor! Nur müssen sie allmählich geschehen. Und es ist zum Erstaunen, wie bald das feste und umfassende Auge politischer Klugheit zu seinem Zweck gelangt, dadurch daß es Lagen, Gelegenheiten und Verbindungen beachtet und benutzt.

Der innere Theil von London (die City) enthält manche schmutzige Gäßchen und Winkel, aber auch herrliche Straßen und freie Plätze. Eine weise Regierung wird diese Hauptstadt einer architektonischen Form nahe bringen, indem sie von dem Verfall einzelner Straßen, von dem Einstürzen der Häuser, von gelegentlichen Brandschäden Gebrauch macht; aber nie wird sie Feuer anlegen, noch Alles einreißen lassen, damit nicht auch das viele Gute nebst dem Schadhaften zertrümmert werde. Das, sollte man denken, lehrt schon der Gesunde Menschenverstand *).

---

9. Aus-

*) COMMON SENSE. Eine Anspielung auf den bekannten Thomas Paine, von welchem ein Buch diesen Titel führt.

9.

Auszug
aus einer Nachricht an das Publikum von den bisherigen Beschäftigungen der Akademischen Deputazion zur Kultur der vaterländischen Sprache.

Am Geburtsfeste des Königs, den 27ten September 1792, in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen.

Die von dem Patriotischen Kurator dieser Akademie gestiftete, und von Sr. Königl. Majestät genehmigte, Deputazion zur Kultur der Vaterländischen Sprache bedienet sich der feierlichen Veranlassung, wodurch dieser Tag sich auszeichnet, um dem Publikum von ihren bisherigen Beschäftigungen Rechenschaft abzulegen. Die Mitglieder dieser Deputazion haben sich nehmlich in die Bearbeitung der verschiedenen Fächer, welche sie sich zum Augenmerk genommen, dergestalt getheilet, daß ihre Bemühungen im Einzelnen zu der Vollendung des auszuführenden Plans sich wechselsweise einander die Hände bieten, und uns dem Ziele einer vollkommenen Sprachbildung wenigstens um einige Schritte näher bringen.

Des Herrn Curators Exc., nehmen an den Beschäftigungen der Deputazion thätigen Antheil,

und werden zu der Berichtigung und Prüfung eigenthümlicher Deutscher Ausdrücke im Statistischen und Landwirthschaftlichen Fache Selbst Beiträge liefern.

Herr Professor Ramler hat über die gesammten Beiwörter der Deutschen Sprache eine Abhandlung vorgelesen, worin besonders der Gebrauch, den wir von den acht Endsilben derselben zu machen haben, ausführlich bestimmt wird, auch zugleich Regeln gegeben, und gute Beispiele unserer Dichter angeführt werden, nach welchen man neue Wörter jeder Art bilden kann, ohne die Sprachähnlichkeit oder Analogie zu verletzen. Zugleich ist auf die Prosodie gewisser Beiwörter von zweifelhaftem Zeitmaße Rücksicht genommen, und alles mit Stellen aus den Poeten belegt. Durch diese Abhandlung wird der Ausspruch Leibnitzens zum Theil bestätiget, welcher schreibt, er kenne unter allen Sprachen keine, die so philosophisch wäre, als die Deutsche. — Herr Professor Engel hat über die Artikel und die Hülfs- und Personenwörter in den neuern Sprachen des Süd- und Westlichen Europa, den Anfang einer Abhandlung geliefert, worin der eigentliche Werth dieser Redetheile in Ansehung ihrer Zweckmäßigkeit untersucht wird. — In Betref der Sprachbildung, hat

Herr

Herr Prediger Bursa einen Versuch gemacht, die Deutschen Kunstwörter, die sich auf die Mathematischen Wissenschaften beziehen, systematisch zu ordnen, und die noch mangelnden zu ersetzen. — Zu der Bearbeitung des Technologischen Sprachschatzes ist von Herrn Oberkonsistorialrath Zöllner der Anfang damit gemacht worden, daß er die Ausdrücke, welche bei der Färberei vorkommen, aufgezählet und erkläret hat. Bei dieser Gelegenheit hat derselbe seinen Plan, dieser Bearbeitung der technologischen Ausdrücke möglichst viele Vollständigkeit und Nutzbarkeit zu geben, der Deputazion vorgelegt. — Durch die Untersuchung über den Ursprung des Wortes Hagestolz, in der Bedeutung eines alten Junggesellen, ist von Herrn Oberkonsistorialrath Teller zu unserer Deutschen Wortforschung ein neuer Beitrag geliefert worden. — Auf die von mehrern Deutschen Schriftstellern übertriebene Einmischung ausländischer Wörter, und auf den von andern gegenseitig übertriebenen Purismus, hat Herr Oberkonsistorialrath Gedike aufmerksam gemacht, und dadurch eine Preisaufgabe zur Bestimmung der richtigen Gränzen für die Reinigkeit der Deutschen Sprache veranlaßt.

A. Ph. Moritz.

Nach-

10.

Nachtrag zu der Anmerkung über den 54sten Vers der Horazischen Ode; S. 400.

Dies würde man sagen können, wenn nicht noch ein feinerer Grund vorhanden wäre, warum Horaz bei der adligen Jugend auf das Reiten dringt. Dio Kassius legt dem Mäcenas in der berühmten Berathschlagung, ob die Republik wieder herzustellen sei, eine lange Rede in den Mund. Damit diese einige Wahrscheinlichkeit erhalte, läßt er ihn alles das dem Augustus anrathen, wovon er aus den vielen Lebensbeschreibungen desselben wußte, daß er es wirklich angeordnet hatte. Unter andern sagt Mäcenas: „Bald hätte ich das Wichtigste „vergessen. Laß die Kinder der Senatoren und Ritter „in den Knabenjahren fleißig zur Schule gehen, und, „wenn sie zu Jünglingen heranwachsen, reiten und „fechten lernen. Beide Arten von Lehrern müssen vom „Staate besoldet werden.“ Röm. Gesch. LII, 26. Wahrscheinlicher Weise hat dieses Augustus wirklich so verordnet, und unser Dichter bedient sich klüglich dieses Umstandes, zu zeigen, wie nöthig dergleichen Einrichtung gewesen sei.

Ramler.

Jena, gedruckt bei Joh. Mich. Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift

1792. Dezember.

1.

Gelübde für Augustus sieghafte Rückkehr von dem Feldzuge wider die Sikambrer.

An den Antonius Julus.

Horazens zweite Ode des vierten Buches.

— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑

Wer mit Pindarn eifert, Anton, der stützet
Kühn sich auf die wächsernen Flügel Dädals,
Bis er das azurene Meer mit neuem
Namen bereichert.
Wie der Waldstrom, wenn er durch Regengüsse
Dem Gestad' entschwollen, vom Felsen stürzet:
So fleußt unerschöpflich der allgewaltsam
Tönende Pindar.

Würdig einer Delischen Lorberkrone,
Wann er durch verwegene Dithyramben
Neue Worte wälzt und in regelfreien
Strophen daherrollt;
Oder Götter preis't und ihr Blut: gerechte
Helden, deren Arm der Centauren freyle
Rotte niederschlug, und die flammenspeinde
Grasse Chimära;
Bald den Himmlischseligen, die mit Elis
Palmen heimziehn — Kämpfern und Rossen — singend
Ein Geschenk ertheilet, das hundert ehrne
Säulen verdunkelt;
Bald den Jüngling klagt, den die jammervolle
Braut verlor, sein Biederherz, göldne Sitten,
Hohen Muth den Sternen vertraut, dem schwarzen
Tartarus mißgönnt.
Unterstützt von keiner geringen Windsbraut
Hebt sich der Dircäische Schwan, mein Julus,
Ueber niedre Wolken: indeß ich, kleiner, —
Aehnlich der Biene,
Die vom kräuterreichen Matinus mühsam
Ihre Beute sammelt, — mit gleicher Arbeit
In den Hainen Tiburs, an Tiburs Ufern
Lieder erschaffe.
Du, der Meister eines erhabnern Plektrons,
Singst Augusten, wann Er in wohlerworbnem
Kranze durch den heiligen Weg Sikambrer
Horden herbeiführt;

Ihn, den nie das Schicksal der Erde größer,
Nie die guten Götter ihn besser gaben,
Auch nicht geben, kehrete gleich in altes
Gold sich die Zeit um;
Singst die Jubeltage der Stadt, die frohen
Spiel' und Reigen ob der erhaltnen Rückkehr
Unsers Helden, und den Gerichtshof aller
Fehden entladen.
Dann erheb' ich — wenn sie noch hörenswerth ist —
Meine Stimme lauter; und: o du schöner!
Du der Tage glücklichster! fing' ich, nun wir
Cäsarn empfangen.
Und wir alle, wann du vorüberzieheſt,
Rufen mehr als Einmahl: Triumph! Triumph! aus!
Bringen dann dem gnädigen Himmel unsern
Schuldigen Weihrauch.
Zwanzig Rinder lösen dich, — Stier' und Kühe —;
Mich ein zartes Kälbchen, das nicht mehr säuget,
Und auf fetter Weide für mein gelobtes
Opfer heranwächst.
Auf der Stirne führt es ein sichelförmig
Zeichen, ungefähr wie des Mondes dritter
Aufgang: schneeweiß dieses; am ganzen Körper
Ist es sonst hellbraun.

* * *

Anmerkungen.

V. 1. Wer mit Pindarn eifert, Anton.) Antonius Julus, des Triumvirs Sohn, hatte unsern Dichter vielleicht schriftlich um eine Pindarische Ode auf Augustus Sieg über einige Völker diesseits des Rheines ersucht. Horaz giebt ihm in dieser Ode eine Antwort dar-

darauf; oder will zum wenigsten das Ansehen haben, als ob ihm vom Antonius ein solcher Antrag gethan sei, damit er nur Gelegenheit hat sich zu entschuldigen, warum er Augustus Triumph nicht besingen könne, ob er gleich, indem er dieses sagt, ihn wirklich besingt. Auch ist es sehr fein, daß er diese Ode vor der Rückkunft des Augustus gemacht haben will: denn sonst hätte er sie eigentlich auf seinen Stiefsohn Drusus machen müssen, der die Sikambrer als oberster Feldherr überwunden hatte, und dem auch Augustus nachmahls erlaubte seinen Einzug in die Stadt zu Pferde zu halten, welches der kleinere Triumph oder die Ovation hieß, ihm aber doch dabei die Ehrenzeichen des gröfsern Triumphs zu führen vergönnete. S. Dio Kassius Röm. Gesch. LIV, 32, 33.

V. 3, 4. Bis er das azurene Meer mit neuem Nahmen bereichert.) Das heißt, bis er fällt, wie Ikarus, von dessen Falle das Ikarische Meer den Nahmen erhalten hat.

V. 10, 11. Wenn er durch verwegene Dithyramben neue Worte walzt.) Dithyramben: die kühnste Art von Oden, die dem Dithyrambus (Bacchus) geiungen wurden, und eine wahre Trunkenheit der Seele ausdrücken sollten. Sie waren vielleicht die ersten, welche verloren gingen, weil sie wegen der vielen neuen Wörter zu schwer zu verstehen waren, und wegen ihrer vielen Kühnheiten die Leser ermüdeten, auch wegen ihrer regellosen Versart dem Ohre nicht sehr schmeichelten. Horaz hat hierin den Pindar nicht nachgeahmt: Er glaubte, an Einem Dichter dieser Art hätte die Welt genug.

V. 13—15. Gerechte Helden, deren Arm der Centauren frevle Rotte niederschlug.) Dieses geschah vom Herkules, als sie seinem Gastfreunde, dem Centauren Pholus die Höhle stürmten; und von dem Theseus, als sie auf der Hochzeit seines Freundes Pirithous die Braut und ihre Gespielen entführen wollten. — Frevel, als ein Adjektiv, gebraucht Luther sehr oft; nach ihm Logau, und von den Neuern gleichfalls einige.

V. 15, 16. Die flammenspeiende grasse Chimära.) Diese tödtete Bellerophon, wozu ihm Neptun

den

Gesetzes vom 15. Juli 1870 (Reichs-Gesetzbl. S. 333) ist auf Grund des Artikels 2 des Gesetzes vom 20. Dezember 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 414) und des Artikels 2 des Gesetzes vom 20. Dezember 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 133) für das Jahr 1874 ein Betrag von 1 000 000 Thalern in den Etat des Reichskanzleramts eingestellt worden.

Dieser Betrag ist zu folgenden Ausgaben verwendet worden:

1. Zu Beihülfen für Beamte	1 000 000 Thaler.
2. Zu Remunerationen für Beamte	—
3. Zu Unterstützungen für Beamte	—
4. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Beamten	—
5. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Militairpersonen	—
6. Zu Unterstützungen für Militairpersonen	—
7. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
8. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
9. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
10. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
11. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
12. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
13. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
14. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
15. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
16. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
17. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
18. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
19. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
20. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
21. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
22. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
23. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
24. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
25. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
26. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
27. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
28. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
29. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
30. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
31. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
32. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
33. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
34. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
35. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
36. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
37. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
38. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
39. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
40. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
41. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
42. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
43. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
44. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
45. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
46. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
47. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
48. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
49. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
50. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
51. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
52. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
53. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
54. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
55. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
56. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
57. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
58. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
59. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
60. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
61. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
62. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
63. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
64. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
65. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
66. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
67. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
68. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
69. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
70. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
71. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
72. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
73. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
74. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
75. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
76. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
77. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
78. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
79. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
80. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
81. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
82. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
83. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
84. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
85. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
86. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
87. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
88. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
89. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
90. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
91. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
92. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
93. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
94. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
95. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
96. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
97. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
98. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
99. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
100. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
101. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
102. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
103. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
104. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
105. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
106. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
107. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
108. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
109. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
110. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
111. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
112. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
113. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
114. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
115. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
116. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
117. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
118. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
119. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
120. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
121. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
122. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
123. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
124. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
125. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
126. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
127. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
128. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
129. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
130. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
131. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
132. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
133. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
134. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
135. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
136. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
137. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
138. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
139. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
140. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
141. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
142. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
143. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
144. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
145. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
146. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
147. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
148. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
149. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
150. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
151. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
152. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
153. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
154. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
155. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
156. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
157. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
158. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
159. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
160. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
161. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
162. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
163. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
164. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
165. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
166. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
167. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
168. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
169. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
170. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
171. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
172. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
173. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
174. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
175. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
176. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
177. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
178. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
179. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
180. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
181. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
182. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
183. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
184. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
185. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
186. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
187. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
188. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
189. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
190. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
191. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
192. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
193. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
194. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
195. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
196. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
197. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
198. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
199. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
200. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
201. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
202. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
203. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
204. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
205. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
206. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
207. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
208. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
209. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
210. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
211. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
212. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
213. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
214. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
215. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
216. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
217. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
218. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
219. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
220. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
221. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
222. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
223. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
224. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
225. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
226. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
227. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
228. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
229. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
230. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
231. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
232. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
233. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
234. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
235. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
236. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
237. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
238. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
239. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
240. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
241. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
242. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
243. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
244. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
245. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
246. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
247. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
248. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
249. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
250. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
251. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
252. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
253. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
254. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
255. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
256. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
257. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
258. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
259. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
260. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
261. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
262. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
263. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
264. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
265. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
266. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
267. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
268. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
269. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
270. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
271. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
272. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
273. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
274. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
275. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
276. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
277. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
278. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
279. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
280. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
281. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
282. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
283. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
284. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
285. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
286. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
287. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
288. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
289. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
290. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
291. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
292. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
293. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
294. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
295. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
296. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
297. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
298. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
299. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
300. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
301. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
302. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
303. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
304. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
305. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
306. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
307. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
308. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
309. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
310. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
311. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
312. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
313. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
314. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
315. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
316. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
317. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
318. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
319. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
320. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
321. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
322. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
323. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
324. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
325. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
326. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
327. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
328. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
329. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
330. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
331. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
332. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
333. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
334. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
335. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
336. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
337. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
338. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
339. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
340. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
341. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
342. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
343. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
344. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
345. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
346. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
347. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
348. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
349. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
350. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
351. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
352. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
353. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
354. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
355. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
356. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
357. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
358. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
359. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
360. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
361. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
362. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
363. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
364. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
365. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
366. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
367. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
368. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
369. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
370. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
371. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
372. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
373. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
374. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
375. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
376. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
377. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
378. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
379. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
380. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
381. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
382. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
383. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
384. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
385. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
386. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
387. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
388. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
389. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
390. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
391. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
392. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
393. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
394. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
395. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
396. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
397. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
398. Zu Unterstützungen für Personen, welche weder Beamte noch Militairpersonen gewesen sind	—
399. Zu Unterstützungen für Invaliden	—
400. Zu Unterstützungen für Hinterbliebene von Invaliden	—
401. Zu Unterstützungen für Hinterb

nicht eher untergehen, als bis die ganze Griechische Litteratur untergeht.

V. 21. Bald den Jüngling klagt, den die jammervolle Braut verlor.) Diese Gedichte sind nicht mehr vorhanden, weil die Zeitgenossen an den Sterbefällen in fremden Familien nicht großen Antheil nehmen, und die Nachwelt noch weniger, welche sich mehr um Männer bekümmert, die eine glänzende Rolle in der Welt gespielt haben. Horaz mag dieses sehr wohl bedacht und daher die Gedichte auf Todesfälle, eben so wie auf Vermählungen und Geburtstage, mit möglichster Höflichkeit von sich abgelehnt haben. Hat er aber dergleichen gemacht, so müssen sie untergegangen sein: wozu er selbst beförderlich gewesen ist: denn er hat sie in seine Sammlung nicht aufgenommen, und die Römischen Sosier haben ihm den Schimpf nicht anthun wollen, etwas nach seinem Tode zu sammeln, was er im Leben verworfen hatte.

V. 22. Goldne Sitten:) Sitten die des goldenen Zeitalters würdig sind.

V. 25, 26. Unterstützt von keiner geringen Windsbraut, hebt sich der Dircäische Schwan.) Das Wort Windsbraut ist veraltet und bedeutet eben so viel als brausender Wind. — Den Nahmen eines Dircäischen Schwanes führt Pindar von dem kleinen Flusse Dirce bei Theben seiner Geburtsstadt.

V. 29. Vom Kräuterreichen Matinus.) Matinus war ein Berg in Apulien, dem Vaterlande des Horaz.

V. 33. Du, der Meister eines erhabnern Plektrons.) Plektron, anstatt der Leyer, die damit gespielt wird; so wie Leyer, anstatt der Gedichte, die dazu gesungen werden. Antonius hatte ein episches Gedicht vom Diomedes geschrieben.

V. 35, 36. Durch den heiligen Weg Sikambrer Horden herbeiführt.) Um nach dem Kapitol zu fahren, zogen die Triumphirer diese Straße. — „Augustus, sagt Sueton (II. 20, 21): „führ-

„führte manche Kriege durch seine Legaten, doch „so, daß er einigen in Pannonien und Germanien mit „beiwohnte, oder doch nicht weit davon entfernt war. „Die Germanier trieb er über die Elbe: unter welchen „er die Ubier und Sikambrer, die sich ergeben hatten, nach „Gallien führte und ihnen nicht weit vom Rhein ihre „Sitze anwies.“ Eben dieser Geschichtschreiber sagt an einem andern Orte (III, 9): Tiberius brachte (nehmlich unter Augusts Regierung) aus dem Germanischen Kriege vierzig tausend Gefangene mit nach Gallien, und wies ihnen am Ufer des Rheins ihre Wohnungen an. — Tacitus schreibt: Die Sikambrer wurden ehemals vertilgt oder nach Gallien abgeführt. Jahrbücher, XII, 39.

V. 43, 44. **Den Gerichtshof, aller Fehden entladen.)** An solchem Feste mußten alle Processe eingestellt werden, damit kein Verklagter zu trauren Ursache hätte.

V. 49, 50. **Und wir alle, wenn du vorüber ziehest, rufen.)** Dieser Antonius gehörte zu Augustus Familie, und durfte ihn also beim Triumphe begleiten. Er war nicht allein ein Stiefsohn der Oktavia, der Schwester des Augustus, sondern war auch mit der Tochter der Oktavia vermählt worden. *Vell. Paterculus* II, 99. Vielleicht hatte er auch selbst den Augustus auf diesem Feldzuge begleitet.

V. 54 — 60. **Mich ein zartes Kälbchen, u. s. w.)** Mit einer solchen Naivität, wie sie irgend ein Katull haben kann, giebt unser Dichter einigen seiner ernsthaft angefangenen Oden einen ganz unerwarteten muntern Schluß. Man sehe die sechste Ode des ersten und die vierzehnte des dritten Buches, wovon die erstere das Lob des Agrippa, und die letztere das Lob des Augustus enthält. Er will das Ansehen haben, als ob er eigentlich nur ein scherzhafter Dichter sei, und zu heroischen Oden gar nicht tauge. Auch sind diese schwerer zu machen, als lustige Trinklieder und Liebeslieder, deren Stoff dem Dichter bekannter ist, und deren Ausdrücke sich der gemeinen Sprache mehr nähern; dagegen die erhabenen Oden nicht allein mehr Erfindung in Ansehung des Stoffes, sondern auch eine sorgsamere Auswahl der Worte erfodern. Horaz war aber auch in

dieſer Gattung groß, ſo oft es ihm ſeine Bequemlichkeit erlaubte, oder die Zeitumſtände es ihm zur Pflicht machten; daher Quintilian von ihm ſagt: zuweilen erhebt er ſich — und iſt glücklichkühn in mannichfaltigen Worten und Redefiguren.

Kamler.

2.

Ueber den wahren Grundſatz der Handelsgeſetzgebung, und über die Vorbereitungsmittel, das Handelsverkehr unter allen Völkern zum möglich höchſten Grade zu erweitern und zu beleben.

Muß eine weiſe und gute Regierung auf die Handelsbilanz ihrer Unterthanen, im Handel mit auswärtigen Nazionen, aufmerkſam ſein? — Was für Maaßregeln muß ſie ergreifen, eine für ihre Unterthanen nachtheilige Bilanz zu verhüten, hingegen eine ſo viel möglich günſtige für ſie zu bewirken?

Die ſicherſte Methode, dieſe Fragen zu beantworten, ſcheint mir zu ſein, daß man ſich der gewöhnlichen Terminologie enthalte, und die Sache ſo betrachte, wie ſie der gemeine Menſchenverſtand betrach-

betrachten würde, wenn jene Terminologie, und die damit verknüpfte (wenn ich so sagen darf) künstliche Vorstellungsart noch nicht erfunden wären. Einige einfache Fragen, dünkt mich, müssen uns hier auf die rechte Entscheidung leiten.

I.

Die erste Frage, welche hier entsteht, ist zugleich die Hauptfrage, von der die Entscheidung aller übrigen abhängt. Sie ist diese: Kann der auswärtige Handel den Unterthanen, sowohl einzelnen, als ihnen insgesammt oder dem größten Theil derselben, mithin dem Staate selbst, als dem aus einzelnen Unterthanen bestehenden Aggregat, schädlich werden? Bei dieser Frage ist zu bemerken, daß hier nicht von zufälligem, vorübergehendem Schaden die Rede sein kann; sondern man verlangt zu wissen, ob ein auswärtiger Handel von der Beschaffenheit sein könne, daß daraus, so lange er fortdauert, nothwendig und fortdauernd ein Nachtheil für den Staat oder dessen einzelne Mitglieder erwachse?

Es läßt sich eine doppelte Art denken, wie der auswärtige Handel einem Staat oder dessen Mitbürger Schaden zuziehen kann: einmal dadurch, daß er ihnen einen Verlust an Geld verursacht; zweitens, indem er einigen Bürgern des

Staats, oder einer beträchtlichen Anzahl derselben, ihr Auskommen erschwert, oder gar vernichtet. — Was den Verlust an Gelde betrift, so kann dieses unmöglich so verstanden werden, daß jede Summe baaren Geldes, welche die Unterthanen für empfangne Waaren an Auswärtige zahlen, für sie oder den Staat Verlust sei: denn sie haben ja Aequivalente dafür empfangen, sie sind bei diesem Tausch glücklich gewesen; und was die Zahl der glücklichen Bürger für den Staat nicht vermindert, ist kein Unglück für ihn. Verlust an Gelde kann hier nur so viel bedeuten, daß die Unterthanen so viel mit baarem Gelde zu bezahlende Waaren von Auswärtigen kaufen, daß darüber kein Geld oder nicht hinlängliches Geld im Lande bleibe, um nothwendige Bedürfnisse, deren es verschiedne geben kann, besonders in Kriegszeiten, für den Staat anzukaufen. Der durch den auswärtigen Handel entstehende Geldverlust würde also für die einzelnen Unterthanen nur in so weit ein Schaden sein, als sie nun aufhören müßten, theils die fremden Waaren, an die sie sich gewöhnt hatten, zu kaufen, und dieses Aufhören eines bisherigen Genusses ihnen unbehaglich sein würde; theils sich andre Bedürfnisse aus Mangel am Gelde anzuschaffen. Für den Staat aber würde ein reellerer Schaden entstehen,

stehen, wenn er durch den erwachsenen Mangel an baarem Gelde außer Stand gesetzt würde, sich die nöthigen Kriegsbedürfnisse, die im Lande selbst nicht produzirt werden, die er auch nicht für einheimische Waaren einzutauschen Gelegenheit hätte, auswärtig zu kaufen.

Muß nun der Staat diese beiden Arten von Schaden abzuwenden suchen? sowohl jenen Schaden, den die Unterthanen durch Wegsendung ihres Geldes für fremde Waaren sich selbst zuziehen würden, als diesen, der dadurch dem Ganzen würde verursacht werden? Ich sehe nicht, daß der Staat irgend eine Befugniß oder Verbindlichkeit haben könnte, sich um jenen ersten Schaden, an sich betrachtet, den seine Unterthanen sich selbst zufügen, zu bekümmern, wenn dieser Schade nicht einen erweislichen nachtheiligen Einfluß auf die Verminderung der zur Erhaltung und Vertheidigung des Staats nöthigen Kräfte hätte. Gesetzt, es wäre denkbar, daß die Unterthanen eines Staats durchgängig einen so nachtheiligen Handel führten, daß die Verarmung ihrer Aller eine unausbleibliche Folge davon sein müßte; so wäre der Staat, in so weit man nur auf diese Eine Folge sieht, doch nur dann befugt, ihnen dieses zu wehren, wenn ihm die allgemeine Aufsicht über die Sitten und

moralische Lebensart seiner Unterthanen übertragen wäre. Allein es ist klar, daß wenn die Unterthanen eines Staats verarmen, mit der Verschwendung ihres individuellen Vermögens, auch das Staatsvermögen, als welches aus dem Vermögen der einzelnen Unterthanen erwächst, verschwinden muß. Proportionirliche Beiträge aus dem individuellen Vermögen der Unterthanen machen das eigentliche Vermögen des Staats aus, dessen Größe oder Betrag also von der Ergiebigkeit der Quelle, woraus es fließt, abhängt. Es ist also allerdings ein Uebel, wenn der Staat durch den auswärtigen Handel sein baares Geld verliert.

Aber ist es zu fürchten, ist es möglich, daß der Staat jemals durch den auswärtigen Handel sein ganzes baares Vermögen verliere? . . An sich betrachtet, ist dieses moralisch unmöglich; weil es moralisch unmöglich ist, daß jemals von irgend einem Volke ein auf diese Art schädlicher auswärtiger Handel anhaltend geführt werde. Denn man müßte annehmen, daß das Volk aus lauter Verschwendern und unthätigen trägen Menschen bestände; oder daß bei weitem die meisten Unterthanen nur aufs Genießen, die wenigsten aber aufs Erwerben bedacht wären. Ein solches Volk aber hat nie existirt, wird nie existiren, kann nicht exi-

stiren. Es giebt immer mehr Menschen, die aufs Erwerben, als aufs Verzehren bedacht sind.

Man wird einwenden: ob man dann nicht Beispiele habe, daß ein Volk immer an andre Völker zahle und nie wieder Zahlungen empfange; und ob jenes dadurch nicht endlich dahin gebracht werden könne, daß es zu zahlen aufhören müsse? Diese Einwendung läßt sich beantworten: 1) wenn es wahr ist, daß es Völker giebt, die immer bezahlen müssen, ohne selbst wieder zu empfangen; so müßten diese Völker in der That endlich einmal erschöpft, müßten insolvent geworden sein. Wenn sie immerfort noch zahlen, so müssen sie irgendwo auch einnehmen; und es kann nur Täuschung sein, daß sie immerfort zu zahlen scheinen, ohne einzunehmen.

2) Was heißt das: „Ein Volk zahlt an das „andre?" Es kann heißen: der Staat, d. i. der Regent zahlt an ein andres Volk einen Tribut, Zinsen von geliehnen Kapitalien, oder gewisse Gebühren, wie z. B. die Katholischen Bischöfe an den Papst für die Bestätigung ihrer Wahl, u. s. w. Diese Zahlungen gehen den Handel nicht an. Diese Gelder sind nicht anders woher erworben, sondern der Unterthan hat sie abgeben müssen. Diese auswärtigen Abgaben verursachen also wahre Geldverluste.

luſte. — In Anſehung des Handels nun kann es zweitens ſo viel bedeuten: Die einzelnen Kaufleute des einen Volks A zahlen an die Kaufleute der andern Völker B, C, D, u. ſ. f. Nun die Kaufleute A zahlen gewiß nicht an die Kaufleute B, C, D, u. ſ. w. als für Waaren, die ſie wieder abzuſetzen hoffen. So lange ſie alſo zahlen, iſt gewiß, daß ſie die Waaren, die ſie aus B, C, D, u. ſ. w. kommen laſſen, abſetzen; daß alſo in A noch Käufer vorhanden ſind, welche zahlen können. So bald es an dieſen Käufern gebricht, werden die Kaufleute keine Waaren aus B, C, D mehr kommen laſſen. Die jährlichen Zahlungen alſo, die ein Volk dem andern in der Handlung leiſtet, führen den Beweis mit ſich, daß es ſie leiſten kann. Ein Volk kann in Umſtände kommen, daß es eine ziemliche Reihe von Jahren nach einander an andre Nazionen zahlen muß. Aber dies kann nicht immerfort dauern, es müßte endlich ganz zu zahlen aufhören. Nothwendig müſſen Jahre wieder eintreten, wo es gewinnt, wo es von auswärtigen Nazionen Summen empfängt, die es in den Stand ſetzen, in den folgenden Zeiten neue Zahlungen zu leiſten. Das ärmſte Land in Europa, Schweden, hat Jahre, wo es, ſtatt an die andern Nazionen zu zahlen, große Summen empfängt. Schweden

zog in den letzten Jahren des Nordamerikanischen Krieges viel Geld von den Kriegführenden und andern Seehandelnden Nazionen.

So verhält sich die Sache an sich. Allein freilich können Umstände eintreten, daß die Kaufleute eines Landes das baare Geld wegsenden, bis nichts mehr übrig bleibt. Dies aber geschieht alsdann aus einem Irrthum; dies geschieht nur, wenn man in dem Lande glaubt, ein Zahlungsmittel gefunden zu haben, wobei man des baaren Geldes entbehren könne, mit einem Worte, wenn im Lande Papiergeld eingeführt ist, welches die Stelle des baaren Geldes vertritt. Und diese schädliche Wirkung des Papiergeldes, die man in den Ländern, wo man es zuerst brauchte, nicht vorhersah, die man erst durch die Erfahrung hat kennen lernen, muß in Zukunft jede weise Nazion in Absicht auf die Einführung dieses Zahlungsmittels sehr behutsam machen.

Es ergiebt sich also, daß anhaltender Ausfluß des baaren Geldes aus einem Lande, ohne daß etwas wieder einfließt, allerdings für den Staat ein Uebel ist. Nur muß der Staat die Schuld dieses beständigen Ausfließens nicht gleich der auswärtigen Handlung beimessen. Er muß untersuchen, wo die wahre Ursache liegt. Vielleicht ist

er selbst Schuld durch die starken Zinsen oder Subsidien, die er auswärts zu zahlen hat.

Wenn nun aber nach gründlicher Untersuchung am Tage liegt, daß der auswärtige Handel den Ausfluß des baaren Geldes verursache; was ist alsdann zu thun? Ist es genug, die Einführung solcher Waaren zu verbieten, für welche wirklich baares Geld an fremde Nazionen bezahlt werden muß? Dieses würde sehr übereilt sein; dadurch würde der Staat in den Fehler verfallen, den ein Arzt begehen würde, welcher gegen die Ausbrüche einer Krankheit bei den Symptomen stehen bliebe, und den Grund des Uebels nicht aufsuchte. Es ist denkbar und wirklich der Fall in der Handlung verschiedner Nazionen, daß die eine der andern jährlich große Summen zahlen muß, und doch dabei gewinnt. Immerhin zahle die Nazion A an die Nazion B jährlich eine Million baar; es ist nicht Verlust, es ist offenbarer Gewinn für sie, wenn sie für die Million rohe Materialien kauft, die sie verarbeitet, und die ihr nun, verarbeitet, zwei Millionen werth sind.

Wo mehr Geld ausgegeben, als erworben, wird; da wird weniger gearbeitet, als verzehrt. Wo viel fleißige Menschen und wenig Verzehrer

sind,

sind, muß mehr erworben, als verzehrt werden. Wo mehr Verzehrer als Erwerber sind, ist das Gegentheil eine Folge von diesem schädlichen Verhältniß. Wenn also der auswärtige Handel veranlaßt, daß ein Volk auswärtig mehr zu zahlen, als zu empfangen hat, so veranlaßt er dieses dadurch, daß er den Fleiß der Nazion vermindert, ihren Aufwand hingegen vermehrt. Der Fleiß der Nazion wird vermindert, wenn die Anzahl der fleißigen Menschen bei ihr abnimmt. Dieses ist also die zweite, oder eigentlich die wahre, wesentliche Art, wie der auswärtige Handel einem Volke schädlich wird.

Diese zweite Art von Schaden, die der auswärtige Handel einem Staate zufügen kann, besteht folglich darin, daß er fleißigen Bürgern, oder gewissen Klassen, oder auch nur einzelnen derselben, ihr Auskommen erschwert oder gar vernichtet, und dadurch also die Existenz dieser fleißigen Bürger aufhören macht. — Hier ist vorläufig zu bemerken, daß das Verarmen oder der Untergang eines jeden einzelnen Bürgers eigentlich für den Staat ein wahrer Verlust ist; denn was ist ein Staat anders, als ein Inbegrif von Menschen? was ist ein glücklicher Staat anders, als ein Inbegrif glücklicher Menschen? Denn glückli-

che Menschen haben immer Muth und Kraft *). Folglich wird durch den Abgang jedes Bürgers, der glücklich war, die Summe dieser glücklichen Menschen vermindert. Zwar kann dagegen ein anderer glücklicher Bürger zu der Summe wieder hinzukommen; allein dies ist dann entweder eine Folge von zufälligen Ursachen, die mit dem Untergang des ersten in keiner Verbindung stehn, und so bleibt dessen Untergang immer ein Verlust für das Ganze: denn das Ganze oder der Staat hat einen glücklichen Menschen weniger, als er haben könnte; oder es ist das Hinzukommen des neuen glücklichen Bürgers eine Folge von dem Untergang jenes ersten. In diesem Fall ist es Parteilichkeit, Ungerechtigkeit von Seiten des Staats, wenn er das Aufkommen des neuen Bürgers auf Kosten des ersten befördert hat.

Ob aber gleich das Verarmen und der Untergang eines jeden einzelnen Bürgers für den Staat ein wahrer Verlust ist; so kann doch der Staat nichts thun, diesen Verlust abzuwenden, folglich auch zu dessen Abwendung keine Verpflichtung haben, so oft derselbe von zufälligen Umständen, über welche die Menschen keine Gewalt haben, herrührt.

Son-

*) Durch Ueberfluß und Unthätigkeit verzärtelte und verdorbene Menschen sind keine glückliche Menschen.

Sondern der Staat kann und muß dieses Verarmen und Zugrundegehn seiner einzelnen Bürger sowohl, als ganzer Klassen derselben, nur da verhüten, wo es eine Wirkung allgemeiner Ursachen ist, die man kennen, deren Folgen man berechnen und durch Maaßregeln abwenden kann. Wenn nun unser auswärtiger Handel mit irgend einem Volke von der Beschaffenheit sein, oder eine solche Beschaffenheit annehmen kann, daß er die allgemeine, nothwendige Ursache von dem Verarmen oder Untergehen unsrer Mitbürger wird; so hat unser Staat nicht nur die Befugniß, sondern auch die Verpflichtung in Ansehung dieses auswärtigen Handels solche Maaßregeln zu ergreifen, daß derselbe nicht länger jenen schädlichen Einfluß behalte. Kann ihm dieser Einfluß nicht benommen werden, so ist der Staat befugt und verpflichtet, ihn gar nicht länger zu gestatten. Es ist aber zu bemerken, daß, wenn unser auswärtiger Handel mit einem Volke diese schädliche Natur hat, seine Wirkung sich nicht bloß auf einzelne unserer Mitbürger, sondern auf ganze Klassen derselben erstrecken wird.

Der auswärtige Handel kann das Verarmen unsrer Mitbürger auf eine dreifache Weise verursachen: nehmlich dadurch, daß er entweder ihnen

das rohe Material entzieht, dessen sie zu ihren Arbeiten nothwendig bedürfen *); oder, daß er die Lebensmittel so sehr vertheuret, daß sie nicht dabei bestehen können; oder endlich, daß er ihnen alle Gelegenheit benimmt, die durch ihren Fleiß produzirten Waaren abzusetzen, oder auch diejenigen Dienste und Arbeiten zu leisten, wodurch sie sonst ihr Brot erwarben.

Wenn nun der auswärtige Handel mit irgend einer Nazion für unsre Mitbürger eine dieser drei schädlichen Folgen nothwendig und fortdaurend hervorbringt; so ist es augenscheinlich eine wesentliche Pflicht unsers Staates, Maaßregeln zu ergreifen, wo-

*) So sehr auch die Französische Nazion mit Recht allen Handelszwang so viel möglich abzuschaffen sucht, so erkennt sie doch die Nothwendigkeit, ihren eignen Mitbürgern ihr Auskommen nicht durch unvorsichtige Ausfuhr des rohen Materials, welches sie bearbeiten, zu erschweren, oder zu vernichten. Daher ward von der Nazionalversammlung im Febr. 1792 die Ausfuhr der Baumwolle, der Wolle, des Wollengarns, des rohen Hanfs, der rohen Häute, u. s. w. provisorisch verboten: weil diese Materialien so stark ausgeführt wurden, daß die Manufakturen in Frankreich außer Stand gesetzt wurden, sich selbst damit zu versorgen. In der Folge ward zwar das Verbot aufgehoben, weil es zu sehr zum Uebertreten reizte, aber dagegen die Ausfuhr mit Abgaben belastet. Als die Nachricht von dem provisorischbeschloßnen Verbot sich verbreitete, wurden, ehe es publizirt ward, bloß aus Bourdeaux innerhalb 4 Tagen 1500 Ballen Baumwolle, jeder Balle von drei Zentnern, ausgeführt.

wodurch diese schädlichen Folgen abgewandt werden: denn was könnte sonst noch wohl Pflicht eines Staats sein, wenn es die Erhaltung seiner Bürger nicht ist? Die gemeinschaftliche Erhaltung ist ja nur der erste und wesentliche Zweck, um dessentwillen sich die Menschen zu einem Staat verbinden.

An diese Pflicht des Staates, für die Erhaltung der fleißigen Volksklassen zu sorgen, und an den Nachtheil, welcher für ihn aus der Versäumniß dieser Pflicht entsteht, die Abnahme nehmlich der Bevölkerung, hat Smith nicht gedacht, wenn er zur Empfehlung einer allgemeinen Handelsfreiheit das Argument gebraucht: wir würden alsdann, wenn der Handel ganz frei sei, unsre Waaren wohlfeiler kaufen können *). Er sagt: der Hausvater verfertigt nicht selbst, was er wohlfeiler mit den Produkten seiner Arbeit kaufen kann; was aber im Betragen der Haushaltung eines Privatmanns Klugheit sei, könne schwerlich in der Haushaltung einer großen Nazion eine Thorheit sein. — Bei aller meiner Hochachtung gegen Smith, und so übereinstimmend ich im Ganzen mit ihm denke; so behaupte ich doch: ja wohl könnte es recht sehr eine Thorheit sein, wenn eine Nazion nach der

*) Smith von der Natur und den Ursachen des Nazionalreichthums, Bd II, S. 45, folg. der Deutschen Uebersetzung.

Maxime handeln wollte, nach welcher ein weiser Hausvater handeln soll. Der Hausvater und die Seinigen verhungern nicht, wenn sie die Arbeit, wodurch sie gewisse Artikel für die Haushaltung selbst verfertigen, einstellen, weil sie Gelegenheit sehen, sie wohlfeiler zu kaufen; hingegen im Staat sind oft ganze Klassen von Menschen, die keine andre Arbeit verrichten können, als die zur Verfertigung gewisser Artikel erfordert wird, und die also, wenn ihnen diese Arbeit entzogen ist, verhungern müssen.

Smith sagt, man muß Wege aufsuchen, wo diese Klasse wieder Arbeit finde. Aber ehe diese Wege gefunden werden, verhungern sie. Angenommen, eine Nazion habe selbst einige tausend Familien Leinweber, von denen sie ihre Leinwand kaufe; die Nazion finde aber Gelegenheit von außenher wohlfeilere Leinwand zu bekommen: soll sie dieselbe, zum Nachtheil ihrer fleißigen Mitbürger, nun aus dem Ausland ziehen? — Nach Smiths Behauptung würde das Weisheit sein. Ich würde es eine mit Grausamkeit verbundne Thorheit nennen. Die Nazion würde die fremde Leinewand dennoch wirklich theurer kaufen, gesetzt, daß sie ihr auch im Gelde 50 Prozent wohlfeiler zu stehen käme; denn sie würde sie mit dem Verlust

lust von einigen tausend fleißigen Familien bezahlen. Und die durch die Verarmung und den Untergang so vieler Familien verursachte Lücke muß auf den Nahrungsstand ihrer Mitbürger an den Orten, wo jene Familien lebten, und auf die öffentliche Einnahme, sehr merklichen schädlichen Einfluß haben. — Ich muß freilich bekennen, daß mein Einwurf wegfallen würde, wenn das Verkehr unter den Nazionen durch die unten anzuführenden Mittel bis zum möglich höchsten Grade erhoben wäre; denn alsdenn würde die Verarmung der fleißigen Familien, von welcher ich rede, bei dem erleichterten Auswandern und andern Einrichtungen, nicht leicht zu befürchten sein.

II.

Einen schädlichen Handel muß der Staat unschädlich zu machen suchen. Dieses ist unläugbar. Ist es aber nicht auch seine Pflicht, den auswärtigen Handel so vortheilhaft, als möglich, für ihn selbst und seine Unterthanen einzurichten? . . Da die Absicht, warum die Menschen einen Staat errichten, sich nicht auf ihre und der Ihrigen Erhaltung einschränkt; da die Beförderung ihres gemeinschaftlichen Glückes mit ihr Hauptzweck ist: so muß der Staat diesen Zweck auch durch die aus-

wärtige Handlung zu befördern suchen. Es kommt nur darauf an, richtig zu bestimmen, durch was für Wirkungen der auswärtige Handel zur allgemeinen Glückseligkeit eines Volks beitragen kann.

Dieser Handel kann 1) mehr fleißigen Familien ihren Unterhalt verschaffen; 2) den Geldreichthum der sämtlichen Unterthanen, oder einiger Klassen derselben vermehren; 3) dem Regenten des Staats mehr Einkünfte verschaffen. — Offenbar ist der erste Vortheil der wichtigste. Der zweite kann nur dann wahrer Vortheil heißen, wenn der erste zugleich neben ihm Statt findet; er hört auf Vortheil zu sein, wird sogar Nachtheil, wenn er nicht anders, als mit Aufopferung des ersten, erlangt werden kann. Der dritte endlich muß dem ersten und zweiten untergeordnet werden. Daß dieses Verhältniß der drei möglichen aus dem auswärtigen Handel entstehenden Vortheile zu einander, in Absicht auf ihre Wichtigkeit für den Staat, richtig sei, ergiebt sich nicht nur aus dem Zweck der Staaten, sondern auch aus der evidenten Wahrheit: daß das Glück und die Macht des Staats aus dem Glücke und dem Wohlstande aller Mitbürger zusammengesetzt ist, und daß folglich erstlich die größere oder geringere Anzahl seiner Bürger, zweitens ihr größerer oder geringerer

Wohl-

Wohlstand die höhere oder niedere Stuffe der Staaten in Absicht auf Glück und Macht bestimmt.

Auch wird diese aus der Natur der Sache sich ergebende Wahrheit durch die Erfahrung von Jahrhunderten bestätigt. Daß die größere Einnahme des Regenten nicht allein den Staat nicht mächtiger und glücklicher macht, sondern mit seinem Verfall bestehen kann, lehrt das Exempel Spaniens, dessen Könige vor zweihundert Jahren mehr Einkünfte hatten, als alle übrigen Monarchen in Europa, indeß das Land entvölkert wurde, und seine Einwohner, im Ganzen genommen, verarmten.

Daß der größere Geldreichthum einzelner Klassen ebenfalls nicht mit zum Wohl eines Volks beiträgt und mit dem Verfall und der Verarmung der übrigen Klassen bestehen kann, zeigt ebenfalls Spaniens Beispiel, wo so reiche und reichere Privatpersonen sind, als in irgend einem andern Lande; und wo gleichwohl die Nazion im Ganzen vielen andern Nazionen an Macht und Glück nachstehen muß, weil die übrigen Volksklassen schwach und arm sind. Daß überhaupt der Geldreichthum eines Volks sich stark vermehren, und das Volk selbst doch an Zahl abnehmen und am Wohlstande verlieren kann, beweiset das Exempel von Holland, dessen Geldreichthum sich fast mit jedem Jahre ver-

größert hat, obgleich seine Städte sich entvölkern, und verschiedne Volksklassen wegen nahrungsloser Zeiten sich verlieren. Vielleicht erleben wir noch, daß einer der heutigen glänzendsten Staaten, dessen Einkünfte sich binnen zwanzig Jahren verdoppelt haben, dessen Geldmasse, wie man gewöhnlich annimmt, sich jährlich um einige Millionen vermehrt, und wo für einzelne Menschen mehr Gelegenheiten, als in irgend einem andern Lande sind, sich Millionen zu verschaffen; vielleicht, sage ich, erleben wir noch, daß dieser Staat ein neues Exempel zur Bestätigung meiner drei Behauptungen abgeben könne.

III.

Nachdem wir die Sache auf diese einfache Art, ohne alle künstliche Theorie betrachtet haben, so wollen wir jetzt die Anwendung der gewöhnlichen Kunstsprache auf sie machen.

Das Wort Handelsbilanz wird ursprünglich gebraucht, das Resultat anzuzeigen, welches sich ergiebt, wenn ein einzelner Kaufmann, etwa am Ende des Jahrs, oder sonst zu einer gewissen Zeit berechnet, ob er in seiner Handlung gewonnen oder verloren habe. Der einzelne Kaufmann kann seinen Gewinn und Verlust nicht anders, als nach Gelde berechnen. Seine Bilanz fällt günstig

oder

oder ungünstig für ihn aus, je nachdem er am Ende seiner Rechnungen findet, daß er Geld gewonnen oder verloren hat.

Als man anfing zu erkennen, daß der auswärtige Handel einem Volke Vortheil oder Schaden bringen kann, war die erste Idee, man müsse diesen Vortheil oder Schaden auf eben die Art, wie der einzelne Kaufmann es thut, nach dem Gelde, welches in der Handlung gewonnen oder verloren wird, berechnen. Man nannte nun eine günstige Handelsbilanz für ein Volk diejenige Lage seiner Handlung, wobei es mehr baares Geld von andern Völkern zu heben, als ihnen zu zahlen hat: ungünstige Bilanz hingegen die gegenseitige Lage, wo ein Volk mehr zu zahlen, als zu empfangen hat.

Um aber zu erfahren, in welcher von beiden Lagen ein Volk sich befinde, glaubte man zwei Mittel zu haben: den Wechselkurs, und die Ein- und Ausfuhrlisten.

1. Den Wechselkurs. Wer dem andern zu zahlen hat, muß dafür sorgen, daß demselben das Geld richtig zu Händen komme. Kann das ohne Kosten nicht geschehen, so muß der Zahlende diese Kosten tragen; muß also noch mehr ausgeben, als er eigentlich schuldig ist. So verhält es sich unter einzelnen Menschen; so auch unter Nazionen,

die einander Zahlungen zu leisten haben. Das Mehrere, welches eine Nazion noch über dem was sie eigentlich schuldig ist bezahlen muß, verursacht ihr einen nachtheiligen Wechselkurs *). Man schließt daher: die Nazion, welche den Wechselkurs gegen sich hat, sei folglich eine Schuldnerinn. Und dies ist wahr. Man schloß weiter: sie sei durch die Handlung mit auswärtigen Völkern Schuldnerinn geworden. Dieses war zu rasch geschlossen; denn sie konnte auch durch geliehene Kapitalien, durch Kriegsausgaben, durch die Menge ihrer Reisenden und deren Verschwendung, u. s. w. Schuldnerinn geworden sein. Man drückte diesen letztern irrigen Satz in der Kunstsprache so aus: „Der „für ein Volk nachtheilige Wechselkurs beweiset, „daß die Handelsbilanz ihm nicht günstig sei." Allein dieser Satz ist, wie aus obigem erhellt, falsch.

2. Ein Mittel, den Gewinn oder Vortheil eines Volks bei dem auswärtigen Handel zu bestimmen, wollte man in den Einfuhr- und Ausfuhrlisten

*) Von dem Einfluß, den das Verhältniß der verschiednen Münzsorten einiger Länder auf ihren Wechselkurs hat, braucht hier nicht die Rede zu sein. Der daher entstehende Nachtheil oder Vortheil wird nicht durch die Handlung, sondern durch die verschiednen Münzsysteme, beider Länder verursacht.

listen gefunden haben: indem man den Wehrt der ein: und ausgehenden Artikel im Gelde berechnete, und je nachdem die so berechnete Summe dieser oder jener grösser war, die Handelsbilanz für vortheilhaft oder schädlich erklärte. Wobei aber zu bedenken ist: daß erstlich viele Waaren aus: oder eingehen, ohne öffentlich angegeben zu werden; zumal in Ländern, wo bekannte Veranlassungen zur Kontrebande reizen. Daß zweitens der Wehrt der ein: und ausgehenden Waaren nicht immer richtig angegeben wird. Drittens könnte, nach dieser Bilanz, ein Handel für zwei Nazionen gleich vortheilhaft scheinen, und doch in der That für die eine unendlich vortheilhafter sein, als für die andre. Dies wäre der Fall, wenn beide, bei einem starken Umsatz, gleichwohl am Ende nichts an einander zu zahlen hätten. Allein, angenommen: die eine habe der andern lauter einheimische Waaren geliefert, mit deren Production sich viele tausend Familien ernährten; die andre habe dagegen an die erstere etwa Ostindische Waaren abgesetzt, welche sie in Ostindien gekauft, und wobei der Gewinn also nur den wenigen Handelsleuten und Seefahrern, welche dieser Handel beschäftigt, zu Gute käme; — wer sieht nicht, daß in diesem Fall jene erste einen unendlich grössern Vortheil

von

von diesem Handel hätte, als die zweite: obgleich die Geldbilanz für beide gleich günstig wäre?

Da vorhin erwiesen ist, daß der Staat seinen Vortheil oder Nachtheil bei der Handlung nicht, wie der einzelne Kaufmann, im Gelde berechnen muß; so ist offenbar, daß man den Ausdruck Handelsbilanz bei Staaten oder ganzen Völkern nicht in eben dem Sinn, wie bei dem einzelnen Kaufmann, nehmen sollte. Sondern, da der Vortheil oder Schaden des auswärtigen Handels für einen Staat in dem wohlthätigen oder schädlichen Einfluß besteht, welchen derselbe auf die ganze Volksmasse hat, in Absicht auf ihre Menge und auf ihren Wohlstand; so muß die Handelsbilanz eines Volks, ob sie günstig oder nachtheilig sei, bloß nach diesem Einfluß beurtheilt werden.

Das sicherste Merkmal nun, woran man diesen Einfluß der auswärtigen Handlung auf einen Staat, oder eine für ihn vortheilhafte oder nachtheilige Handelsbilanz erkennen kann, ist der Augenschein: der Wohlstand, nicht etwa einer einzelnen Handelsstadt, sondern des ganzen Landes; der fortschreitende Anbau aller Ländereien, der sich unter allen Einwohnern verbreitende Geist des Fleißes und der Erfindsamkeit. Denn dieser verbreitet sich nur da, wo die Einwoh-

ner

ner auf sichre Früchte ihres Fleißes, und ihrer Erfindung rechnen können. Ferner gehören hieher: der sich unter allen Volksklassen verbreitende Hang zur Reinlichkeit, zur netten Anordnung ihrer Wohnungen, ihrer Möbeln, ihrer Gärten, u. s. w. — Die gegenseitigen Merkmale eines schädlichen Einflusses der auswärtigen Handlung, oder einer nachtheiligen Handelsbilanz, ergeben sich von selbst.

Außer dem sich selbst darstellenden Wohlstande der Nazion, können aber die Ein- und Ausfuhrlisten auch benutzt werden, um einigermaßen zu beurtheilen, ob der auswärtige Handel für ein Volk schädlich sei, oder nicht. In dieser Hinsicht nehmlich kömmt nicht der Geldeswehrt der ein- und ausgehenden Waaren, sondern ihre Natur und Beschaffenheit, in Absicht der Mittel und Art, wie und wodurch sie gewonnen werden, in Betrachtung. In dieser Hinsicht ist die Handelsbilanz vortheilhaft, wenn die ein- und ausgehenden Artikel von der Beschaffenheit sind, daß viel Menschen im Lande so dadurch beschäftigt werden, daß ihr Wohlstand befördert wird. Sie ist in dem Grade weniger günstig, und endlich gar nachtheilig, in welchem sie weniger Menschen auf eine zu ihrem Glück beitragende Art beschäftigt, oder gar ihnen die Gelegenheit sich zu beschäftigen raubt. — Um das

bisher

bisher Gesagte in der Kunstsprache auszudrücken, so muß die vortheilhafte oder wohlthätige Handelsbilanz eines Volks nach ihrem Einfluß auf die Industrie des Volks oder auf seine produzirenden Volksklassen beurtheilt werden.

Es scheint mir, daß die Ein- und Ausfuhrlisten, die in England von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt gemacht sind, nicht wenig zu dem in Europa herrschenden Vorurtheile beigetragen haben, daß die Handelsbilanz im Gelde berechnet werden müsse. Vormals standen die Engländer nehmlich auch in diesem Wahne, den sie aber längst aufgegeben haben. Man kann sich davon überzeugen, wenn man Whitworths Vorrede von seinem bekannten Werke*) lesen will, wo er die balance of money, (die Geldbilanz) und die balance of industry, (die Industriebilanz) unterscheidet, und zeigt, daß letztere eigentlich es ist, was für die Vortheilhaftigkeit oder Schädlichkeit des auswärtigen Handels entscheidet. Balance of money ist der Zuwachs oder Verlust am Geld. Balance of industry ist der Zuwachs oder die Abnahme fleißiger Menschen, der erweiterte und vervollkommnete, oder abnehmende und zurückgehende Anbau von Ländereien, die

*) State of the trade of Great-Britain in Imports and Exports etc.

die zunehmende oder abnehmende Produzirung vermittelst des Bodens oder des Kunstfleißes.

Es ist also zu wünschen, daß statt der bisher üblichen Redensarten: „Das bringt Geld ins Land," — „Dafür geht das Geld aus dem Lande," lieber folgende: „Das giebt vielen Menschen ihr Auskommen, das beschäftigt viele Hände," oder: „Das entzieht vielen Menschen ihre Nahrung, das setzt viele Menschen außer Arbeit," der Kompaß des Staatsmannes, der für die große Haushaltung einer Nazion zu sorgen hat, werden mögen.

IV.

Die Mittel nun, deren eine Nazion sich bedienen kann, die Handelsbilanz für sich unschädlich oder vielmehr vortheilhaft zu machen, sind keine andre nach der Natur der Sache, als die gewöhnlichen: so lange die Nazionen bei dem Vorurtheile beharren, daß keine mächtig und glücklich sein könne, als auf Kosten aller andern; daß die Macht und das Glück einer Nazion nicht anders, als durch Schwächung der übrigen und durch Zerstörung ihres Glückes erreicht werden könne. Die gewöhnlichen Mittel sind bekannt: gänzliches Verbot gewisser fremder Waaren, oder Belastung derselben mit Abgaben, Prämien auf die Ausfuhr der Ma-

nufakturen, Verbot der Ausfuhr roher Materialien, oder Belegung derselben mit Zöllen, u. s. w. Nur sollte man bei der Wahl dieser Mittel sich nicht durch die Geldbilanz, sondern durch die Industriebilanz bestimmen lassen. Unter was für Umständen und nach welchen Regeln jedes dieser Mittel gebraucht werden müsse, dieses auszuführen gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht. Es ist auch nicht nöthig; alles kommt dabei auf die rechte Anwendung obiger Grundsätze an.

Daß eine gute und weise Regierung durch diese Mittel Schaden und Nachtheil von ihrem Volke abwenden müsse, ist unleugbar. Aber, ob sie durch dieselben sich alle mögliche Vortheile verschaffen könne; und ob sie den Handel und die Industrie aller andern Nazionen zu zerstören suchen müsse: ist eine andre Frage. Mit dem Wohlstande und dem Glücke eines einzelnen Menschen verhält es sich wenigstens nicht so, wie die Nazionen bisher zu glauben scheinen, daß es sich mit ihrem Glück und ihrem Wohlstande verhalte. Der einzelne Mensch ist um so glücklicher, genießt seines Wohlstands um so mehr, je mehr er von andern Menschen, die sich alle glücklich und im Wohlstande befinden, umgeben ist. Wer, dessen Vermögensumstände es erlauben, lebt nicht lieber in einer

großen

großen volkreichen Stadt, als in einem todten, armseligen Städtchen? lieber in Hamburg oder Leipzig, als in manchem öden, obgleich großen Orte, wo gegen einige wenige Palläste und Ekipagen der Anblick einer Menge baufälliger Häuser und muthloser armseliger Menschen traurige und widrige Eindrücke machen muß? Die Bewohner jener Palläste, die Eigenthümer jener Ekipagen selbst, würden sie ihres Reichthums nicht weit froher werden, wenn jener traurige Anblick sich in einen schönern, wenn jene verfallne Hütten sich in neue schöne Häuser verwandelten? wenn sie mit lauter Menschen, deren Munterkeit und Thätigkeit ihren glücklichen Zustand verkündigte, umgeben würden?

Es läßt sich zeigen, daß es mit Nazionen eben diese Bewandniß habe. Man setze, Deutschland wäre so arm und menschenleer, als Sibirien; würde das Handelsverkehr zwischen England und Deutschland eben so lebhaft, mithin eben so vortheilhaft für England sein können, als es itzt ist? Gleichwohl scheinen die Nazionen, welche ihrer Handelspolitik wegen berühmt sind, mit ihren Einrichtungen sich zum Ziel vorgesetzt zu haben, alle andre Länder in den Zustand der Armuth oder Menschenleere zu versetzen, worin sich Sibirien befindet. Jede will alles selbst produziren, allen andern alles

mögliche zuführen und nichts von ihnen nehmen. Wenn dieses Einer Nazion gelänge, was könnte der Ausgang anders sein, als gänzliche Verarmung und Entvölkerung aller andern Länder?

Unabhängig von diesem Vorurtheil, ist die Pflicht selbst, die jeder Staat übernehmen muß, für die Erhaltung der fleißigen Volksklassen zu sorgen, ein großes Hinderniß eines bis zum möglich größten Umfange ausgedehnten und bis zum möglich höchsten Grade der Lebhaftigkeit erhöhten Verkehrs unter den Nazionen. Jede muß in diesem Stücke allerdings für sich selbst sorgen. Die Frage entsteht hier aber natürlich: ob nicht vielleicht die Staaten sich die Erfüllung dieser Pflicht schwerer machen, als nöthig wäre, und ob sie sich dieselbe nicht merklich erleichtern könnten? Diese Fragen verdienen die genaueste Untersuchung, weil von ihnen mancher wichtige Punkt in der Gesetzgebung und Staatsverwaltung abhängt.

Diejenigen Staaten haben sich die Erfüllung obiger Pflicht sehr erschwert, die ihren Unterthanen das Auswandern nicht gestatten; die ferner nicht gestatten, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeiten nach Gutdünken anzuwenden, sondern verlangen, daß gewisse Beschäftigungen an gewisse Zünfte oder Innungen allein sollen gebunden sein.

Wenn

Wenn der Staat seinen Unterhanen verbietet außer Landes ihr Brot zu suchen; so ist er verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sie ihr Brot im Lande verdienen können. Wenn der Staat nicht erlauben will, daß jeder nach Willkür die Arbeit, wozu ihm seine Fähigkeiten und seine Umstände Anlaß geben, sondern verlangt, daß jeder einer gewissen Zunft angehöre, und dann nur die Beschäftigungen dieser von ihm gewählten Zunft treibe und keine andre; so muß der Staat auch billig dafür sorgen, daß es dem Genossen einer Zunft nie an Gelegenheit zur Beschäftigung fehle.

Die völlige Auswanderungsfreiheit für jeden Unterthan, und die völlige Aufhebung der Zünfte, würde den Staat jener Pflicht überheben. Mit der Auswanderungsfreiheit würde die möglichst unbedingte und erleichterte Aufnahme der Fremden verbunden. Die Aufhebung der Zünfte würde die Folge haben, daß die Menschen nicht von Jugend an ganz zu Einer Art von Beschäftigung erzogen würden, wie itzt geschieht: wodurch sie denn zu allen andern Arten unbrauchbar werden. Bei einer völligen Freiheit sich zu beschäftigen, womit man will, würden die Eltern ihre Kinder so erziehen, daß sie Fähigkeiten erlangten, durch mehr als eine Art von Beschäftigung ihr Brot zu erwerben;

und es würde also ein Handwerker, ein Fabrikant, sobald er aus den Umständen schließen könnte, daß mit der von ihm gewählten Handwerks- oder Fabrikenarbeit nicht länger viel zu verdienen wäre, leicht zu einer andern schreiten können. Wenn das Auswandern erlaubt wäre, so würden die jungen Handwerker und Fabrikanten auf ihren Reisen sich diejenigen Oerter zum Wohnplatze auserwählen, wo sie die wahrscheinlichste Aussicht zu ihrem Fortkommen vor sich hätten.

Hier würde nun kein Staat zu besorgen Ursache haben, daß bloß seine Unterthanen auswandern, und keine Fremden wieder zu ihm kommen würden. — Es versteht sich, daß ich, in jedem Staate eine billige und weise Regierung voraussetze. — In jedem Staate giebt es unstreitig gewisse Handwerke, gewisse Manufakturen, die daselbst durch Lokalumstände mehr als in andern Ländern fortkommen würden. Eine Folge also der freien Auswanderung und der unerschwerten Aufnahme der Fremden würde sein, daß jedes Land mit der Zeit diejenigen Arbeiten, Manufakturen, Fabriken, u. s. w. in möglich größtem Umfange und zur möglichsten Vollkommenheit triebe, wozu es von Natur die vorzüglichste Anlage hat.

Die Vorbereitungsmittel also zur Erreichung jener großen Zwecke eines allgemeinen und lebhaften Verkehrs zwischen allen Nazionen, und eines über sie alle verbreiteten Wohlstandes, wären.

1) Die Abschaffung aller Arten von Einschränkungen oder Belastungen des Handels und der Gewerbe, in so fern der Staat dieselben zu seiner Subsistenz nicht unumgänglich nöthig hat.

2) Die Abschaffung der Zünfte.

3) Nicht, wie Einige geglaubt haben, neue Handelstractate; denn durch jeden Handelstraktat werden einige Nazionen vor den übrigen begünstigt. Sie sind also offenbar keine Beförderung, sondern ein Hinderniß des allgemeinen Verkehrs. Vielmehr: die allmählige Abschaffung der Handelstraktaten und Zugestehung gleicher Vortheile für alle Nazionen.

Außer diesen Vorbereitungsmitteln, könnten noch andre Maaßregeln ergriffen werden, um die Erreichung dieses großen und schönen Zwecks zu befördern. Dergleichen wären:

a) Die Beförderung der Kommunikazion zwischen allen Nazionen, durch gute Wege, Posten, Kanäle, Paketböte, u. s. w.

b) Die Ausbreitung gemeinnütziger, insbesondere merkantilischer Kenntnisse unter allen Ständen vermittelst besserer Schulen, periodischer Blät-

ter, Volksbücher und Zeitungen, wenn diese nehmlich dieser Absicht gemäß eingerichtet würden.

c) Völlige Toleranz in allen Ländern.

d) Abschaffung des Vorurtheils in allen den Ländern, wo es noch herrschet, daß Handlung und Industrie eine weniger ehrenvolle Beschäftigung sei, als die Waffen oder Civilbedienungen. Es wäre eben nicht nöthig, angesehnen Kaufleuten und Fabrikanten vorzügliche Distinktionen widerfahren zu lassen. Vielmehr wäre dieses Aufmunterungsmittel, das so oft gemißbraucht und so selten zweckmäßig angewandt wird, ganz bei Seite zu setzen. Sondern die ganze Klasse der Handelsleute und Fabrikanten müßte in gleicher Linie mit den Klassen, die man gewöhnlich die höhern nennt, gesetzt werden. Bei vielen Völkern Europens, bei den kultivirtesten, wird schon längst ein gewisses Streben nach diesem Ziele wahrgenommen; und es muß bei allen übrigen ebenfalls entstehn, so wie sie jenen erstern an Kultur, Kenntnissen und Einsichten näher kommen.

Um diesen großen und schönen Zweck zu befördern, werden keine kostbare Anstalten von Seiten der Regierungen erfordert. Selbst die unter a) angeführten Anstalten müssen eben nicht alle von den Regierungen gemacht werden. Es werden

sich mit der Zeit genug Privatleute finden, welche gern einige dieser Anstalten unternehmen. In Ansehung der Regierungen wird bloß zu wünschen sein, daß sie die Sache nicht hindern, allenfalls nur erleichtern. Nur die Wegräumung der bisherigen Hindernisse ist das Einzige, was die Nazionen von den Regierungen erbitten müssen; weil sie bloß ein Werk dieser leztern sein kann.

3.

Der Schwedische Königsmord.

Ihrem Wunsche gemäß, mein Freund, theile ich Ihnen aus den durch den Druck bekannt gemachten Protokollen des Hofgerichts zu Stockholm diejenigen Nachrichten von der Ermordung des Königs, und von dem gegen die Staatsverbrecher geführten Kriminalprozesse mit, welche ich für Sie die interessantesten glaube. Im Ganzen enthalte ich mich sowohl aller politischen als philosophischen Betrachtungen, die Ihnen und denen welche Sie diese Papiere lesen lassen, von selbst beifallen werden. Nur ein paar Charakterschilderungen werde ich, zum bessern Verständniß, hinzusetzen.

Wer kennt nicht, auch im Auslande, die Stürme, welche insonderheit während des letzten Russischen Krieges das Innere des Reichs bisweilen sehr heftig erschütterten? Wer kennt nicht die Klippen des Aristokratismus, an welchen der Strom der öffentlichen Gewalt sich mehrmalen so hat brechen müssen, daß seine Wellen mit heftigerem Ungestüm zurückgeschlagen wurden, als er sonst je würde geäußert haben? Aber wer wollte darum einem ganzen Stand, oder wohl gar eine gesammte Nazion, die Phrenesie einiger Mitglieder entgelten lassen?

Unleugbar nahm indeß die Erbitterung der Gemüther bei solchen, die mit der Regierung unzufrieden waren, nicht wenig zu, als der König im Anfang dieses Jahres nach einer entlegenen Provinzstadt einen Reichstag ausschrieb, von dessen Zurüstungen sie gesetzwidrige Folgen befürchten zu müssen glaubten. Der glückliche Erfolg dieses Reichstages, der sich vielmehr durch Ruhe und Mäßigung auf allen Seiten auszeichnete, hat freilich hernach diese ungegründeten Besorgnisse widerlegt; allein dieser Zeitpunkt ist merkwürdig, weil die abscheuliche Idee, den Monarchen durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, erst bei dieser Gelegenheit zu einem unter den Verbrechern angelegten

legten

legten Plan geworden zu sein scheint. Obgleich Ankarström, als der erste Urheber davon, beständig versichert, daß ein unglücklicher Prozeß, wobei man ihm ungerechter Weise ein Majestätsverbrechen soll zur Last gelegt haben, ihm zuerst den grausamen Anschlag an die Hand gegeben habe, sich durch einen Mord an dem König zu rächen.

Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Rachsucht allein bei einem jungen Mann *) von so hartem Charakter diese unglückliche Idee habe erwecken können, ohne daß irgend ein politischer Entwurf mit seinem Plane verbunden gewesen wäre. Erst als die Bekanntschaft mit den Grafen Horn und Ribbing ihn mit der Vorstellung von einer Verbesserung der politischen Lage durch den Tod des Königs vertrauter machte, schien es ihm vielleicht schmeichelhafter, seine niedrige Privatleidenschaft durch Patriotismus zu beschönigen: so äußerst verwirrt auch alle seine Begriffe über politische Gegenstände sind, und so absichtlich er sich auch weigerte, an der eigentlichen Staatsrevoluzion durch irgend etwas anders Theil zu nehmen, als durch die Ermordung des Monarchen. Es ist schauderhaft zu lesen mit welcher Kaltblütigkeit Ankarström vor Gericht bekennt, wie er über ein Viertel-

jahr

*) Er war 30 Jahr alt.

teljahr ununterbrochen mit der Idee beschäftigt gewesen, den König zu ermorden, und wie er in dieser Absicht jede nur mögliche Gelegenheit versucht habe, — und dies alles ohne die mindesten Vorwürfe seines Gewissens.

Doch seine eigenen Geständnisse sind zu merkwürdig, als daß ich Ihnen nicht einen Auszug daraus mittheilen sollte. Sie wissen, daß der unglückliche Schuß in der Nacht zwischen dem 16 und 17 März dies. J. geschah; und schon den Morgen darauf war der Thäter durch die Pistolen und das Messer verrathen, die er von sich geworfen hatte. Bei seinen ersten Erklärungen gegen das Hofgericht, läugnete er standhaft jeden Mitschuldigen; bekannte aber auf sich selbst sehr freimüthig, und (wie es ausdrücklich in den Protokollen heißt) „ohne gerührt, niedergeschlagen oder „muthlos zu scheinen.“ „Mitgetheilt habe er nur darum Niemanden sein Vorhaben, weil es ihm immer mißlich geschienen, sich Personen anzuvertrauen, die zwar laut sprächen, aber nichts zu unternehmen wagten. Die zweite Pistole sei für ihn selbst geladen gewesen; allein die Verwirrung, die nach dem nicht recht gelungenen Schuß entstanden, habe ihm Hofnung gemacht zu entkommen.“ Als man ihn erinnerte, daß er bei seinem

ersten

ersten Verhöre vor dem Polizeigericht erklärt habe: „er hätte gehoft, von der Oppoſizion für ſeine That geehrt zu werden," und er nun um weitere Erklärung darüber befragt ward; antwortete er ſehr dreiſt: „Er habe das Wort Oppoſizion nicht gebraucht, wenigſtens gewiß nicht gemeint; wohl aber hätte er geglaubt, von der Nazion Belohnung und Ehre zu verdienen, inſofern ſie durch den Tod des Königs nach ſeiner Ueberzeugung in eine glücklichere Lage käme. Er hätte beim letzten Reichstag ſich vorgeſtellt, das Volk würde einiger werden, wenn der König erſt aus dem Wege geräumt wäre; er ſelbſt würde weniger Kontribuzion zu geben brauchen, das ſchlechte Papiergeld würde abnehmen, und überhaupt beſſere Wirthſchaft erlangt werden."

In der Hofnung, ſeine Mitſchuldigen durch ununterbrochenes Läugnen zu retten, nannte Ankarſtröm weder den Grafen Ribbing noch Horn eher, als in ſeinem ſchriftlichen Bekenntniß vom 3 April, nachdem beide vorher ſchon Alles geſtanden, und vorzüglich der Obriſtlieutenant Liljehorn in drei ausführlichen Erklärungen den ganzen Zuſammenhang der Verſchwörung entdeckt hatte. Es iſt aber merkwürdig, daß Ankarſtröm von dem Theilnehmen des Letztern ſo wenig unterrichtet geweſen,

wesen, daß er vielmehr das Benehmen desselben in Rücksicht des anonymen Briefes an den König im höchsten Grad mißbilligt. „Hätte auch, sagt er, Graf Horn den Zusammenhang der Sache nicht entdeckt, so würde doch Alles durch den unwürdigen Verfasser des unbekannten Briefes verrathen worden sein, dessen Aufführung wohl mit Recht niederträchtig genannt werden kann. Denn hätte er sich dabei edel benehmen wollen, so mußte er eine solche Unternehmung entweder abrathen, oder bei Zeiten auf gehörige Weise entdecken; und konnte er Einmal ohne Zwang einen solchen Schritt thun, so mußte er auch bei dem ersten Verhör Alles gleich ehrlich gestehen." — Hierauf giebt er eine weitläuftige Erzählung von seiner Bekanntschaft mit den beiden Grafen (den Einzigen, gegen welche er je etwas bekannt hat), die freilich sehr abgebrochen und ohne irgend einen Zusammenhang ist, wie Sie dieselbe von einem ganz rauhen Soldaten erwarten können, der ohne die geringste Art von Bildung, weder seine Ideen gehörig zu verbinden, noch eine Zeile orthographisch zu schreiben im Stande war. Allein sie ist durch die Offenmüthigkeit der Geständnisse selbst merkwürdig, die er auf keine Weise zu beschönigen sucht, und durch die reuelose Hartnäckigkeit mit welcher er noch im-

mer fortfährt das Verbrechen ganz seinen Grundsätzen gemäß zu betrachten.

„Wie ich vorigen Herbst, schreibt er, mit Graf Horn bekannt ward, und wir einigemal von der Regierung sprachen, sagte ich: „Es ist „doch ein Unglück, daß man den König nicht los „werden kann.“ „Ja daran ist noch nicht zu „denken,“ antwortete er mir. „Das wäre doch „besonders! Ich thue es, so bald ich eine Gele„genheit bekomme.“ Der Graf verwunderte sich hierüber, doch war es mir noch mit der ganzen Idee kein rechter Ernst. — Nach dem Neuenjahr machte ich bei Graf Horn zuerst die Bekanntschaft des Grafen Ribbing. Als hier wieder von den unglücklichen Zeiten und von dem bevorstehenden Reichstag gesprochen ward, fiel ich ihnen in die Rede: „Ohne Gustav III los zu werden, wird „nichts gebessert.“ Graf Ribbing zuckte die Achseln, und sagte: „Gott weiß, wann das ge„schieht!“ „So bald nur eine Gelegenheit sich „zeigt, thue ich es,“ war meine Antwort; wobei Graf Horn auf mich mit dem Ausdruck zeigte: „Du kannst glauben, dies ist ein rechter Kerl.“ Wozu aber Graf Ribbing mit einer verächtlichen Mine lachte, ohne etwas zu erwidern. Ich fuhr fort: „Wenn ich nur wüßte, wo ich Gelegenheit

„dazu

„dazu fände. Zu Haga ist immer Wache, da „müßten Viele dabei sein; geht nicht wohl an! „In der Oper möchte es eher glücken, wenn der „König aus seiner Loge geht.“ — Einige Tage darauf waren wir wieder zusammen; ich klagte, daß meine Pistolen nicht viel nutz seien, Graf Horn bot mir die seinigen an *). Bei der nächsten Oper ging ich mit meiner geladenen Pistole hin, um dem König aufzupassen; aber vergebens! denn es konnte nichts ausgerichtet werden, weswegen ich müde und mißvergnügt zu Hause kam. — Darauf ging ich ein andermal allein auf das Parterre des Dramatischen Schauspiels um zu versuchen, ob es hier besser glücken würde; allein eben so umsonst. „Auf „der Maskerade wirds am besten gehen,“ sagte ich zu Graf Ribbing; und, als bald darauf eine solche angeschlagen wurde, sagte ich ihm: „Das „Uebrige soll heut Abend geschehen!“ „Wir „werden wohl sehen, ob es wird,“ sagte der Graf; „halten Sie Alles in Ordnung, aber ich wills „nicht weiter wissen, im Fall ich dabei gegriffen „werden sollte.“ „Aber Sie kommen doch hin?“

„Ja,

*) Es scheint bloß beim Anbieten geblieben zu sein. Wenigstens läugnete hernach Graf Horn auf eine Art, welche keinen Zweifel zu gestatten scheint, daß er nicht an Ankarström die Pistolen gegeben habe, mit welchen er seine schändliche That vollbrachte.

„Ja, das thue ich.“ — Ich ging indeß allein hin, fand aber keine Gelegenheit, weil zu wenig Volk da war. Ich ging also sehr mißvergnügt davon, theils weil mir Niemand helfen wollte, theils weil die unglückliche That nicht geschah, da ich doch versprochen hatte, daß sie geschehen sollte. — Ich konnte Graf Horn nicht überreden, zum Reichstag zu gehen, weil er immer behauptete, noch wäre nichts zu machen. Ich reis'te aber selbst hin, um zu sehen, wie es da zugehen würde, weil ich sah, daß man so strenge Maaßregeln ergrif, und bei mir dachte, wenn man Gewalt brauchen wird, so will ich thun, was ich kann, um uns zu vertheidigen. Ich traf dort Graf Ribbing, dachte aber Anfangs an nichts. Hernach fand ich eine Gelegenheit, dem König bei seiner Mittagspromenade aufzupassen, die ich dem Grafen mittheilte. „Das „ist wohl gut,“ sagte er; „sein Sie nur vorsichtig.“ Zuletzt konnte aber doch nichts ausgerichtet werden, weil der König meist immer zu Pferde war.“

„Diese ganze Zeit über fiel es mir öfter ein: „Ist denn dies recht, ist es nicht Sünde?“ — „Nein! das ist deine Pflicht und Schuldigkeit, „deinen Nächsten zu lieben wie dich selbst. Wenn „ich verfolgt wäre, würde ich wünschen, daß mir

„Andre hülfen, und also muß ich ihnen auch hel-
„fen, so bald es nur nicht aus Eigennutz oder
„Bosheit geschieht: denn alsdann handelte ich
„schlecht.“ Daß ich dies nicht gethan habe, ist auch der einzige Trost, den ich itzt in meiner höchst unglücklichen Lage übrig habe, welche aber durch die Gnade des großen Gottes bald in einen höchst glücklichen Zustand verwandelt wird.“

„Den ersten Freitag nach dem Reichstag wurde Maskerade angeschlagen; ich sagte zu Graf Ribbing: „Heute gehe ich hin, um den König „zu schießen.“ „Ich werde auch hingehen,“ ant-wortete der Graf, „aber es wird gewiß nichts „daraus.“ „Ja! ganz sicher,“ sagte ich, „wenn „der König nur hinkömmt.“ Ich ging also mit zwei geladenen Pistolen hin; allein ich fand keine Möglichkeit es zu thun; und ging sehr unzufrieden nach Hause. — Das Nächstemal kam Graf Rib-bing zu mir, und sagte: „Morgen wird Maske-„rade.“ „Sackerment! da solls gewiß geschehen, „es mag viel oder wenig Volk da sein.“ „Wir „treffen uns dort,“ sagte der Graf; allein die einfallende Kälte verhinderte die ganze Maskerade.“

„Den 16ten traf ich Nachmittags Graf Horn bei Graf Ribbing; und hier erfuhr ich zuerst von ihnen mehrere Anordnungen zu einer Revoluzion,

wo-

wobei ich aber aus dem Zimmer ging, um nichts davon zu erfahren. — Um 6 Uhr feilte ich einen Widerhaken an einem großen Schlächtersmesser, und schlif dasselbe; gegen 10 ladete ich meine Pistolen, und ging um 12 mit Graf Horn auf die Maskerade. Ribbing kam gleich nach. Wie wir ankamen, sah ich gleich den unglücklichen König, wobei ich mich hinter ihn schlich, und den verdammten Schuß that; ließ darauf sogleich die Pistolen fallen. Verwundert, daß der König nicht blieb, wollte ich mit dem Messer stoßen, ließ es aber in der Bestürzung fallen; ging um den König herum, und schrie Feuer! Keiner von den Grafen wollte hernach mit mir sprechen."

Sie sehen, wie das Benehmen der beiden Grafen, schon nach bürgerlichen Gesetzen zu beurtheilen wäre, wenn sie auch nichts weiter unternommen hätten, als was Ankarström hier auf sie bekennt, und sie beide ohne Einschränkung zugeben. Allein Sie werden in der Folge finden, daß bei allem, was einen Bezug auf Veränderung der Regierungsform und überhaupt eine politische Verbindung zu diesem Zweck hatte, sie noch eine Thätigkeit gewiesen haben, an welcher der eingeschränkte Kopf eines Ankarström gar keinen Theil nahm. Es ist in Wahrheit sehr merkwürdig, daß ein Mensch,

der mit der ruhigsten und empörendsten Kälte einen niedrigen Meuchelmord unternahm, vor dem jedes gebildete sittliche Gefühl zurückgeschaudert wäre, zugleich mit einer Art von Aengstlichkeit jedes Vertrauen von einer hierauf zu gründenden Staatsrevolution vermied. „Er habe sich bloß, so äußerte er sich noch zuletzt, ganz natürlich vorgestellt, wenn der König erst aus dem Wege geräumt wäre, so würde der Kronprinz die Regierungsform von 1772 befolgen, und die Sicherheitsakte von 1789 sogleich aufheben. — Was ihn selbst betreffe, hätte er suchen wollen zu entkommen; glückte es aber nicht, so möchte es dabei bleiben.“ Die mitschuldigen Grafen hingegen findet er bei weitem so strafwürdig nicht; sondern beklagt nur, „daß er sich ewige Gewissensvorwürfe mache, die Veranlassung zu dem Unglück so verehrungswürdiger Herrschaften (der Grafen) gewesen zu sein, und bittet den großen Allmächtigen Gott für sie Mitleiden bei der Regierung zu erwecken, damit sie bald wieder frei und wieder glücklich werden mögten.“

Nach diesen ausführlichen Bekenntnissen eines so überlegten Verbrechens, war das Urtheil über den Thäter leicht zu fällen, obgleich in dem Schwedischen Gesetz für den eigentlichen Königsmord keine Strafe bestimmt ist. Der Paragraph, welcher

cher auf diesen Fall angewendet ward, betrift jede Gewaltthätigkeit überhaupt, die an der Person des Monarchen ausgeübt wird: wofür der Verbrecher die rechte Hand verlieren, enthauptet und aufs Rad geflochten werden soll, und all sein Vermögen an die Krone fällt. Diese Strafe ward bei dieser Gelegenheit dadurch geschärft, daß Ankarström drei Tage hinter einander auf öffentlichen Plätzen im Halseisen stehen, und vom Henkersknecht jedesmal mit drei Paar Ruthen gestrichen werden sollte: welches, wie aus den öffentlichen Blättern bekannt ist, auch alles bald darauf geschah.

In einer schriftlichen Erklärung an das Hofgericht, machte Ank. nun gegen das ihm mitgetheilte Strafurtheil nicht die geringste Einwendung, „indem er erkenne, daß alle Leiden desselben seinem grausamen Verbrechen noch nicht entsprächen; er sähe es als seine Schuldigkeit an, alles mit Zufriedenheit zu dulden, um dadurch den Haß der Nazion gegen sich zu mildern. Den Tod habe er lange gewünscht, und er erwarte denselben nun mit der vollkommensten Gedult, und der Hofnung, daß, je größer seine Leiden würden, desto eher eine gefühlvolle Nazion zum Mitleid gegen seine hinterlassene Frau und Kinder bewegt werden würden. Könnten noch härtere Qualen und Strafen

dazu beitragen, das Schicksal der beiden Grafen zu mildern, die er mit in diesen unglücklichen Plan gezogen habe; so wolle er sie willig erdulden. Er wolle indeß die Zärtlichkeit und das Mitleid der Nazion für diese Mitschuldigen anrufen, insonderheit um Verschonung für Graf Horn, der eine geliebte Frau und Kinder hinterlasse. Was die Konfiskazion seiner Güter betreffe, so habe er die Hofnung, daß das Schwedische Volk, gerührt durch diese seine Bitten, das geringe Vermögen nicht wegnehmen werde, wodurch 5 unglückliche Leben vom äußersten Elend gerettet werden sollten; zumal diese Strafe ja mehr die unschuldigen Angehörigen als ihn selbst träfe. Er glaube also, seine Tage mit der vollkommnen Ueberzeugung beschließen zu können, daß die Schwedische Nazion, zum Beweis, daß sie ihm sein Verbrechen verzeihe, seine letzten Wünsche in Ansehung seiner Frau und Kinder und der durch ihn verführten Mitschuldigen, erfüllen werde."

II. Einen auffallenden Kontrast mit dem rohen Starrsinn dieses Mörders macht die Theilnahme des äußerst fein gebildeten Grafen Horn an dem nehmlichen Verbrechen. Noch ein junger Mann von 29 Jahren, durch Stand und Vermögen ausgezeichnet, noch mehr aber durch seine

Ta-

Talente, als ein geschmackvoller Schriftsteller, ein glücklicher Dichter, einsichtsvoller Mathematiker, und überhaupt als Kenner und Liebhaber alles Schönen und Edlen in Wissenschaften und Künsten; und außerdem noch durch die glücklichsten Familienverhältnisse an ein sorgenfreies und unabhängiges Leben aufs zärtlichste gefesselt, — konnte er wol nie bei irgend Jemanden den Verdacht erweken, daß er einst durch Theilnehmung an einer unsichern Verschwörung alle diese Vorzüge seiner glücklichen Lage und all diesen Genuß des Lebens so freventlich aufs Spiel setzen würde. In seinen schriftlichen Geständnissen erkennt der Graf indeß die Wahrheit alles dessen, was Ihnen nun schon aus Ankarströms Erzählung seiner Unternehmungen bekannt ist. Allein mit einer gefühlvolleren Stimmung des Herzens begabt, scheint er auch weniger Festigkeit der Grundsätze zu äußern; und der ganze Plan, den er mit Ank. gemeinschaftlich schon so lange verfolgt, erscheint ihm nun, nach Vollendung desselben, eben so verabscheuungswürdig als unglücklich. Das Urtheil, welches der Graf hiebei selbst über sich fällt, überhebt uns aller fernern Bemerkungen über die Moralität seiner Handelsweise. „Es sei ferne von mir, spricht er, durch eine gegen die Wahrheiten der Natur und

Religion gewafnete Eigenliebe, mein Verbrechen mit jener Larve von Größe und Seelenstärke schmücken zu wollen, welche der Wahnwitz einem heidnischen Brutus beilegt. Man ist niedrig und verächtlich, wenn man an Verbrechen Theil nimmt."

Sie haben wahrscheinlich sein ausführliches Geständniß schon in dem Politischen Jurnal gelesen, und werden also gefunden haben, daß die Angst und die Unruhe, unter welcher es verfaßt worden, und die Reue und der Abscheu, womit der Graf seine That nun selbst ansah, ihm auch mehrmalen den wahren Gesichtspunkt der Sache verrückt hat. Allerdings kann Furcht vor dem Tode bei einem schwächer organisirten Körper den sehnlichen Wunsch eingeben, minder schuldig zu erscheinen; und daher entspringt es wohl, daß der Graf z. B. selbst das als eine Art von Entschuldigung anführt, daß er bei Abfeurung des unglücklichen Schusses nicht neben Ankarström, sondern in einiger Entfernung von ihm, gestanden habe. — Der Graf versichert dabei: „daß er von jeher an die Wahrheiten der Religion ernstlich geglaubt, und sich mit Wärme des Herzens für sie interessirt habe; er hätte aber endlich die Empfindungen desselben unterdrückt, und sein Ohr sich gewöhnt auf die Sprache des Fanatismus zu horchen." Der ganze religiöse

Ton

Ton seiner Bekänntnisse, mit der Gewissensangst und der Unruhe verbunden, die sein Benehmen in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft bezeichneten, scheinen diese seine mehr warme als helle Anhänglichkeit des Herzens, nicht der Vernunft, an die Religion zu bestätigen. Allein die unglückliche Erfahrung des Grafen zeigt durch ein sehr auffallendes Beispiel, wie leicht der Uebergang auch von der unschuldigst geglaubten Religionsschwärmerei zum Fanatismus sei, wie schwach sich die heilige Idee der Pflicht bloß auf schwebenden Gefühlen gründen lasse, und welch ein unsicherer Bürge für feste und männliche Moralität jene religiöse Stimmung sei, die selbst bei einem so gebildeten Mann, wie Graf Horn, bis zum schändlichsten Verbrechen gemißleitet werden konnte, ohne daß dieses bei ihm die Folge veränderter Grundsätze gewesen wäre.

Der Graf gesteht übrigens: daß zwischen Ankarström, Graf Ribbing, und ihm, eine vollkommene Vertraulichkeit entstanden, wobei es ausgemacht worden, daß die öffentliche Stellung der Dinge verändert werden müsse, es möge auch kosten, was es wollte, wenn auch ein Leben dabei aufgeopfert werden sollte. Allein, die Ideen welcheder Graf über eine anzustellende Revoluzion äussert, scheinen zum Theil sehr unreif, und zum

Theil schimärisch. Zu den letztern rechne ich vorzüglich dasjenige Projekt, welches der Graf „mit der Religion, seinem Herzen und seinem Gewissen am meisten übereinstimmend fand: den König in der Nacht auf seinem Lustschloß Haga aufzuheben, und seine Person so lange zu verbergen, bis eine Revoluzion in der Regierungsform geschehen wäre.“ In dieser Rücksicht habe er auch mit Ankarström den ganzen Park bei Haga durchwandelt. Es ist aber unbegreiflich, was man sich hieraus für Vortheile versprach; als wenn nicht mit dem ersten Wiedererscheinen des Königs eine Konterrevoluzion ganz nothwendig von selbst erfolgt wäre.

III. Mit fester Entschlossenheit, einem verdienten Schicksal nicht durch Läugnen auszuweichen, um dabei auf Unschuldige einen schändlichen Verdacht zu werfen, und mit einer Unerschrockenheit vor dem Tode, die auch bei Ausübung eines Verbrechens einen männlichen Charakter voraussetzt, hat Graf Ribbing das Geständniß seiner Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben des Königs abgelegt. Ein mißverstandner ungebändigter Freiheitssinn, gereizt durch das noch ungeschwächte Aufstreben jugendlicher Kräfte *), und durch das schmeichelnde Gefühl äußerlicher Unabhängigkeit, wozu die

sichere

*) Der Graf ist erst 27 Jahre alt.

sichere Aussicht auf ansehnliche Güter so leicht zu berechtigen scheint — soll die politischen Gesinnungen des Grafen überhaupt schon früh mit dem Gepräge eines heftigen Oppositionsgeistes bezeichnet, und seine Grundsätze sehr oft bis zum Uebertriebenen hinaufgespannt haben. Sein Bekänntniß ist indeß ganz in dem Stil eines Mannes geschrieben, der mit philosophischer Standhaftigkeit die Folgen seiner entscheidenden Schritte erblickt, und sich denselben mit Resignazion unterwirft. Da diese ganze Schrift ebenfalls schon übersetzt erschienen ist, so führe ich hier nur solche Stücke an, welche Züge seines Charakters enthüllen: denn ohnehin liegt der Grund seiner politischen Verdammung in der Theilnahme an Ankarströms Plan, welche Theilnahme er weder abläugnet noch entschuldigt.

„Auf das zärtlichste gerührt, spricht er, von dem Schicksal so vieler Unschuldigen, welche schwebend zwischen Furcht und Hofnung mein Bekänntniß und meine Strafe, so wie die Aufklärung ihrer eigenen Unschuld, verlangen; ergreife ich die Feder, um ein Bekänntniß abzulegen, das mir die härtesten Martern vielleicht niemals entrissen hätten, das aber nun mein Gewissen und mein Gefühl für leidende, unglückliche und schuldlose Mitbürger erheischet: ein Bekänntniß, mit dem ich bald

ver

vor dem Auge des Allsehenden, und vor dem Richterstuhl des Allwissenden zu treten gedenke." — „Ankarströms Vorhaben habe ich gekannt, nicht abgewehrt, nicht angegeben. Ich bin also ein Verbrecher, kann und will dies nicht länger läugnen. Möge das Schicksal, das ich dadurch verdient, mich je eher je lieber treffen; ich werde suchen ihm freimüthig entgegen zu gehen. Mein Leben hat schon zu lange gewährt. Wollte Gott! daß die Tage, die mir abgekürzt werden, das Leben der zärtlichsten aber unglücklichsten aller Mütter verlängern könnten; und daß mein Gewissen nicht noch mit dem Verbrechen beschwert würde, derjenigen das Leben zu kosten, der ich das Meinige verdanke!"

„Als ich kurze Zeit nach dem Neujahr nach Stockholm kam, erneuerte ich mit Graf Horn eine sehr zärtliche Jugendverbindung. Unsre Gespräche betrafen die Verfassung des Vaterlandes, und den Reichstag in Gefle; wohin ich ihn vergebens durch Anführung aller der Bewegungsgründe einlud, von denen ich glaubte, daß sie auf ihn wirken müßten. Allein er antwortete immer: in Gefle sei nichts auszurichten; die Nazion sei ein sklavischer Haufen, den der König eigenmächtig beherrsche; und so lange Er lebe, sei für uns keine Freiheit und kein Glück zu erwarten. Ich gestehe,

he, daß ich dieſes alles zugab. Die Freiheit ſah ich für verloren an: die Freiheit, in deren Verehrung ich geboren und auferzogen bin, und deren bloßer Name ſchon von meinen Kindesjahren her Eindrücke des Entzückens auf meine Gefühle gemacht hat. Genug, wir glaubten ſie für uns und für Schweden verloren; und mein Freund und ich wurden bald in allem einerlei Meinung."

Er erzählt hierauf die ſchon öfter erwähnten Geſpräche zwiſchen ihm, Ankarſtröm und Horn; und auch ſein dem Oberſtlieutenant Liljehorn gemachtes Vertrauen von der Gefahr, worin ſich das Leben des Königs befinde: wobei er denſelben bat, auf dieſen Fall ſeine Perſon und den Dienſt der Garde dem Kronprinzen und der Königinn ſogleich anzubieten; welches Liljehorn auch verſprochen. — Dann ſeine Unterredung über den nehmlichen Gegenſtand mit General Pechlin, welcher ihm ſeine Plane zu einer Revoluzion mittheilte, die er, ſobald der König aus dem Wege geräumt wäre, vollführen würde, und der ihm auch verſprach, ſo viel Menſchen wie möglich auf die Maskerade zu verſchaffen."

„Von allem dieſem, fährt er fort, kann ich dem General Pechlin nie ein Wort beweiſen, da ich es alles unter vier Augen mit ihm geſprochen.

Er

Er kann es gänzlich abläugnen, wenn es ihm gefällt; aber mich dünkt, daß er, welcher nach der Ordnung der Natur so wenige Tage übrig hat, nicht suchen muß, sie auf Kosten der Wahrheit zu retten, und vorzüglich nicht auf Kosten der Unschuldigen, welche für jede Minute leiden, die sie länger verborgen bleibt. — Beide Mitglieder eines Standes, welchen der Neid verfolgt, und der Haß gern vertilgen mögte, wollen wir lieber sogleich durch unsre wahrhaften Geständnisse, bekräftigt mit dem Verlust unsers Lebens, vor aller Welt offenbaren, wie frevelhaft wir gehandelt, und wie unschuldig der übrige Theil des Adels ist. — Ich verachte, durch Künste und Lügen ein Leben länger zu retten, das ich verwirkt habe. Nicht trotzend (sei dies ferne von mir!), aber auch nicht kriechend, sondern standhaft, wie es einem Manne geziemt, werde ich mein Schicksal erwarten und dulden!"

„Möge der Gott, vor dessen Angesicht ich bald erscheine, richten, ob ich in diesem Geständniß die Wahrheit verletzt habe. Ja! möge die Rache seines Zornes mich in Ewigkeit verfolgen, möge jeder noch übrige Augenblick von dem Dasein meines Körpers und meiner Seele in eine Stunde unerträglicher Quaal verwandelt werden, wenn ich jemals

mals von diesem Komplot Graf Fersen, Graf Brahe, die Baronen De Geer, Lantingshausen, Düben, die Grafen Dohna, einen Ribbing, oder irgend einen meiner ehemaligen Kameraden oder Freunde unterrichtet habe. — Möge dies mein aufrichtiges Geständniß und meine bald darauf erfolgende gesetzliche Strafe den Abscheu mindern, den ich uns mein Gedächtniß bald erwecken wird, bei diesen Männern sowohl und meinen ehemaligen Freunden, wie bei dem Stande wovon ich ein Mitglied gewesen, und bei Schwedens sämmtlichen Einwohnern."

Die hier genannten Personen sind solche, deren politische Grundsätze mit dem herrschenden System sehr oft in Kollision gekommen waren; und, da bei dieser Gelegenheit die Freundschaft zwischen Graf Ribbing und ihnen sehr leicht einen entehrenden Verdacht auf sie werfen konnte, so macht es der Aufrichtigkeit des Grafen Ehre, daß er vor der ganzen Nazion die Unschuld dieser Männer mit einem so feierlichen Eide beschwört.

Aus den obigen Geständnissen also erhellt, wie mich dünkt, ziemlich deutlich der Grad von moralischer Schuld und politischer Strafwürdigkeit, welcher bei Ankarström und den beiden Grafen Statt findet.

IV. Schwieriger hat es lange geschienen, das zweideutige Benehmen des Obristlieutenants Liljehorn richtig zu beurtheilen, dessen Handlungen sowohl, wie seine Erklärungen vor Gericht, bei weitem nicht so einfach und ungekünstelt erschienen, wie seiner obigen drei Mitschuldigen; zumal da eine beinahe ganz allgemeine Ueberzeugung von seiner bisher für unerschütterlich gehaltenen Rechtschaffenheit, und die außerordentlichen persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Monarchen schuldig war, einen Jeden doppelt geneigt machten, günstigere Erklärungen der vielleicht nur unüberlegten Schritte aufzufinden, die sonst, gerade in Rücksicht seiner Privatverhältnisse, desto mehr Schatten auf seinen Charakter geworfen hätten.

Sie kennen den merkwürdigen anonymen Brief, welcher dem König am Abend vor der unglücklichen Redute zugestellt ward. Es ist unläugbar, daß die Warnungen vor den Gefahren, die dem Leben des Monarchen drohten, darin so bestimmt ausgedrückt waren, daß sie eine sehr genaue Kenntniß der meuchelmörderischen Anschläge voraussetzten, und wahrscheinlich auch eine glücklichere Wirkung gehabt haben würden, wenn nicht Gustav III ähnlicher Briefe schon gewohnt gewesen, und wenn es bei ihm nicht zum Grundsatz ge-

worden wäre, der Gefahr am kühnsten zu trotzen, sobald er die Absicht vermuthete, ihn furchtsam zu machen. Der Ton dieses Briefs ist übrigens auffallend; da der Verfasser in sehr starken Ausdrücken „seine Unzufriedenheit mit der Staatsverwaltung des Königs darlegt, selbst für seine Person keine Art von Anhänglichkeit zeigt, sondern sich vielmehr rühmt, daß er mit dem Degen in der Hand gegen ihn würde gestritten haben, wenn der König in Gefle Gewalt gebraucht hätte, und daß nichts als der Abscheu vor einem Meuchelmord diese Warnungen veranlasse."

Schon am ersten Tag der gerichtlichen Untersuchung des Verbrechens, ward der Obristlieutenant Liljehorn von einem Bäckerknecht bei dem Polizeidirektor als derjenige angegeben, welcher ihn den Abend vorher mit dem bewußten Billet an den Kammerdiener des Königs geschickt habe. Liljehorn bekannte sich auch selbst ohne Widerrede als den Verfasser desselben, wie er von dem Polizeidirektor darum befragt ward, welches denn sogleich seine Verhaftnehmung veranlaßte. Er versicherte darauf bei dem ersten Verhör vor dem Hofgericht: daß er „mit der ihm angebornen Aufrichtigkeit den ganzen Zusammenhang dieser Begebenheit erzählen wolle. Er hoffe, daß wenn Jemand ohne

Untersuchung ihn auch strafbar glauben könnte, die Richter doch bei Prüfung seiner Absichten dieselben itzt eben so rein und unschuldig finden, würden, wie sie bei allen übrigen Gelegenheiten hinlänglich an den Tag gelegt worden."

Nach dieser Versicherung nun macht der Oberstlieutenant eine künstlich genug erdichtete Erzählung — denn als solche erkennt er sie selbst späterhin — wie er zu der Kenntniß, oder eigentlicher auf die Vermuthung einer Verschwörung gekommen sei. Er habe nehmlich an dem Tage der Ausführung selbst früh Morgens durch einen Bettlerjungen folgendes anonyme Billet erhalten: „Es war Schade, daß die Redute neulich abbestellt wurde. Man hätte dort einen glücklichen Koup mit jenem hohen unruhigen Herrn vornehmen können, da es zu Haga mißrieth; doch heut ist wieder Maskerade, und da dürfte wohl etwas sehr wesentliches geschehen. Sollten Sie Sich wohl bereit finden lassen zu diesem Zweck etwas beizutragen?" — Erschrocken über die Gefahr, die dem Monarchen drohe, hätte der Oberstlieutenant erst beschlossen, dem König hievon sogleich mündliche Eröfnung zu thun; hätte dies denn doch aber unterlassen, aus der Besorgniß, der König möchte glauben: „er wolle sich hiedurch wichtig machen, oder eine Belohnung suchen,

welches jederzeit von des Oberſtlieutenants Denkart weit entfernt geweſen, um ſo mehr, da er ſeine Verdienſte bisher immer mehr wie zu reichlich belohnt gefunden hätte." — Er habe alſo das bekannte Billet geſchrieben, in der Vermuthung, daß eine ſolche Nachricht von einem ganz unbekannten Urheber eine glücklichere Wirkung thun ſollte.

Worauf nun gerade dieſe Vermuthung ſich gründete, iſt ſchwer einzuſehen, zumal es Liljehorn nicht unbekannt ſein konnte, daß der König bisher alle dergleichen anonyme Warnungen ſehr edelmüthig verachtet hatte, indem er mehrmalen die Ueberzeugung geäußert; kein Schwede werde ſich an ſeinem Leben vergreifen; ſei man aber wirklich entſchloſſen ihn zu ermorden, ſo gäbe es dagegen keine Vorſicht, als ein Gefangener in ſeinen eigenen Zimmern zu werden, zu welcher kleinlichen Furchtſamkeit man ihn niemals bereden würde.

Der Oberſtlieutenant fährt hierauf in ſeiner Erklärung fort: daß der Stil ſeines Briefs nichts als Maske geweſen, um den Verfaſſer zu verbergen, wobei er zugleich verſichert „daß ſelbſt die ſtärkſten Ausdrücke jenes Schreibens keinesweges zur Abſicht gehabt hätten, dem Könige viele glänzende Eigenſchaften abzuſprechen; nur hätte er als

eine Zugabe noch einige zu finden gewünscht, die ihn vollkommen würden bezaubert haben."

Dieser ersten Erklärung vor dem Hofgericht, welche Liljehorn mündlich mit aller Freimüthigkeit der Unschuld zu thun schien, widerspricht nun in allen Umständen sein schriftliches Bekänntniß vom 28 März. In diesem letztern entwickelt er erst weitläuftig alle die politischen Ursachen, welche ihn nach und nach mit der Reichsverwaltung unzufrieden gemacht, und gesteht darauf: daß ihm schon 8 Tage vor der unglücklichen Maskerade von Graf Ribbing das Projekt mitgetheilt worden, den König zu ermorden. Er habe zwar diese Art eine Revoluzion zu bewirken, schrecklich gefunden; indeß keinen Schritt weiter gethan, das Unglück zu verhindern. Er hätte aber bald darauf den Anschlagszettel zur Redute für diesmal herunternehmen sehen, und hätte also geglaubt, die unglückliche Idee sei ganz aufgegeben worden. Einige Tage darauf habe Baron Bjelke ihm eine beinah ähnliche Eröfnung mit ungewöhnlicher und auffallender Wildheit gethan, wogegen Liljehorn ungefähr die nehmlichen Einwürfe gemacht, ihm Ribbingens Projekt mitgetheilt, und ihn darauf weggehen lassen. Hierauf habe er sich zum Kanzleirath von Engeström begeben, der auch schon von Bjelkens brutaler Idee un-

errichtet war, und davor zu schaudern schien. General Pechlin, dem er hernach dasselbe mittheilte, wäre ebenfalls schon davon unterrichtet gewesen, und hätte auch von der Idee nicht frappirt geschienen; vielmehr hätte der General sich mit ihm in ein ausführliches Gespräch über die Maaßregeln eingelassen, die nach Ausführung dieses Projekts, zur Beförderung einer Revoluzion, ergriffen werden müßten. Er habe auch den Oberstlieutenant Tages darauf zu Tisch gebeten, welches letzterer auch angenommen hätte, um zu sehen, ob es wirklich die Absicht sei, die Vorbereitungen zu diesem Trauerspiele bis aufs äußerste zu treiben." —

Wenn wir bei diesen Geständnissen auch die Wahrheit desjenigen gar nicht untersuchen, was er hierin von Andern behauptet; so bleibt es doch immer eine höchst unbegreifliche Erscheinung, wie der Oberstlieutenant, nach so starken Anzeigen einer wichtigen Verschwörung — die doch für ihn wenigstens subjektive Wahrscheinlichkeit genug haben mußten, um ihn besorgt zu machen — sich zu keinem entscheidenden Schritt verpflichtet geglaubt, als einen anonymen Brief zu schreiben, dessen Wirkung doch auf alle Fälle nicht ganz gewiß sein konnte; und von dem er auch itzt nur noch meint, „daß er vielleicht besser gethan hätte, ihn persön-

„lich zu überreichen.“ Wenn daher auch der Oberst-Lieutenant selbst sich hiebei von jedem vorsetzlichen Verbrechen freispricht, so konnte doch der Ausdruck: „strafbare Unvorsichtigkeit“, womit er sein Benehmen zu mildern sucht, ihn keinesweges der Ahndung der Gesetze entziehen. In verschiedenen von ihm eingegebenen Schriften findet sich auch in der That nichts, das seine Schuld mindern könnte. Vielmehr sieht man hieraus, daß er schon vor dem letzten Reichstag mit General Pechlin sich zu Maaßregeln entschlossen habe, die an sich schon gesetzwidrig hätten scheinen können; und daß bei dem erwähnten Gespräch mit dem Kanzleirath v. Engeström, von diesem angemerkt worden, „es wäre besser daß ein solcher Koup ausgeführt würde, wenn der König sich in fremden Ländern aufhielte, oder daß die Ausführung davon überhaupt Pechlin vorbehalten würde.“ Ein Vorgeben, dessen Wahrheit übrigens der Kanzleirath mit Standhaftigkeit abläugnet, und Liljehorn niemals gerichtlich zu erhärten im Stande gewesen. Allein für den Dritten scheint es überhaupt nicht nothwendig, von der Wahrheit seiner Aussagen in Rücksicht Anderer überzeugt zu sein; denn so bald er auch nur vorgiebt, alle die Anzeigen von einer bevorstehenden Verschwörung gehabt zu haben, die er hier entwi-

ckelt,

ckelt, so war es ihm unläugbar Pflicht, zur Rettung des Monarchen weniger unsichre Mittel zu ergreifen.

Doch muß man dem Oberstlieutenant die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er zuletzt dieses selbst erkennt, und dabei wünscht: „daß sein Verhalten, dessen Bestrafung das Gesetz erheische und sein eigenes Gewissen zur Beruhigung begehre, denkende Menschen veranlassen möchte, die Armseligkeit dieses Lebens bei so offenbaren Widersprüchen zwischen Grundsätzen und Handelsweise zu erwägen.“ — „Mit einer gewissen Kenntniß und Ueberzeugung von der Religion, wie von dem Wahren und Guten überhaupt, und mit einer Delikatesse der Gesinnungen, die, ohne Pralerei, bei so manchen Gelegenheiten, das Ziel meiner Wünsche ausgemacht; wie war es möglich, sich bis zu dem Grade zu vergehen, welcher itzt vermuthlich meine aufrichtigen Freunde in Verwunderung und Betrübniß, mich selbst aber in die unbeschreiblichste Angst versetzet? Eines solchen Widerspruches hätte ich mich in der That nie fähig geglaubt. Welcher traurige Stämpel von Inkonsequenz, dem Hauptfehler unsers Zeitalters! Ich kann von mir mit Wahrheit behaupten, daß ich meine Bestimmung verfehlt habe: denn von der Natur war ich zur

Tugend gebildet, und zu der von ihr unzertrennlichen Glückseligkeit bestimmt. Leidenschaften haben bisweilen Neigungen und Grundsätze überwältigt; aber sobald ich die geringste Zeit zum Nachdenken bekommen, haben die letztern immer wieder ihr Recht behauptet. Ich bin die meiste Zeit meines Lebens ein gehorsamer und treuer Unterthan, ruhiger Mitbürger, und ein Bewunderer großer und edelmüthiger Handlungen gewesen; aber vornehmlich und hauptsächlich haben doch immer die stillen Tugenden das Ziel meiner Wünsche und meiner Sehnsucht ausgemacht. Nichts desto weniger finde ich meine zeitliche Wohlfahrt nunmehr ohne Rettung verloren; möge mir die Hofnung einer zukünftigen nicht versagt sein, und mögte sie je eher je lieber in Erfüllung gehen!"

Er gesteht öffentlich: „er habe bei seinem ersten Verhör Unwahrheiten angeführt, die er zur Beschönigung seines Theilnehmens an dem Verbrechen erdichtet hätte;" „indem er, wie er einmal später hin erklärt, damals noch geglaubt habe, der König würde wieder hergestellt, und also vielleicht Mehrere, die an der Verschwörung Theil genommen, begnadigt werden." — „Freilich finde ich nun, sagt er in einer schriftlichen Erklärung vom 19 April: daß ich besser gethan hätte, wenn ich gleich Anfangs

fangs alles ehrlich gestanden; ich hätte dadurch wenigstens einen Beweis derjenigen Aufrichtigkeit abgelegt, von der ich dreist behaupten kann, sie mit der Muttermilch eingesogen zu haben; und die ich zu meinem Vortheil den größten Theil meines Lebens bewiesen. Ich wage es zu versichern, daß ich Worthalten, Aufrichtigkeit, und reine Absichten jederzeit so hoch geschätzt, daß ich bei Menschen, welche diese Eigenschaften besaßen, beinahe alle übrigen Fehler übersehen habe, da hingegen der bloße Anblick von falschen und minder redlichen Menschen mich beinah empört hat. — Aber (fährt er fort) es sind die Irrlichter der Freiheit und politische Täuschungen, welche die Vernunft, diese Quelle der Tugend, in ein wüthendes Meer des Unglücks verwandeln; und es ist die Gesellschaft von geistreichen Personen mit verdorbenen Grundsätzen, die beinahe unwiderstehlich ansteckt."

V. Von dieser letztern Bemerkung macht Liljehorn einen Uebergang zu der Entschuldigung des jungen Baron Ehrensvärd, von dem er vermuthet, daß er bloß durch General Pechlin zu diesem Unglück verführt worden sei. — Allein, ohne hier zu untersuchen, in wie fern der Oberstlieutenant befugt sei, den Charakter des Letztern so ganz unmoralisch darzustellen, wie dies in seinen Erklärun-

gen mehrmalen geschieht, muß ich doch anmerken, das Baron Ehrensvärd nach seinen eigenen Geständnissen mehr noch durch sein Zutrauen zu Liljehorn, als durch Pechlins Umgang, zu diesem Schritt verleitet worden ist.

In der That, wenn gleich das Gesetz freilich auf die individuellen Empfindungen von Liebe und Ergebenheit nicht Rücksicht nehmen kann, die einen Jüngling verleiteten ein zu großes Vertrauen in die reinen Absichten des Mannes zu setzen, der so sehr die allgemeine Stimme für sich hatte, wie Oberstlieutenant Liljehorn, — zumal in einer Sache, die jener selbst zu prüfen fähig und verbunden war — so erweckt doch für den B. Ehrensvärd diese Stimmung seines Herzens, und vorzüglich die Freimüthigkeit, womit er sein Bekänntniß ablegt, das Interesse und das Mitleiden jedes gefühlvollen Gemüths.

„Die Hand zittert, schreibt er, nicht für mich, aber für Freunde und Angehörige, die mein Schicksal theilen, da dies Geständniß zu meinem Todesurtheil den Grund legen soll. Aber ich habe versprochen meine Schuld nicht zu verbergen, ich klage mich daher selbst an, und gehe unter dem Beistand der Allmacht dem Tode entgegen, mit der Freimüthigkeit, die meine Jugend und mein Stand

erheischt,

erheischt, und die mir hoffentlich eine höhere Macht nicht verweigern wird. Ja! mein Leben wird mir von diesem Augenblick an eine Last; und wenn der Verlust desselben nur einigermaßen dazu beiträgt, Ruhe und Frieden in einem geliebten Vaterland wieder herzustellen, so vergesse ich mich selbst, und bringe mit Freuden meiner väterlichen Erde dies Opfer."

„Meine eigene Neigung für die Freiheit, meine Ergebenheit gegen den Oberstlieutenant Liljehorn, und meine Bekanntschaft mit General Pechlin, haben mich zu dem Schritte gebracht, wegen dessen ich nun angeklagt bin. Wenn Liljehorn nicht Theil daran genommen, so hätte mich auch kein Mensch dazu vermocht. Ich kannte seine Abneigung gegen übertriebene Maaßregeln so wohl, wie sein strenges Gefühl für Pflicht und Ehre. Uns Beiden schauderte vor dem gewählten Mittel, aber in unserer fanatischen Berauschung sahen wir dies als ein unausweichliches Uebel an, welches Gutes befördern müßte. Unselige Täuschung, die mich verblendete! — Ich kannte den Arm nicht, der die Frevelthat vollbringen sollte; aber genug, ich kannte sie selbst, und hatte versprochen, die Nachricht davon, so bald sie geschehen sei, an Liljehorn zu bringen, um seine weiteren Orders zu erwarten."

„Die

„Die Jugend, die alles so leicht im besten Lichte betrachtet, stellte mir dieses auf der einen Seite für mein Vaterland so vortheilhaft vor, daß ich, begeistert von diesem mir so heiligen Namen, die Unglücksfälle nicht einsah, die dasselbe gerade alsdann treffen könnten, da ich seine Rettung am gewissesten vermuthete. Erst in diesem Augenblick erkenne ich meinen großen Irrthum, all das Schauderhafte der That, und all das Elend worein der Staat dadurch versenkt worden; und wenn ich mit meinem Blut diese Begebenheit zurückkaufen könnte, so sollte es gewiß mit eben so viel Wollust rinnen, als es itzt bald unter Empfindungen von Angst und Abscheu dahin fließen wird."

Eine spätere Erklärung des Barons trägt den nehmlichen Stämpel ungeheuchelter Aufrichtigkeit, und zeigt das nehmliche gefühlvolle Herz, dessen männliche Reue gleichwohl durch keine verächtlichen Entschuldigungen dem Tode zu entrinnen sucht; und ich liefere um so lieber hieraus einen Auszug, da Sie dadurch zugleich eine Idee von dem Revoluzionsplan bekommen, welcher als leicht ausführbar den meisten Beifall erhalten zu haben scheint.

„Die Triebfedern zu meiner Theilnahme an diesem Verbrechen habe ich schon genannt. Eigener Enthusiasmus, und Niemand außer diesem,

verführte mich, eine Aenderung in der Reichsverwaltung zu wünschen. Die Liebe zur Freiheit, die nach meiner Ueberzeugung, mein Vaterland vermißte, deren Besitz es aber glücklich machen würde, nahm bei mir täglich zu. Die Hitze und Unbedachtsamkeit der Jugend, entflammte dies Gefühl zur Schwärmerei; und vorher schon eingenommen von diesen Gesinnungen, empfing ich von Graf Ribbing das unglückliche Vertrauen, daß itzt durch Hinwegräumung des Königs auf der nächsten Maskerade eine Revoluzion möglich sei. Ergebenheit und Zutrauen zum Oberstl. Liljehorn bewirkte meine Theilnahme an der Ausführung derselben. Da er der militärische Exekutor des Plans sein sollte, so schien mir sein Charakter dafür zu bürgen, daß alle Ausschweifungen so viel wie möglich würden vermieden werden. Da ich ohnehin beim Mittagsessen bei Pechlin an dem unglücklichen Freitag erfuhr, daß der General von allem unterrichtet sei, und da Baron Bjelke mich versicherte, daß er einen guten Theil der Bürgerschaft disponiren könne: so glaubte ich durch das Theilnehmen dieser alten erfahrnen Politiker die Ausführung um so möglicher. Diese Hofnung eines glücklichen Ausgangs betäubte noch mehr die Stimme meines Herzens, und belebte noch heftiger

ger meine Schwärmerei. Wo sich das Alter in Gefahren stürzt, dachte ich, wie sollte dann die Jugend sie fürchten?“

„Den Plan selbst habe ich nur im Allgemeinen von Ribbingen erfahren. Der Kronprinz sollte zum König ausgerufen, und die Königinn gebeten werden die Regierung zu übernehmen. Durch die Garnison sollte die Ruhe in der Stadt erhalten werden. Die vornehmsten Gegner der Revoluzion sollten gefangen genommen, und die Stände zusammen berufen werden, welche hernach eine neue Regierungsform, in einiger Aehnlichkeit mit der Französischen, annehmen würden, wenn solches ausführbar sei.“

„Außerdem habe ich oft während des Reichstags mit Oberstl. Liljehorn über eine Veränderung der Konstituzion gesprochen, worüber er selbst in seinem Geständniß ausführlicher wird gewesen sein. Was er darin von meinem Theilnehmen daran behauptet, ist, leider! Wahrheit; und da mein Bekänntniß die Folge seiner Angebung ist, so wähle ich lieber, mich selbst für einen Verbrecher zu erkennen, als einen Freund Lügen zu strafen, wenn ich überzeugt bin, daß er Wahrheit spricht.“

„Von solchen peinigenden Empfindungen wird nun diese Brust zerrissen! Jeder Morgen erneuert

neuert meine Qualen und meine Reue! Doch wie sollte ich noch jemanden interessiren? wie sollte ich noch Freunde haben können? Ausrufungen, welche diese Gitter, diese stummen Zeugen meiner Schuld, zum erstenmal aus einem Herzen hervorpressen, dessen froheste und beinah einzige Empfindungen bisher Freundschaft und Zärtlichkeit waren!"

„Die Todesstunde, dieser Augenblick des Schreckens, ist nun der Trost meiner Jugend. Möge die Allmacht nur Euer Leben glücklich machen, Ihr Vertraute meines Herzens, und euch die Wollust schenken einen unglücklichen Freund vergessen zu können!"

VI. Nachdem ich Ihnen nun die vornehmsten Personen bekannt gemacht, die am meisten in dieses Verbrechen verwickelt waren; so übergehe ich diejenigen, welche selbst nach den Gesetzen weniger schuldig befunden worden, und deren weitläuftige Kriminalverhöre mehr ermüden als interessiren. — Allein, zum Beweise, mit welcher äußersten Freimüthigkeit die Beklagten ganz öffentlich ihre Vertheidigung haben führen dürfen, erlauben Sie mir hier noch aus den gedruckten Protokollen eine Adresse des Königl. Sekretärs von Engeström an den Herzog-Regenten anzuführen, die — bei manchen unleugbaren Schwächen der darin geäus-

ßerten Behauptungen — doch einen männlichen Geist verräth, und in einer Sprache abgefaßt ist, die dem vortreflichen Fürsten, welcher sie erlaubt, in den Augen des Philosophen die höchste Ehre bringt.

„Da ich erfahren, schreibt er', daß der Herzog selbst die Berichte der Gefangenen durchliest, so will ich meine Stimme erheben, und so sprechen, als stände ich vor diesem Herrn selbst. Schon die Schrift hat mich gelehrt, daß der Zorn des Königs der Vorbote des Todes sei. Ew. Königl. Hoheit sind in diesem Augenblick meine Obrigkeit, und ich fühle die ganze Gefahr Ihres Zornes. Aber meine Seele ist nie von den schwächsten gewesen; Widerwärtigkeiten haben sie noch abgehärtet; und das Schauderhafte meines itzigen Gefängnisses hat mich mit der Idee des Todes vertrauter gemacht, dem ich, wenn es nöthig sein sollte, ohne sonderliches Schrecken begegnen zu können hoffe. Aber, wenn ich dennoch dabei oder noch vorher zu irgend einer Schwäche verleitet werden sollte; so verläugne ich diese itzt im Voraus, und erkläre sie für eine Wirkung meiner zerrütteten körperlichen Organisazion, ganz unabhängig von meiner Seele und ihrer Ueberzeugung. — Hingerissen von einem edlen Enthusiasmus wag' ich unterdessen einige

Gedanken zu äußern, die ich für wahr halte, und deren Richtigkeit ich Ew. Königl. Hoheit eigenen Prüfung unterwerfe, da sie vielleicht von Bedeutung für Ihr eignes Wohl in der Zukunft sein mögten."

„Gustav III ist durch einen mörderischen Schuß gefallen; ein wüthender Mensch hat dies gethan: und es ist wunderbar, daß er es gewagt hat. Aber weit wunderbarer scheint es, daß man bei bessern Menschen von edler Erziehung hiebei die lebhaftesten Empfindungen von Abscheu vermißt hat, und daß einige von ihnen sogar einen größern oder geringern Antheil an dem Verbrechen genommen haben. So etwas geschieht nicht von ungefähr, sondern muß eine sehr wichtige Veranlassung haben, und setzt unstreitig Noth und Verzweiflung voraus — wahr oder eingebildet, aber immer gleich gefährlich. Der Mensch ist zur Freiheit geboren, und zum Genuß von Rechten. Je mehr ihm diese beschnitten werden, desto unglücklicher fühlt er sich; je mehr Kenntnisse und Aufklärung er gewonnen, desto lebhafter empfindet er den Verlust natürlicher Rechte. Unläugbar verloren die Einwohner Schwedens bei der Revoluzion von 1772 viele ihrer Gerechtsame; aber bei der damaligen milden und billigen Regierung lief alles sehr

glücklich ab, bis verwickelte Finanzangelegenheiten anfingen, einen jeden denkenden Mann für das Seinige in der Zukunft besorgt zu machen. Doch ward noch keine Noth verspürt; man durfte noch bisweilen seine Klagen äußern, wodurch der Geist sich leichter fühlte, und das Volk lebte in Ruhe. Aber die Begebenheiten des Jahrs 1788 zerstörten diese Ruhe. Man hörte die Rathgeber, welche den ganzen Adel verdächtig zu machen suchten; und die Verhaftnehmungen bei dem Reichstag von 1789 dürften zum Theil die Verzweifelung erregt haben, deren Wirkungen wir nun beweinen. Mit der Gewalt in Händen, kann man den Mißvergnügten zum Schweigen nicht aber zur Zufriedenheit zwingen. Der Gram stockt sich im Herzen; und je zusammengepreßter derselbe gewesen, desto heftiger bricht er hervor, wenn er Luft bekömmt, wie der Schuß aus einem stark geladenen Gewehr. Aber wie ein Schuß langsam, stückweise, aus dem Gewehr gezogen werden kann; so kann auch ein Unzufriedner durch Milde nach und nach gewonnen, und in einen nützlichen Unterthan verwandelt werden." — —

Außer denjenigen Personen, deren Theilnahme an diesem Staatsverbrechen gerichtlich bewiesen worden, haben bei dieser Gelegenheit noch zwei

Män-

Männer durch eine sehr verschiedene Handelsweise die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen: der Baron Bjelke und der General Pechlin. Beide haben eine ungewöhnliche Standhaftigkeit gezeigt, und beide haben sich der Ahndung der Gesetze auf eine Weise zu entziehen gewußt, die Muth und Entschlossenheit verräth, und den Grad ihrer Schuld, wenn auch nicht zweifelhaft, doch unbewiesen läßt.

VII. Was den Baron Bjelke betrift, so wird er zwar von den Meisten übrigen als Mitschuldiger genannt; allein er ist allen gerichtlichen Untersuchungen dadurch entgangen, daß er schon den 22 März, einige Tage nach der unglücklichen Katastrophe, Gift zu sich nahm, woran er bald darauf verstarb. Indeß enthalten die Kriminalakten einen ziemlich interessanten Bericht des Hofpredigers Lehnberg, welchen der Baron kurz vor seinem Tode zu sich gefordert, und der hernach auf Zeugeneid dasjenige vor dem Hofgericht offenbarte, was Bjelke ihm von sich gestanden hatte. Sie werden in psychologischer Rücksicht das Benehmen des Baron B. äußerst merkwürdig finden.

Es ist schwer zu begreifen, was einen Mann von so viel anscheinendem Römersinne, der um den Folgen einer mißglückten Verschwörung zu entgehen,

gehen, sich selbst das Leben nimmt, auf die Idee bringt, noch einen Geistlichen zu begehren, zumal bei ihm doch auch nachher keine Spur jener reuigen Zerknirschung gefunden wird, die gewöhnlich allein einer solchen Hülfe bedarf. Vielmehr erzählt der Hofprediger: wie Baron B. mit unveränderter Verstockung bis zum letzten Augenblick seinen irrigen Grundsätzen treu geblieben sei. Er habe ihm gestanden: „daß Er mit vielen Andern einen Plan entworfen hätte, das Land von dem Manne zu befreien, der so besonders regierte; allein die Ausführung sei verunglückt, er habe daher Gift genommen — aus Verzweiflung, nicht über sich, sondern über die Sache, und aus Furcht, daß er etwa durch die Tortur zu Geständnissen gezwungen werden mögte, die, ohne Jemanden etwas zu nutzen, mehrere Personen unglücklich machen würden. Auch hätte er durch diesen Schritt seine Familie vor dem Verlust seines Vermögens sichern wollen." — Bei des Hofpredigers Ausruf von Schrecken und Bestürzung versicherte der Baron: „daß seine Absichten nicht böse gewesen. Die Liebe zur Freiheit habe ihn zu dem ersten dieser entscheidenden Schritte gebracht; und aus Nothwendigkeit hätte er den letztern erwählt." Des Baron Bjelke Befragen, ob der Hofprediger ihm das

Nacht-

Nachtmahl reichen könne? beantwortete dieser durch sehr ernstliche religiöse Ermahnungen zur Reue und zum Bekänntniß; worauf jener erwiederte: „daß, wenn er durch Theilnahme an dieser Verschwörung gefehlt habe, er wünsche, Gott möge ihm dieses, wie seine übrigen Fehler verzeihen.“ Auf des Hofpredigers noch ernstlichere und erbaulichere Vorstellungen von der Heiligkeit der Obrigkeit für einen Christen, antwortete der Baron: „daß er auch nie die That selbst hätte vollbringen wollen, übrigens aber geböte die Religion doch auch Freiheit.“ Der Hofprediger ermahnte ihn hierauf von neuem, durch sein Bekänntniß dem Unglück zuvorzukommen, welches der Staat noch von den Wirkungen jenes Komplotts zu befürchten haben könnte; allein hierüber beruhigte ihn der Baron durch die Versicherung: „daß er keine Folgen davon für den Staat mehr möglich glaube; die Verbündeten wären dadurch entwafnet, daß die Sache im Augenblick mißglückt sei, welches er auf sein Gewissen versichern zu können glaube.“ Als aber der Hofprediger immer fortfuhr, ihn zur Entdeckung seiner Mitschuldigen zu ermahnen, ersuchte der Baron ihn zuletzt „keine solche Niederträchtigkeit von ihm zu begehren.“ Ueberhaupt, schreibt der Hofprediger, schienen meine Bitten und Vor-

stellungen von allem, wodurch die Religion am kräftigsten zu rühren und zu erwecken vermag, die Grundsätze und die Gesinnungen des Barons nicht verändern zu können. Auch bestand er nicht weiter auf das Nachtmahl; und ich glaubte an ihm einen Menschen zu entdecken, der bloß mit natürlicher Seelenstärke sich seinem Schicksal überläßt, ohne Reue und Gefühl seines Verbrechens, und der übrigens bis zum letzten Augenblick vollkommne Geistesgegenwart zu behalten schien.

VIII. Wenn der Hofprediger Lehnberg die ganze Kraft der Religion vergebens versucht hat, um den Baron Bjelke von der Abscheulichkeit seines Verbrechens zu überzeugen; so ist es hingegen für das Hofgericht unmöglich gewesen, durch alle nur erdenkliche Mittel die sie in Händen gehabt, den General Pechlin zu vermögen, das geringste Theil nehmen, oder irgend eine Kenntniß von dieser Sache einzugestehen. Die Uebereinstimmung aller Aussagen der Schuldigen gegen ihn, hat er als eine schändliche Zusammenrottung schlechter Menschen gegen seine Ehre mit Verachtung abgewiesen; und in mehreren seiner schriftlichen Erklärungen, besteht er immer auf seine vollkommenste Unschuld, und verlangt nichts als Urtheil und Recht. Pechlin hat von je her für einen äußerst staatsklugen

und

und schlauen Mann gegolten. Unter den vorigen Parteizeiten in Schweden, war sein Einfluß oft sehr entscheidend, ob er gleich mehr wegen seiner wirkenden Thätigkeit, als wegen unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Grundsätze einer einmal gewählten Partei, berühmt war. Bei der Staatsveränderung vom Jahr 1772 war Pechlin der Einzige, welcher sich mit einer Entschlossenheit und einer Geistesgegenwart benahm, deren Befolgung von Mehreren seiner Partei die wohlthätigen Absichten des jungen Königs sehr leicht zum Vortheile des alten Systems hätte vereiteln können. Und auch itzt noch, als ein Greis von beinah 80 Jahren, hat er bei dieser ganzen Untersuchung, durch eine ununterbrochene Befolgung seiner schlauen Politik, das Publikum überzeugt, daß er eher vielleicht eines Verbrechens als einer Unvorsichtigkeit fähig sei.

Von allen denjenigen, welche den General in dieser Sache entweder als Erfinder des ganzen Revoluzionsplans, oder doch als einen sehr thätigen Beförderer desselben angeben, hat der Oberstlieutenant Liljehorn am ausführlichsten seine Gedanken über den Charakter desselben geäußert.

„Da ich zuerst — schreibt er in einer Erklärung vom 19 April — die Bekanntschaft des Ge-

nerals Pechlin machte, muß ich gestehen, daß nach der Beschreibung, die ich von ihm erhalten, meine Vorurtheile gegen die Eigenschaften seines Herzens eben so groß waren, wie meine Erwartungen von den Vorzügen seines Verstandes. Aber, seitdem ich sein Haus einige Zeit besucht hatte, fing ich an zu glauben, daß ihn entweder das Alter in diesem Punkte verbessert, oder daß die allgemeine Beurtheilung ihm wirklich Unrecht gethan habe. So sehr schien seine Unterhaltung die Grundsätze des moralischen Mannes und des rechtschaffenen Staatsbürgers zu verrathen. Es war diese Lockspeise, die mich verführte, seine Absichten für rein und edel zu halten. Erst bei näherer Bekanntschaft fing ich an, bei Pechlin einen Mangel an Delikatesse zu bemerken; aber in dem Gespräch über Ribbings verhaßtes Projekt, schien sein Herz sich in seiner ganzen Blöße zu zeigen. Ich muß indeß dem General Pechlin meine Verbindung mit ihm nicht vorwerfen, da ich ihn freiwillig aufgesucht habe; aber demungeachtet ist es eine unläugbare Wahrheit, daß ich ohne seine Bekanntschaft itzt diese schreckliche Veranlassung nicht haben würde, meine groben Verirrungen zu beweinen. Gebe Gott! daß unser Herr mit einem Stral seines göttlichen Lichts sein Herz erleuchten wolle!" —

Allein

Allein als Liljehorn, bei nachmaliger Konfrontazion mit dem General, diesen nehmlichen Wunsch auch mündlich geäußert hatte, erwiderte Letzterer sehr kalt: „er hoffe, seine Thaten bewiesen hinlänglich, daß er ein besserer Christ sei als der Oberstleutnant.“

Auch hat das Hofgericht, nach Schwedischen Kriminalgesetzen, den Baron Pechlin zu keiner Strafe verurtheilen können, als zur Gefangenschaft auf einer Festung des Reichs, um dort zum aufrichtigen Bekänntniß fleißig angehalten zu werden. — Gegen die übrigen Verbrecher hingegen ist, nach der gewissenhaftesten Untersuchung, Abhörung aller Zeugen welche die geringste Aufklärung in dieser Sache geben konnten, nach Zusammenstellung und Vergleichung aller möglichen Umstände, und oftmaliger Konfrontazion der Schuldigen selbst, den 24 Mai dieses Jahres, folgendes Endurtheil gefällt worden: Daß die Grafen Horn und Ribbing Leben, Adel und Ehre verwirkt hätten, die rechte Hand verlieren, enthauptet und auf das Rad geflochten werden, und ihre Güter an die Krone fallen sollten. — Bei Oberstlieutenant Liljehorn ist darauf Rücksicht genommen worden, daß er mit Ankarström selbst in keiner strafbaren Verbindung gewesen, und auf seinen Warnungsbrief

an den König; weswegen er bloß zur Enthauptung verurtheilt worden, sammt dem Verlust der Güter, des Adels, und der Ritterwürde. — Zu der nehmlichen Strafe ward Baron Ehrensvärd verurtheilt. — Der Kanzleirath von Engeström hingegen zum Verlust des Adels und der Ritterwürde, und ewigem Gefängniß; wie sein Bruder zum Verlust des Dienstes; und ein Major von Hartmannsdorf außerdem noch zum Gefängniß auf Ein Jahr.

Da den Schuldigen indeß das Recht unbenommen war, sich zu beschweren und Gnade zu suchen, so sind auch Alle in dieser Rücksicht bei dem Könige eingekommen; und die Erwartung des endlichen Ausgangs dieses merkwürdigen Rechtshandels war aufs höchste gespannt, als der Herzog-Regent den 15 August dies. J. in einer vortreflichen Rede die Entscheidung bekannt machte, welche ich Ihnen gerne ganz hersetzte, wenn nicht schon mehrere Zeitungen sie geliefert hätten *).

4.

*) So eben da ich dies aus Stockholm mir zugekommene Manuskript in die Druckerei schicken will, erhalte ich Schlözer's Staatsanzeigen, Heft 68, welches bloß einen Auszug (und fast nur erst halb) aus den 4 Alphabet betragenden Gerichtsprotokollen enthält. Dem ungeachtet schicke ich diesen Aufsatz ab, weil das Schlözersche Heft, welches theils Mehr theils Weniger begreift, ihn nicht überflüssig macht, indem er in gedrängter Kürze die Fakta in all-

4.

Einige Nachrichten von Trankenbar auf der Küste Koromandel.

Aus einem Briefe von dem Missionarius Hrn John an Hrn Doktor Bloch in Berlin.

Trankenbar, den 26 Jan. 1792.

Ewr. Wohlgeb. geehrtes Schreiben vom 14 Nov. 1789 erhielt ich erst vor wenig Tagen mit dem Dänischen Kompanieschif Dansborg, welches 17 Monat unterwegs gewesen: mit der unvergleichlichen Fortsetzung Ihres Fischwerks, deren eigentlich in Ihrem zweiten Schreiben vom 17 Sept. 1790

anderer Ordnung liefert, und vorzüglich mit Charakterzeichnungen der Hauptpersonen und mit Rückblicken auf die Schwedische Gesetzgebung und Justizverfassung bereichert, welche nur ein Schwede geben konnte.

Wirklich doppelt soll durch meine Schuld das Publikum nichts lesen. Eben darum nehme ich itzt einen sehr interessanten Aufsatz zurück: Ueber die merkwürdige Sitten- und Wohlstands-Veränderung in Edinburg seit 30 Jahren; da ich diesen Auszug aus *Sinclair's* Prospectus de l'Analyse de l'état politique d'Ecosse so eben in Schlözers Staatsanzeigen Heft 67 Nr. 42, und in Bruns' und Zimmermann's Repositorium, Bd. II, S. 160 f. finde.

B.

1790 gedacht worden, welches ich schon im vorigen Junius erhielt.

Sie werden im vorigen Jahr wieder einige Flaschen mit Fischen durch unsern lieben Chemnitz *) erhalten haben; aber, leider, auch ohne Anmerkungen u. Beschreibungen: wie vorher die Zeichnungen durch Dr. Schulze **). Sie können aber kaum glauben, in welchen Arbeiten wir bei der jährlichen Schifsexpedizion gleichsam schwimmen; auch wußte ich nicht, ob Sie Ihr vortrefliches Werk fortsetzen, und welchen Gebrauch Sie davon machen würden. — Wir werden itzt von sehr vielen Freunden und Naturforschern um Produkte aus allen drei Reichen der Natur ersucht. Solchen, die dergleichen nur als Seltenheiten für ihr Privatkabinett haben wollen, senden wir keine Anmerkungen dabei; sobald wir aber wissen, daß öffentlicher Gebrauch für das Publikum davon gemacht wird, dienen wir gerne damit, so viel unsere Zeit und Kenntnisse erlauben. Denn ich muß Ihnen gestehn, daß ich eigentlich kein Systematiker bin, und mich wegen vieler Amtsgeschäfte auch nicht in jedes Fach hineinstudieren kann, so gern ich es auch wünschte.

Sobald

*) Prediger in Kopenhagen.
**) Professor in Halle.

Sobald ich aber Ihre Nachricht von der Fortsetzung Ihres Werkes [im Junius] erhielt, fing ich das Sammeln für Sie recht im Großen an: ließ in allen Missionsgartenteichen und in den Flüssen für Sie fischen, und bot auch alle Seefischer auf. Eine Menge des gefangenen Vorraths, sonderlich schöne Teichkarpfen, deren es hier verschiedne schönere Arten als in Europa giebt, warf ich in ein großes irdenes Gefäß; aber, siehe! binnen 3 Tagen war Alles faul, und Kosten und Mühe verloren. — Nichts blieb mir also übrig, als sie in Gläser zu setzen, die hier selten zu haben sind; und, noch viel seltner sind Korke. Aber auch hier verunglückten viele, wenn ich nicht 3, 4mal neuen Spiritus und Arrak aufgoß. Binnen einem Jahr habe ich für Fische und Insekten über 100 Bouteillen Spiritus und Arrak verschwendet; und 1 Bouteille Arrak kostet 6 bis 8 Groschen, und Spiritus 20 Groschen bis 1 Thaler. — Die Fäulniß ist hier weit größer als in Europa; und es geht schlechterdings nicht an, daß man Fische in Tönnchen aufbewahren kann: oder man müßte Alles auf einmal hinein thun können, und 2, 3mal den Spiritus wegschütten und neuen aufgießen, welches übermäßige Kosten macht. Insonderheit sind die süßen Wasserfische, z. B. Karpfen, wie auch Schlangen

gen u. s. w. der schnellen Fäulniß weit mehr unterworfen, als Seefische und Insekten.

Ich fiel also auf das Mittel, die eine Hälfte des Körpers abziehen, und auf Buchbinderspänen, wovon ich durch ein Ungefähr zum Glück einige habhaft wurde, aufheften zu lassen. So hatte ich eine große Sammlung für Sie, die ich im Oktober wegzusenden gedachte. Da aber kein Schif zu dieser Zeit abging, mußte ich sie leider die Regenzeit über aufbewahren: da mir nicht nur diese große schöne Sammlung verdarb, und nachher von Würmern zerfressen ward *), sondern auch mit allen ausgestopften Thieren für andre Naturforscher es eben so ging. — Denn, Sie müssen wissen, daß die Feuchtigkeit in der Regenzeit, die sonderlich vom Oktober bis Jänner ganz außerordentlich war, mit keiner Art von dergleichen Witterung in Euro-

*) Wie zerstörend die Würmer in feuchten und heißen Gegenden sind, erfuhr ich aus einem andern Brief an Hrn D. Bloch aus Surinam. Welche Art von Band man auch für die hingeschickten Bücher wählte, nichts konnte sie vom Würmerfraß retten. Endlich fiel der dortige Korrespondent darauf, den alten Schweinsleder band zu bestellen. Fast war bei uns die Kunst, die Schweinehaut so zu bereiten, verloren gegangen. Seltsam genug sah es aus, daß ganz neue Bücher — und auch die Berlinische Monatsschrift darunter — diese ganz aus der Mode gekommene Hülle wieder annahmen!

B.

Europa irgend in eine Vergleichung kann gesetzet werden. Diesmal waren z. B. unsere Kissen und Madratzen, worauf wir schlafen, in den Stuben fast wie in Wasser getunkt.

Ich ließ mich aber nicht abschrecken, sondern bot Fluß- und Seefischer (die von ganz verschiedenen Geschlechtern sind, und nicht die geringste Gemeinschaft mit einander haben, aus keinem Topfe zusammen trinken, geschweige mit einander essen, oder durch Heirathen sich verbinden sollten) aufs neue auf, ließ durch meine Europäischen Zöglinge und Malabarischen Knaben aufs neue die Fische abziehn und aufheften, welche ich dann in dem Backofen trocknen, und mit Kajaputöl überstreichen lasse. Hiervon bekommen Sie nun eine numerirte und mit Anmerkungen begleitete Anzahl; imgleichen eine eben solche Anzahl Flaschen von der oben beschriebenen Sammlung, soviel ich davon habe retten können. Denn, da Sie zugleich die vortreffliche Beschäftigung übernehmen, den innern Bau zu erforschen; so denke ich, daß, neben den halben Fischhäuten auf Brettchen, Ihnen die Fische in Spiritus am liebsten und nöthigsten sind.

Meine Sammlung von Zeichnungen der Fische verringere ich gern um Ihrentwillen, und sende Ihnen fürs erste wieder einige. Traurig aber

ist

ist es, daß mein Zeichner mich verlassen hat, und in Englische Dienste gegangen ist, wo er monatlich gegen 80 Rthlr. Sold erhält. Ich that alles Mögliche, ihn bei mir zu behalten, und bot ihm für jede Zeichnung bis 1 Rthlr. Er lachte mich aber für eine solche Kleinigkeit gleichsam aus; ob er gleich nur eines Unteroffiziers Sohn war, eine schwarze Mutter hatte, und selbst wie gebrannter Kaffee aussah.

Meine Anmerkungen werden Sie freilich zu kurz und unvollständig finden; allein ich habe noch zu wenig Kenntniß und Zeit. — Von Ihren Fragen werde ich die mehresten in unsern Missionsberichten nach und nach beantworten. Auf das Laichen der Fische, ihre Nahrung, u. s. w. giebt aber kein Malabar Acht; und ich werde melden, warum dies auch nicht leicht geschehen kann. Kommen Ihre Beschreibungen der Fische nach und nach heraus, so werde ich Anmerkungen und Ergänzungen bei denen, die wir hier haben, in die Missionsberichte setzen lassen. Dieses werden Sie erlauben, und Sich selbige deswegen anschaffen; denn es ist uns unmöglich, den vielen Gelehrten, welche itzt Fragen an uns thun, dieselben immer besonders zu beantworten. Mit den Fragen des Hrn Prof. Forster in Halle habe ich itzt auf diese Art den Anfang gemacht.

macht. — Solche Fragen sind uns überhaupt sehr lieb und lehrreich. — Wenn Sie z. B., so wie Hr Prof. Herrmann in Strasburg, unser Hauptkorrespondent in Berlin sein wollen, und allen den Gelehrten Gesellschaften, von welchen Sie ein so würdiges Mitglied sind, unsre Willigkeit wollen bekannt machen, Fragen anzunehmen, und nach Möglichkeit und nach und nach in den Missionsberichten zu beantworten; so wäre es vielleicht von großem allgemeinen Nutzen, wenn Sie entweder dieselben alle sammelten und uns im Manuskript überschickten, oder lieber (wie Ritter Michaelis gethan) sie NB. mit Lateinischen Lettern drucken ließen, damit wir sie unter Holländern und Deutschen über ganz Indien verbreiten und Nachrichten einziehen könnten *).

Meine Absicht, als Missionarius, ist nicht nur, Religion und Aufklärung unter der hiesigen Nazion zu verbreiten, sondern auch die herrlichen Werke

*) Hr D. Bloch hat mir aufgetragen, bei dieser Gelegenheit zu erklären: daß seine vielen Geschäfte ihm nicht gestatten, solche Aufträge zu übernehmen und zu besorgen; noch weniger aber, etwa Bestellungen nach Ostindien zu machen und die Produkte an sich schicken zu lassen: welches, wegen der großen Entfernung und des leichten Verderbens, mit viel Weitläuftigkeit und Gefahr verknüpft sein würde. B

Werke des mächtigen weisen und so guten Schöpfers nach allen Kräften mit bekannt machen zu helfen. Worin mein lieber Kollege, Hr Rottler, insonderheit innigst mit mir verbunden ist, welcher die Botanik vorzüglich liebt, und ein schönes systematisches Herbarium, wie auch eine systematische Krebssammlung hat, und welcher jährlich viele Pakete Pflanzen und Samen nach Europa sendet. Itzt fängt auch der eben aus Europa nach Trankebar gekommene Missionsmedikus Hr Klein an, mit uns zu gleichem Zweck zu arbeiten.

Wir suchen dadurch, ohne Versäumniß unsers Hauptberufs, die Mission auch für Europa gemeinnütziger zu machen, als sie bisher gewesen ist (:so wie sie ehemals war, da ein fleißiger Ziegenbalg und ein gelehrter und rechtschaffner Walter lebten); und der Mission mehr Freunde und Beförderer zu erwerben, welche selbige zu erhalten und zu unterstützen thätig sind. Wer dieses thut, kann auf unsere thätige Dankbarkeit sichere Rechnung machen; desfalls wir auch auf das in den Missionsnachrichten angehängte Verzeichniß der Freunde und Beförderer der Mission künftig besonders und mit dankbarem Herzen achten werden. Man befördert dadurch nicht nur Religion, sondern auch Wissenschaften.

Nur

Nur bitte ich Sie, und Alle welchen wir dienen sollen, zu erwägen, daß wir hier gar nichts haben und fast nichts bekommen können, was zur Aufbewahrung der Naturalien nöthig ist. Keine schickliche Messer und Instrumente zum Ausstopfen; keine Nadeln, Insekten aufzuspießen, vom größten Käfer bis zur kleinsten Fliege; keine Flaschen und Gläser mit weitem Hals, noch die dazu gehörigen feinen Korkstöpsel; keine Schachteln zum Sammeln; keine hinlängliche Quantität von verschiedenem Papier zum Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen. Wer nun dergleichen haben will, muß uns vorher diese Materialien senden; sonst müssen wir erst, auf sein Verlangen, hierum nach Europa schreiben: wodurch mehrere Jahre weggehen, ehe man es zu erfüllen nur den Anfang machen kann. Auch dürfen wir die eigentlichen Missionskasten von Halle und Kopenhagen damit nicht anfüllen, noch ihre bestimmte Anzahl vermehren.

Sollten breite Fische, als Raja Torpedo, oder dergleichen in Spiritus verlangt werden; so bitte, solche Gläser zu senden, die etwa 1 Schuh hoch sind, und sehr weite Oefnung, und einen wohlpassenden Kork und zwar in Duplo haben. Solche große Gläser könnte ich auch zu Sammlungsflaschen

gebrauchen, anstatt der ganz unnützen Tönnchen und irdenen Gefäße: um gleich von außen beobachten zu können, ob der eine oder andere Fisch zu verderben anfängt, und ihn gleich heraus zu nehmen, ehe er das Ganze ruinirt; welches mir öfter geschehen ist. — Dergleichen große Gläser und andere, worin man Früchte in Brantewein, Oliven u. s. w. zu versenden pflegt, könnten mir, für das Kostende, mit eingemachten Neunaugen, mit Früchten in Brantwein, sonderlich mit allerlei Beerensaft für Pazienten, welche sonst nichts genießen können, zugeschickt werden; und ich werde die Kosten entweder baar oder mit Produkten erstatten. In Kopenhagen würde unser würdiger Freund Chemnitz, oder Hr. Kaufmann Andreas Lorenzen die weitere Versendung mit Schiffen besorgen. —

Wir könnten und würden auch vielen Freunden und Naturforschern aus allen Fächern der Naturgeschichte mehr dienen, wenn uns dieselben mit den neuesten und besten Schriften über verschiedne Theile derselben versehen wollten, die uns das Studium und Sammeln erleichtern. Sie sind mir mit Ihrem herrlichen Fischwerk, und mein Chemnitz mit seinem kostbaren Konchylienwerk, zuvorgekommen; und Sie beide sollen jährlich immer mehr erfahren, daß ich nicht undankbar bin. Solche

Werke

Werke mit ausgemalten Figuren erleichtern nicht nur uns die Kenntniß und Uebersicht über ein Fach der Naturgeschichte; sondern sind unsern Jünglingen und Sammlern, die wir aussenden und zwar manchmal auf weite See- und Landreisen, ganz unentbehrlich, um sie theils zur Neugierde zu reizen, theils ihnen die verschiednen vorzüglichen Arten bekannt zu machen. Sonst bringen sie immer ein und dasselbe, und lassen sichs doch theuer bezahlen; oder werden müde und hören auf. — — Nur senden Sie keine Bücher ungebunden, weil wir hier die elendesten Buchbinder haben.

Es ist wahr, solche Werke sind theuer; allein, wir sind willig und im Stande, es reichlich zu vergüten. Undank und Eigennutz wird uns Niemand Schuld geben können. Beherrschte uns der letztere, so könnten wir hier selbst unter der Hand vielen Gewinn davon erhalten: da viele in- und ausländische Herren, die sich zu weiteren Beförderungen oder aus andern Absichten bei ihren Patronen in Europa empfehlen wollen, die Sammlungen theuer bezahlen. Die Evangelischen Brüder im hiesigen Brüdergarten verkaufen eine Sammlung von Konchylien, worunter etwa 10 bis 20 seltene Stücke, und die übrigen mehrentheils gemein sind, für 60 bis 100 Rthlr., ja darüber. Ein Insek-

tenkästchen, für 15 Pagoden *), welches gegen 40 Rthlr. beträgt; ein Glas mit 1 oder 2 Schlangen oder Insekten, für 2 Pagoden oder etwa 5 Rthlr. Dennoch haben sie damit aufgehört, da sie versichern, daß nichts dabei herauskömmt. Eine Krabbensammlung von etlichen 20 verschiedenen Arten ist kürzlich für 25 Pagoden, oder gegen 60 Rthlr., verkauft worden. Wir sind versichert, daß dergleichen in Europa nicht für die Hälfte geschätzt werden kann. Allein, wenn Jemand etwa nach einem vortheilhaften Dienst unter irgend einer der hiesigen Nazionen strebt, und einen oder mehr Fürsprecher haben, oder sonst ein Geschenk machen will; so kömmt es ihm auf hundert und mehr Thaler nicht an. — Auch ist hier in Wahrheit das Sammeln und Aufbewahren theurer, als man in Europa glaubt; welches Sie aus dem, was ich oben angeführt, ersehen werden. Unsre kleinste Silbermünze ist ein Fano, oder 2 Groschen; diese werden beinahe ausgesäet bei dem Sammeln: denn mit Kupfermünze darf man selten kommen.

*) Indianische Münze, etwas weniger als ein Dukaten an Wehrt.

5.

5.

Ueber öffentliche Staatserziehung.

(Bruchstück; man s. Oktob. Nr. 7, und Nov. Nr. 5.)

Man hat, vorzüglich seit einiger Zeit, so sehr auf die Verhütung gesetzwidriger Handlungen, und auf Anwendung moralischer Mittel im Staat gedrungen. So oft ich dergleichen oder ähnliche Aufforderungen höre, freue ich mich, gesteh ich, daß eine solche Freiheitbeschränkende Anwendung bei uns immer weniger gemacht, und, bei der Lage fast aller Staaten, immer weniger möglich wird.

Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann genossen sie auch übrigens einer grösseren Freiheit als wir; und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meisten:

stentheils monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mogten: Nazionalerziehung, Religion, Sittengesetze; alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man itzt so oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, bloß schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meisten unkultivirten Nazionen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Kultur die Nazion verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht itzt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, itzt schädlicher als ehemals.

Schon diesen wenigen Bemerkungen zufolge erscheint — um zuerst von demjenigen moralischen Mittel zu reden, was am weitesten gleichsam ausgreift — öffentliche, d. i. vom Staat angeordnete oder geleitete, Erziehung wenigstens von vielen

Seiten

Seiten bedenklich. Nach dem ganzen vorigen Räsonnement kommt schlechterdings Alles auf die Ausbildung des Menschen in der höchsten Mannigfaltigkeit an; öffentliche Erziehung aber muß, selbst wenn sie diesen Fehler vermeiden, wenn sie sich bloß darauf einschränken wolle, Erzieher anzustellen und zu unterhalten, immer eine bestimmte Form begünstigen. Es treten daher alle die Nachtheile bei derselben ein, welche der erste Theil dieser Untersuchung hinlänglich dargestellt hat; und ich brauche nur noch hinzuzufügen: daß jede Einschränkung verderblicher wird, wenn sie sich auf den moralischen Menschen bezieht; und daß, wenn irgend etwas Wirksamkeit auf das einzelne Individuum fordert, dies gerade die Erziehung ist, welche das einzelne Individuum bilden soll.

Es ist unläugbar, daß gerade daraus sehr heilsame Folgen entspringen, daß der Mensch in der Gestalt, welche ihm seine Lage und die Umstände gegeben haben, im Staate selbstthätig wird, und nun durch den Streit — wenn ich so sagen darf — der ihm vom Staat angewiesenen Lage, und der von ihm selbst gewählten, zum Theil er anders geformt wird, zum Theil die Verfassung des Staats selbst Aenderungen erleidet: wie denn dergleichen, obgleich freilich auf einmal fast unbemerkbare Aenderungen, nach den Modifikazionen des Nazionalcha-

rakters, bei allen Staaten unverkennbar sind. Dies aber hört wenigstens immer in dem Grade auf, in welchem der Bürger von seiner Kindheit an schon zum Bürger gebildet wird. Gewiß ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers, so viel als möglich, zusammen fallen; aber es bleibt dies doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: — gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben. Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird. Denn, wenn gleich alsdann die nachtheiligen Folgen des Mißverhältnisses wegfallen; so verliert auch der Mensch dasjenige, was er gerade durch die Vereinigung in einen Staat zu sichern bemüht war.

Daher müßte, meiner Meinung zufolge, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete, Bildung des Menschen überall vorangehn. Der also gebildete Mensch müßte dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe, würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nazion mit Gewiß

wißheit hoffen; und nur bei einem solchen, schädlichen Einfluß der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen. Denn selbst, wenn die letztere sehr fehlerhaft wäre, ließe sich denken, wie gerade durch ihre einengenden Fesseln die widerstrebende, oder trotz derselben, sich in ihrer Größe erhaltende, Energie des Menschen gewönne. Aber dies könnte nur sein, wenn dieselbe vorher sich in ihrer Freiheit entwickelt hätte. Denn, welch ein ungewöhnlicher Grad gehörte dazu, sich auch da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, noch zu erheben und zu erhalten? Jede öffentliche Erziehung aber, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.

Wo nun eine solche Form an sich bestimmt, und in sich, wenn gleich einseitig, doch schön ist, wie wir es in den alten Staaten und vielleicht noch itzt in manchen Republiken finden; da ist nicht allein die Ausführung leichter, sondern auch die Sache minder schädlich. Allein in unsern monarchischen Verfassungen existirt — und gewiß zum nicht geringen Glück für die Bildung des Menschen — eine solche bestimmte Form ganz und gar nicht. Es gehört offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen: daß,

da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht so viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken. Sobald der Unterthan den Gesetzen gehorcht, und sich und die Seinigen im Wohlstande und einer nicht schädlichen Thätigkeit erhält, kümmert den Staat die genauere Art seiner Existenz nicht. Hier hätte daher die öffentliche Erziehung, die, schon als solche, sei es auch unvermerkt, den Bürger oder Unterthan — nicht den Menschen, wie die Privaterziehung — vor Augen hat, nicht eine bestimmte Tugend oder Art zu sein, zum Zweck; sie suchte vielmehr gleichsam ein Gleichgewicht aller: da nichts so sehr, als gerade dies die Ruhe hervorbringt und erhält, welche eben diese Staaten am eifrigsten beabsichten. Ein solches Streben aber gewinnt, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit zu zeigen versucht habe, entweder keinen Fortgang, oder führt auf Mangel an Energie; da hingegen die Verfolgung einzelner Seiten, welche der Privaterziehung eigen ist, durch das Leben in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen, jenes Gleichgewicht sicherer und ohne Aufopferung der Energie hervorbringt.

Will man aber der öffentlichen Erziehung alle positive Beförderung dieser oder jener Art der Aus-

bildung

bildung untersagen, will man es ihr zur Pflicht machen, bloß die eigne Entwickelung der Kräfte zu begünstigen: so ist dies einmal an sich nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung hat, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringt; und dann ist auch unter dieser Voraussetzung der Nutzen einer öffentlichen Erziehung nicht abzusehen. Denn, ist es bloß die Absicht zu verhindern, daß Kinder nicht ganz unerzogen bleiben; so ist es ja leichter und minder schädlich, nachlässigen Eltern Vormünder zu setzen, oder dürftige zu unterstützen.

Ferner, erreicht auch die öffentliche Erziehung nicht einmal die Absicht, welche sie sich vorsetzt: nehmlich die Umformung der Sitten nach dem Muster, welches der Staat für das ihm angemessenste hält. So wichtig und auf das ganze Leben einwirkend auch der Einfluß der Erziehung sein mag; so sind doch noch immer wichtiger die Umstände, welche den Menschen durch das ganze Leben begleiten. Wo also nicht Alles zusammen stimmt, da vermag die Erziehung nicht durchzudringen.

Ueberhaupt: soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht auf bestimmte den Menschen zu ertheilende bürgerliche Formen, Menschen bilden; so bedarf es des Staates nicht. Unter freien Men-

schen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang; blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwendiger gemeinschaftlicher Erziehung, fehlen *).

Soll aber öffentliche Erziehung dem Menschen eine bestimmte Form ertheilen; so ist, was man auch sagen möge, zur Verhütung der Uebertretung der Gesetze, zur Befestigung der Sicherheit, so gut als nichts gethan. Denn Tugend und Laster hängen nicht an dieser oder jener Art des Menschen zu sein, sind nicht mit dieser oder jener Charakterseite

*) Dans une société bien ordonnée au contraire, tout invite les hommes à cultiver leurs moyens naturels: sans qu'on s'en mêle, l'éducation sera bonne; elle sera même d'autant meilleure, qu'on aura plus laissé faire à l'industrie des maîtres et à l'émulation des élèves. *Mirabeau* sur l'éduc. publ. p. 12.

seite nothwendig verbunden; sondern es kommt, in Rücksicht auf sie, weit mehr auf die Harmonie oder Disharmonie der verschiednen Charakterzüge, auf das Verhältniß der Kraft zu der Summe der Neigungen, u. s. f. an. Jede bestimmte Charakterbildung ist daher eigner Ausschweifungen fähig, und artet in dieselben aus. Hat daher eine ganze Nazion ausschließlich vorzüglich eine gewisse erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. Vielleicht liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nazionalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor.

Endlich, wirkt öffentliche Erziehung, wenn man ihr völlige Erreichung ihrer Absicht zugestehen will, zu viel. Um die in einem Staat nothwendige Sicherheit zu erhalten, ist Umformung der Sitten selbst nicht nothwendig. Allein die Gründe womit ich diese Behauptung zu unterstützen gedenke, bewahre ich der Folge auf *), da sie auf das ganze Bestreben des Staats, auf die Sitten zu wirken, Bezug haben, und mir noch vorher von einem Paar einzelner zu demselben gehörigen Mit-

tel

*) Man s. das Bruchstück im Novemb. Nr. 5.

tel zu reden übrig bleibt. — Oeffentliche Erziehung scheint mir daher ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muß *).

*) Ainsi c'est peut-être un problème de savoir, si les legislateurs François doivent s'occuper de l'éducation publique autrement que pour en protéger les progrès; et si la constitution la plus favorable au développement du *moi humain* et les lois les plus propres à mettre chacun à sa place, ne sont pas la seule éducation, que le peuple doive attendre d'eux. Ami ang. Ort, p. 11. D'après cela, les principes rigoureux sembleraient exiger, que l'Assemblée Nationale ne s'occupât de l'éducation que pour l'enlever à des pouvoirs ou à des corps qui peuvent en dépraver l'influence. Ebendas. p. 12.

Jena, gedruckt bei Joh. Mich. Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065097790

Digitized by Google

Digitized by Google